

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

~ ~ ~ Zum Jahreswechsel. ~ ~ ~



Die letzte Stunde ist zerronnen,
 Die Glocke kündigt Mitternacht;
 Ein neues Jahr hat nun begonnen,
 Das Werk des alten ist vollbracht.
 Ernst ist der Augenblick, die Feier —
 Du blickst zurück auf Freud' und Leid,
 Wer lüftet ihren dunkeln Schleier,
 Was bringt sie dir, die neue Zeit?
 Du fragst! — Was dich auch mag bewegen,
 Verzage nicht auf deinen Wegen!

Und hat dein Herz auch oft gezittert
 Das Jahr hindurch, in Sturm und Wind,
 Und war dein Leben auch verbittert
 Und freudenleer, o Menschenkind,
 So daß dein Auge nur verdrossen
 Geblickt in die bewegte Zeit,
 Und kalt dein Herz sich hat verschlossen
 für Liebe, Glanz und Herrlichkeit —
 Zu dieser Stunde laß es offen
 Und gieb ihm Kraft und neues Hoffen!

Blick' nicht zurück! — Was du gelitten,
 Gehört nicht an mehr dieser Zeit,
 Und wie du auch gekämpft, gestritten,
 Tilg' alles aus — vergiß es heut!
 O glätte sie, die letzten Falten,
 Die auf der Stirne noch zurück,
 Und hadre nicht mehr mit dem Alten
 Und nehme teil an Freud' und Glück!
 Erwach' aus deinem düstern Traume
 Und blicke auf zum Sternenraume!

O säume nicht! — Kannst du es wissen,
 Ob bald die Lippe nicht erbleicht,
 Die jetzt noch scherzen darf und küssen
 Und zu dem Schönen sich noch neigt?
 Das Herz, mit dem du noch darfst lieben,
 Kann es nicht plötzlich stehen still?
 O schätze, was dir noch geblieben
 Und nimm dein Los, wie Gott es will!
 Vollkommen ist kein Glück hienieden —
 Sei auch mit wenigem zufrieden!

So laß die Zukunft sich entfalten
 Und richte auf die Stirne hoch,
 Und wische aus die finstern Falten,
 Die dir der Ernst des Lebens zog.
 Teil' mit den Alten alte Freuden,
 Und mit den Jungen junges Glück,
 Wie einst, als dich in sel'gen Zeiten
 Bestrahet noch ein Mutterblick!
 Als noch dein Herz glich dem Juwelle:
 Dem Frieden einer Kindesseele!

Entfliehn auf unsichtbarem Flügel,
 Wird auch dies Jahr mit Freud' und Leid,
 Und nichts als der Erinnerung Spiegel
 Bleibt dir zurück aus Raum und Zeit.
 Drum nütze, was dir Gott gegeben,
 Genieße, was dir bringt das Glück,
 Gestalte, wie du kannst, dein Leben
 Und nimm zufrieden dein Geschick.
 Fern' Glück besitzen, Glück vermessen,
 Und halte rein Herz und Gewissen!

So harre aus und kämpfe weiter
 Mit neuem Mut im neuen Jahr,
 Und sei ein ungebeugter Streiter
 Im Kampf des Lebens immerdar.
 Bau' nicht auf deines Nachbars Stärke,
 Geht auch dein Schifflein nicht mehr flott,
 Sei stark und fest in deinem Werke
 Und hilf dir selbst — dann hilft dir Gott!
 Sei klein im Glück und groß in Sorgen —
 So sei gegrüßt zum Neujahrs morgen!
 Mannheim. Heinrich Unger.

Die Ansiedler.

Von Valduin Möllhausen.

1.



enn der Herbst seinen Einzug gehalten hat, scharfe Nachtfrost das letzte Grün töteten, trübe Tage und rauhe Nächte den Altweiber-Sommer verdrängten, dann rückten die auf der Grenze hausenden Ansiedler des westlichen Nordamerica näher zusammen. Die Abende sind ja so lang, und da

versammeln sich die nicht durch allzugroße Zwischenräume voneinander getrennten Nachbarn bald bei diesem, bald bei jenem, um in gemeinschaftlicher Arbeit und heiterem Geplauder die Zeit vor dem flackernden Kaminfeuer zu verbringen und gewöhnlich erst um Mitternacht, wieder alle hoch zu Ross, Männer und Weiber, sich heimwärts zu wenden. Da spielt dann einer die Geige, während beim Abschälen der Maiskolben die harten Körner in die aufgestellten Gefäße klappern; ein anderer singt ein Liedchen, wieder ein anderer erzählt haarsträubende Geschichten aus der Indianerzeit, und dazwischen spinnen sich geheimnisvoll unsichtbare Fäden zwischen jungen Herzen hinüber und herüber, die häufig in einer lustigen Hochzeit ihren Abschluß finden. Einfach genug geht es auf solchen Hochzeiten her, obwohl jeder gern das Beste bietet, was er zu leisten vermag; die Hauptfestlichkeit aber fällt in die Tage, an welchen es gilt, das junge Paar unter Dach und Fach, oder vielmehr zwischen die Blockwände zu bringen und es durch entsprechende Beiträge an Lebensmitteln für die nächste Zeit gegen materielle Sorgen sicherzustellen. Denn die auf der äußersten Grenze der Civilisation lebenden Ansiedler bilden distriktweise gewissermaßen große Familien, die Freund und Leid miteinander teilen, nicht nur sich gegenseitig gern helfen und unterstützen, sondern auch die gemeinsamen Rechte wahren und so lange wie irgend möglich Advokaten, Pfaffen und sonstiges den Frieden störendes Lumpengesindel fernhalten. Den neu zuziehenden Ackerbauer heißt man dagegen herzlich willkommen, und durch Rat und That wird ihm schon am ersten Tage bewiesen, daß er sich und die Seinigen als Mitglieder der Familie betrachten darf. Unter solchen patriarchalischen Verhältnissen ist es nicht zum Staunen, wenn bei den abendlichen Zusammenkünften

ein überaus vertraulicher Ton vorwaltet und nicht gern jemand denselben fern bleibt.

Heute, an dem rauhen, nebelfeuchten Herbstabend, der indessen Helligkeit durch den verdeckten vollen Mond erhielt, war großes Maiskörnen bei Kendrik, einem eisenharten alten Farmer, der mit zu den Seniores der Landschaft gerechnet wurde. Was zu einer solchen Abendunterhaltung erforderlich, war denn auch rechtzeitig besorgt und geordnet worden, sodaß die eintreffenden Gäste in dem größern Räume der zwei Zimmer umfassenden Blockhütte nur auf den einfachen Bankgestellen Platz zu nehmen brauchten, um sofort vor dem jedem erreichbaren Maisvorrat zwei Kolben ergreifen und sie durch kräftiges Aneinanderreiben der festhaften goldgelben Körner entleiden zu können. Nicht spendete das flackernde Feuer in dem breiten Kamin; zugleich sott an demselben in großen Kesseln ein guter Kaffee, und was außerdem zu einem westlichen Schmause erforderlich: warmes Maishrot, Sirup und gebratener Speck, das dampfte und zischte in verdeckten Tiegeln und harpte nur darauf, von der Hausmutter, einer stattlichen ältern Farmerfrau, je nachdem Freunde und Bekannte eintrafen, heringereicht zu werden.

Die Hälfte der erwarteten Gäste war bereits anwesend. Mit dem Beginn der Arbeit überreichte man sich indessen nicht, indem es zunächst galt, den Körper zu erfrischen, mancherlei Fragen auszutauschen und über dieses oder jenes die Ansicht des alten Kendrik einzuholen. Und Kendrik zeichnete sich ja vor allen Nachbarn durch eine gewisse entscheidende Sicherheit im Urtheil aus, nicht minder aber durch eine Tochter, von welcher man allgemein behauptete, und mit Recht, daß sie das schönste Mädchen weit und breit sei. Das einzige, was man an ihr tadelte, war, daß sie trotz ihrer dreißig Jahre noch ledig, was um so erstaunlicher, weil in der ganzen Landschaft sich schwerlich ein junger Mann befand, der es nicht als ein Glück gepriesen hätte, gemeinschaftlich mit der schönen Esther einen neuen Heerd begründen zu dürfen. Weshalb sie jeden, der mit einem Antrage auf der Zunge erschien, noch bevor er gesprochen hatte, die letzte Hoffnung raubte, wußte sie selbst nur allein. Manche raunten sich zu, daß wohl unglückliche Liebe zu Grunde liege, andere meinten, daß ein ehrlicher Farmerbursche ihr nicht gut genug und sie höher hinaus wolle; dagegen waren alle darin einig, daß Esther vor vier Jahren nicht nur das schönste, sondern auch das lebenslustigste Ding gewesen, dann es aber plötzlich wie ein böser Geist über sie gekommen sei und seitdem habe sie nicht mehr nach Mädernart herzlich gelacht. Doch auch in andern Dingen noch unterschied sie sich seitdem von den Nachbarstöcktern. Abgesehen von ihrem ernsten, beinahe finstern Wesen, sah man sie oft mit der Büchse ihres Vaters ausgehen, um Truthühner oder einen Hirsch zu schießen, und wenn andere Mädchen nach den Tönen einer leiblich gespielten Geige die Füße hoben, dann sattelte sie, gleichviel zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht, das beste Pferd ihres Vaters, um in totem Ritt die abgelegene Nachbarschaft zu durchstreifen. Ihre Eltern, obwohl nicht einverstanden mit solchem Gebaren, hatten sich indessen allmählich an dasselbe gewöhnt und es bald aufgegeben, sie andern Sinnes zu machen, zumal sie ihnen stets treue kindliche Anhänglichkeit bewies, im Hauswesen ihnen eine rechte Stütze war und sich sogar an der Erziehung ihrer jüngern Geschwister und mit dem besten Erfolg obenein beteiligte.

Wie die eigenen Angehörigen, waren auch Freunde und Bekannte mit ihren Seltsamkeiten vertraut geworden. Es wunderte sich daher niemand, bei seiner Ankunft sie nicht vor dem Mann beschäftigt zu finden. Es fragte auch keiner nach ihr, wohl wissend, daß seine Neugierde unbefriedigt geblieben wäre. Wußte doch ihre eigene Mutter nicht, was sie bei dem feuchten kalten Wetter noch außerhalb des Hauses hielt. Und doch war sie nicht weit. In dem stallartigen Schuppen bei den Pferden besand sie sich. Dort hatte sie längere Zeit das Haupt auf Arme und Kniee gestützt, auf einer Futterkiste gesessen und vor sich niedergestarrt. Dann erst, als sie meinte, daß genug Gäste anwesend,

um ihre Nichtbeteiligung an den Gesprächen weniger auffällig erscheinen zu lassen, war sie langsam über den dunklen Hof der Hausthür zugehritten. Bevor sie dieselbe erreichte, trat ihr ein Mann entgegen, den sie offenbar schon seit einiger Zeit erwartet hatte. Die Dunkelheit verschleierte seine Züge wie die Esther's; war diese aber ohnehin hoch und kräftig gewachsen, so erschien sie jetzt der breitschultrigen kurzen Gestalt gegenüber, zumal bei der unbestimmten Beleuchtung, noch so viel größer und achtunggebietender.

Mit kurzem Gruß wollte sie an ihm vorbei ins Haus hineinschreiten, als er ihr abermals den Weg vertrat.

„Esther,“ redete er sie zugleich mit gedämpfter Stimme an, „laß mich einige Worte mit dir reden; denn diese Unwissenheit ertrage ich nicht länger. Von Jahr zu Jahr hast du mich verdrößt; geduldig habe ich gewartet, wenn auch mit zerrissenen Herzen; ich habe dir bewiesen, daß ich treu zu dir halte, durch nichts in meiner Liebe zu dir beirrt werden kann, und da besitze ich wohl das Recht, die Frage, welche ich vor einem Jahr an dich stellte, die ich seitdem mehrfach anregte, heute noch einmal mit heiligem Ernst zu wiederholen.“

„Was antwortete ich dir, so oft du mich fragtest?“ erwiderte Esther mit ihrem tiefen wohlklingenden, jedoch eine eigentümliche Kälte bergenenden Organ.

„Du dachtest nicht ans Heiraten, erklärtest du,“ entgegnete der Mann zögernd, „du wollest ein bestimmtes Ereignis abwarten, und so gingen vier Jahre dahin, Trauerjahre für mich, Jahre finstern Brütens für dich, anstatt daß wir beide aufgelebt wären zu Lust und Freude wie damals, als wir noch als Nachbarkinder nicht viel Stunden des Tages eines ohne das andere sein konnten.“

„Wohlau denn, Ruben,“ verlegte Esther ruhig, „auch heute lautet meine Entscheidung nicht anders. Mir liegt so wenig am Heiraten wie einem von der Art gefällten Hicorybaum, dem's gleichgültig, in wie viele Stücke er zerfällt und gespalten wird. Das Ereignis aber, dessen ich erwähnte, ist noch nicht eingetroffen.“

„Du wartest auf jemandes Heimkehr?“
 „Wessen Heimkehr sollte mir Sorge bereiten?“
 „Das weiß ich nicht; keine ich doch niemand, der von hier fortging; aber es durchstreift manchmal dieser oder jener unsere Landschaft, Feldmesser, Kettenträger und Jäger, und die sind schnell bereit, einem unbescholtenen Mädchen die Ruhe zu rauben.“

„Was meinst du damit?“

„Ich möchte wissen, ob du dich einem andern versprochen hast; ja, Esther, das sage mir wenigstens, und wenn er dich schände hinterging, will ich, dein ältester und treuester Freund, ihn an seine Pflicht erinnern.“

„Meinst du, ich würde mich jemand zu eigen geben, der an die Erfüllung eines Ehebversprechens gemahnt werden müßte?“ fragte Esther auflodernd, „damit du indessen nicht falsch urtheilst, erkläre ich ausdrücklich, daß ich vollkommen frei, weder durch mein Wort an jemand gebunden bin, noch eines andern Gelöbnis entgegennahm.“

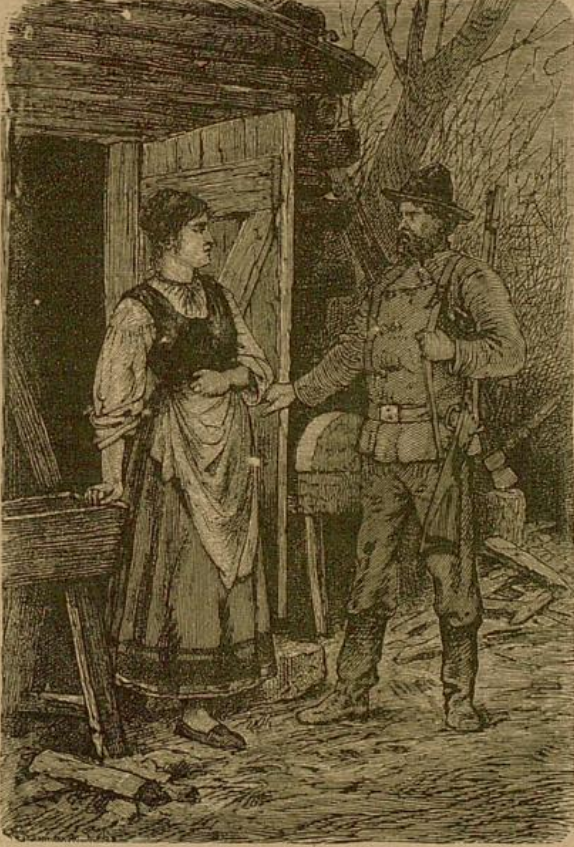
„Was hindert dich denn, wahr zu machen, was wir als Kinder wohl hundertmal verabredeten, was deine Eltern gewiß billigten und wodurch meine Farm, die seit dem Tode der Eltern verwaiste und verfiel, wieder zu neuem lustigen Blüten gebracht würde?“

„Was mich hindert?“ fragte Esther nachdenklich zurück. Sie säumte einige

Sekunden und fuhr fort: „Wohlau, ich will dir's eingestehen — ja, es ist besser, wenn alles klar zwischen uns; vielleicht, daß es dir dennoch gelingt, das aus dem Wege zu räumen, was feindlich zwischen uns schwebt.“

Aus ihren letzten Worten klang eine Gefährlichkeit hervor, welche Ruben ebensowohl auf sich selbst wie auf den angedeuteten Umstand beziehen konnte. Bevor sie aber weiter sprach, tönten aus der Nachbarschaft muntere Stimmen und der Hufschlag scharf getriebener Pferde herüber.

„Da kommen Gäste,“ hob sie nach kurzem Zinnen an, „sie brauchen nicht zu erfahren, was wir miteinander verhandeln, brauchen keinen Anlaß zu Nachreden zu finden, und was ich eben beschlossen habe, dir anzu-



Mit kurzem Gruß wollte sie an ihm vorbei ins Haus hineinschreiten, als er ihr abermals den Weg vertrat.

lündigen, das muß jetzt herunter von meiner Seele. Folge mir in den Garten; dort stört uns niemand, und mit zwei Worten ist's ja nicht abgemacht."

Sie kehrte sich ab, und durch ein Pfortchen tretend, gelangte sie auf die Rückseite des Hauses, wo sie alsbald zwischen Strauchwerk und Maisstrohanhäufungen verschwand. Ruben folgte ihr auf dem Fuße nach. Esthers letzte Mittheilungen hatten ihn offenbar tief erregt, irgend welche Befürchtungen in ihm wachgerufen: denn er prallte förmlich vor ihr zurück, als sie plötzlich stehen blieb und sich mit hastiger Bewegung ihm zueehrte.

"So höre denn," begann sie, ohne eine weitere Anrede, und ihre Stimme klang so hart wie die Pflugchar, wenn sie einen Stein streift, "ich heirate weder dich, noch einen andern, weil ich kein Herz mehr besitze. Mein Herz ist vor vier Jahren gestorben; nur derjenige vermag es wieder zu ein wenig Freundschaft zu beleben, der mir einen Liebesdienst, einen schweren, sehr schweren Liebesdienst erweist."

"Sprich es aus, Esther, und du sollst sehen, daß um ein freundlich Wort von dir mein Leben mir nicht zu teuer," stieß Ruben förmlich hervor, als hätten seine Gedanken sich auf der Flucht vor einem Phantom befunden.

Esther lachte fast geräuschlos, jedoch so gehässig, wie Ruben es nie zuvor an ihr kennen gelernt hatte, und daß es ihn unheimlich anwehte.

"Du entsinnst dich," hob sie darauf an, "daß vor vier Jahren ein fremder Jäger in unserer Nachbarschaft erschossen wurde?"

"Ich entsinne mich, ja, ich entsinne mich, er fiel der Rache eines Wilden, dessen Weib er an sich gelockt hatte. Der Indianer rißte sich doppelt, einmal an dem Jäger und einmal an dem ungetreuen Weibe. Kaum zweihundert Ellen weit lagen sie auseinander, und beide durch den Kopf geschossen. Es gab eine große Aufregung hier herum. Ich selbst war dort, als sie beerdigt wurden."

"Wer behauptet, daß der unglückliche Mann jenes elende Weib verlockte, spricht eine Lüge aus, wie sie nie schwärzer unter dem Himmel erdacht wurde," versetzte das Mädchen mit gleichsam drohender Entschiedenheit, "und du selbst glaubst am wenigsten, was du eben sagtest. Nein, Ruben, nicht indianischer Rache fiel er zum Opfer, sondern er wurde ermordet, hinterlistig von jemand ermordet, welchen Haß auf seine Spuren getrieben hatte. Und das Geheimnis mit dem braunen Weibe — nun, wenn die Frau heute reden könnte, würden wir vielleicht erfahren, daß sie als eine gefährliche Zeugin niedergeschossen wurde."

Ruben, welcher, so lange Esther sprach, kleiner zu werden schien, richtete sich, nachdem sie geendigt hatte, mit einer Bewegung des Trostes empor.

"Du bist die erste, von der ich einen solchen Verdacht aussprechen höre," versetzte er ungeduldig, "denn wer in unserer Landschaft hätte einem harmlosen Fremden nach dem Leben trachten mögen?"

"Leider fand man die Toten erst eine Woche später und nachdem schwere Regen die letzten Fahrten verweicht hatten, oder man hätte vielleicht anders geurteilt,"

erklärte Esther zuversichtlich, "denn dafür, daß der Ermordete nimmermehr den Haß eines Wilden herausforderte, besitze ich die untrüglichen Beweise. Ja, Ruben," und ihre Stimme erhielt wieder jenen eigentümlich feindseligen Klang, "du nennst dich meinen besten und ältesten Freund, und so will ich dir anvertrauen, was ich diese vier langen Jahre hindurch verheimlichte. Ich verheimlichte es, weil ich glaubte, daß die Rache des Himmels den in Sicherheit gewiegten Mörder um so zuverlässiger treffen würde. Jener Jäger war nämlich nicht zum erstenmale in dieser Gegend. Schon früher lernte ich ihn kennen; es geschah, als eine Gesellschaft Feldmesser durch unsere Landschaft zog. Du entsinnst dich, nicht weit von hier hatten die Leute, und unter ihnen der Ermordete, ihr Lager aufgeschlagen. Der Zufall führte mich mit dem Armsten zusammen, und nachdem wir miteinander bekannt geworden waren, sahen wir uns noch mehrfach. Er war eine rechtschaffene offene Natur, und da wurde es mir nicht schwer, als er scheidend mich darum befragte, ihm ewige Liebe und Treue zu geloben. Er versprach mir, zurückzukehren, dann aber, wenn ich nicht andern Sinnes geworden, sein kleines Eigentum im Osten zu Gelde zu machen, um mit mir hier in der Nachbarschaft eine neue Häuslichkeit zu gründen. Und er hatte sein Wort gehalten, war gekommen. Wenige Stunden, bevor die mörderische Kugel ihn traf, hatte ich ihn drüben am Rande des Hains in meinen Armen gehalten, hatte er mich geküßt, und mir heilig gelobt, binnen zwei Monaten zurück zu sein. Wie waren wir so glücklich, ahnungslos, daß einige Stunden später — dahin, alles unwiderruflich dahin. Mein Herz habe ich zu dem Ermordeten ins Grab gelegt, nichts ist in meiner Brust zurückgeblieben als die Hoffnung auf Vergeltung, die Hoffnung, daß die Sonne es an den Tag bringt. Ja, mein Herz ist seitdem tot, und verheimlichte ich die Ursache vor den Leuten, so hatte ich meine Gründe. Ob sie mich für halb wahnsinnig hielten, was kümmerte mich das? Rühmten sie die Nase darüber, daß ich mit der Büchse ausging, des Nachts davonritt, so wagte doch niemand, mir Vorstellungen darüber zu machen. Und dennoch hätten sie mich wohl bemitleidet, wären sie mit meinem Thun vertrauter gewesen. Stundenlang habe ich in schwarzen Nächten auf dem Grabe des Ermordeten gesessen, tausendmal seinen Namen gerufen, ohne daß mir jemand anders als das Echo in dem nahen Walde geantwortet hätte; und mit der Büchse ging ich aus, weil ich hoffte, daß das böse Gewissen den Mörder eines Tages auf die Stätte seines blutigen Verbrechens treiben würde, um dort von mir ebenso niedergeschossen zu werden, wie er meinen armen Bräutigam traf. Ja, stundenlang saß ich auf dem einsamen Grabe, und in meiner Verzweiflung gelobte ich jedesmal, daß ich demjenigen als Frau in sein Haus folgen wolle, der mir die Mittel in die Hand gäbe, den feigen, hinterlistigen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Du kennst jetzt meinen Schwur, und ist dir noch an mir und meiner Freundschaft gelegen, so weißt du, wie du mich gewinnen kannst,



Stundenlang saß ich auf dem einsamen Grabe.

über zu machen. Und dennoch hätten sie mich wohl bemitleidet, wären sie mit meinem Thun vertrauter gewesen. Stundenlang habe ich in schwarzen Nächten auf dem Grabe des Ermordeten gesessen, tausendmal seinen Namen gerufen, ohne daß mir jemand anders als das Echo in dem nahen Walde geantwortet hätte; und mit der Büchse ging ich aus, weil ich hoffte, daß das böse Gewissen den Mörder eines Tages auf die Stätte seines blutigen Verbrechens treiben würde, um dort von mir ebenso niedergeschossen zu werden, wie er meinen armen Bräutigam traf. Ja, stundenlang saß ich auf dem einsamen Grabe, und in meiner Verzweiflung gelobte ich jedesmal, daß ich demjenigen als Frau in sein Haus folgen wolle, der mir die Mittel in die Hand gäbe, den feigen, hinterlistigen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Du kennst jetzt meinen Schwur, und ist dir noch an mir und meiner Freundschaft gelegen, so weißt du, wie du mich gewinnen kannst,

„Das klingt grauſig, Eſther,“ ſprach Ruben, wie ſich unter einer ſchweren Laſt hervorwindend; „daß du dein Herz an einen Fremden hingſt, tadle ich am wenigſten — und wer iſt immer Herr ſeiner Neigung? Allein, daß du in deiner Treue dich an einen Verdacht anflammerſt, welcher deinen Frieden zerſtören mußte, das war unverſtändig gehandelt. Laß ruhen daher die Toten, Eſther, und erfülle die natürliche Beſtimmung des Weibes. Werde meine Frau, und ich will nicht nur mit dir trauern, ſondern auch alles aufbieten, dich von der Sinnloſigkeit deines Argwohns zu überzeugen.“

„Nimmermehr vermagſt du das,“ verſetzte Eſther höhniſch, „oder möchtest du, nachdem ich dir mein unveräußerliches Geheimniß anvertraute, ich frage dich, möchtest du jezt noch behaupten, der arme Ermordete ſei aus meinen Armen hingeeilt, um eine elende braune Frau zu verlocken?“

„Jezt wage ich es freilich nicht mehr,“ gab Ruben leiſe zu, und wäre es Tag geweſen, ſo würde er zuſammengeſchauert ſein unter dem wilden Blick, mit welchem Eſther durch das Dunkel hindurch ſeine Züge zu unterſcheiden trachtete, „nein, teure Eſther, nach deinen vertrauensvollen Mittheilungen verliert mein früherer Glaube allerdings ſeinen Boden; das hindert indessen nicht, daß ein Wilder, durch Mißverständniſſe irreführet, ihn dennoch mit den Empfindungen des Rachedurſtes getödtet haben kann.“

„Ja, Rachedurſt lenkte die Hand, welche die tödtliche Kugel auf den ahnungsloſen Mann entſendete,“ beſtätigte Eſther mit bebender Stimme, „aber nicht der Rachedurſt eines Wilden, ſondern der eines weiſen Feindes, deſſen Haß er abſichtslos herausforderte.“

„Warum ſprachſt du damals deinen Argwohn nicht aus, Eſther? Es wären, wenn auch nur, um dich zu beruhigen, peinlichere Nachforſchungen angeſtellt worden.“

Eſther lachte in ihrer ſcharfen gebäſſigen Weiſe.

„Um vielleicht verpöſſelt zu werden?“ fragte ſie herbe, „um wegen meiner Liebe zu dem Fremden in die Mäuler der Leute zu kommen? Oder gar um den Mörder zu warnen, auf ſeiner Hut zu ſein? Nein, daran dachte ich nicht; auch war mein Kummer, zumal ich ihn verheimlichte, zu ſchwer, um überhaupt viel denken zu können. Wenn mich aber biſher die Hoffnung trug, daß die Sonne es an den Tag bringen würde, ſo hat dieſelbe ſich jezt bis zur Überzeugung befeſtigt. Ja, die Sonne bringt es an den Tag; und ſorgſt du dafür, daß der Mörder den irbiſchen Richtern anheimfällt, ſo brauchſt du nur die Stunde zu beſtimmen, in welcher ich dich zum Notar begleiten ſoll,“ und wiederum lachte ſie unheimlich.

„Mit andern Worten, du weiſeſt meinen rechtſchaffenen Antrag zurück,“ verſetzte Ruben zähneknirſchend, „denn dein Jawort von einer Unmöglichkeit abhängig zu machen, kommt einer Zurückweiſung gleich.“

„Gut, fühlſt du dich zu ſchwach, meine Bedingung zu erfüllen, ſo mag die Zurückweiſung gelten; vielleicht findet ſich ein anderer, der mehr geneigt iſt, Hand in Hand mit mir zu gehen.“

„Und ſich der nutzloſen Mühe zu unterziehen, unter allen Indianerſtämmen nach dem Thäter zu forſchen,“ fügte Ruben heftig hinzu.

„Nach dem Mörder ſollteſt du ſagen, Ruben,“ verſetzte Eſther um ſo ruhiger; „wo er ihn ſucht, iſt mir gleichgültig, wenn er ihn nur findet.“

„Alſo willſt du auf eine leere Schrulle hin das Band zerreißen, welches uns ſchon als Kinder — o, noch als junge Leute einte?“

„Uns einte das Band kindlicher Spiele,“ erwiderte das Mädchen finſter, „und das iſt keine Fieſel für's ganze Leben. Doch nun gehe hinein, ich folge etwas ſpäter nach, fordere aber von dir, daß du mein Geheimniß achteſt. Betrachte es immerhin als einen Borzug, welchen ich dir durch mein Vertrauen gewährte, und mach's dir Freude, ſo halte an der Überzeugung feſt, daß ich mich demjenigen zu eigen gebe, der mir den Mörder ſo kennzeichnet, daß ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann.“

„Iſt das dein letztes Wort?“

„Mein letztes Wort, ſo wahr mir Gott helfe.“

„Gut, Eſther, ich will das meineige thun, um deine Bedingung zu erfüllen,“ erklärte Ruben mit gepreßter Stimme, „vielleicht daß ein glücklicher Zufall mich dennoch begünſtigt. Für dein Geheimniß fürchte nicht; in deiner eigenen Bruſt kann es nicht ſicherer aufbewahrt ſein als in der meinigen, inhaltlos wie es ſein mag.“

Er kehrte ſich um und ſchritt dem Hauſe zu.

Starr wie eine Statue blickte Eſther ihm nach; als aber ſeine Geſtalt im Schatten des Hauſes verſchwand, hob ſie ihre Hand drohend empor, und leiſte tönte es von ihren bebenden Lippen in die feuchte Nachtluft hinaus:

„Du bewahrſt mein Geheimniß beſſer als ich, das weiß ich, und ebenſo lange kannteſt du es ebenſalls. Denn du warſt es, der mir nachſchlich, mich bei meinem Zuſammentreffen mit ihm beobachtete; ja du belauſchteſt uns; nur deinen Schatten entdeckte ich, aber ich wußte, wer es war; ich fühlte es an der Bangigkeit in meinem Herzen.“

Ihre Hand ſank wieder und langſam begab ſie ſich auf den Hof zurück. —

2.

„Der hat 'nen Geiſt geſehen!“ „Sein Pferd hat ihn abgeworfen!“ „'s Fieber ſchüttelt ihn!“ „Eine heiße Taffe Kaffee wird ihn aufmuntern!“ Mit ſolchen Ausrufen begrüßte die muntere Geſellſchaft Ruben, als er in das reichbelebte Gemach eintrat und ſich nach einem leeren Platz umſah.

Und berechtigt waren ſolche Zurufe obenein; denn das Antliß eines Toten hätte nicht blutleerer ſein können als das Rubens; und ſeine grauen Augen blickten ſo finſter unter den tiefgerunzelten rötlichen Brauen hervor, als wäre ihm auf dem Herwege in der That ein jähher Schrecken in die Glieder gefahren. Mochte er immerhin mit der Hand nachläſſig über ſeinen roten Vollbart und durch das lichtblonde ſchlichte Haar ſtreichen, ſeine ſorgloſe Miene behielt etwas Erkünſteltes. Willkommen war ihm daher, als das auffällige Geräuſch hereindrang, mit welchem ein Pferd vor der Hausthür angehalten wurde. Faſt gleichzeitig unterſchied man die Stimme Eſthers im lebhaften Geſpräch mit einem Manne, welches nach einigen Minuten damit endigte, daß letzterer abſtieg, den Bügel um die Thürklinke ſchlang und der vorausſchreitenden Eſther ins Haus hinein folgte.

Als dieſe auf der Schwelle der Zimmerthür erſchien, kehrten alle Blicke ſich ihr neugierig zu. An ihr ſeltſames Weſen war man genugsam gewöhnt, um nicht mehr über die faſt ſtarre Ruhe ihres ſchönen, von ſchwarzem Haar eingerahmten Antlißes Befremden zu empfinden. Es lag ſogar etwas ſtreng Abweiſendes in deſſen Ausdruck, was eigentümlich zu den großen, ſammetweichen Augen und den jugendlich friſchen Lippen kontrahierte. Trotzdem befand ſich in der zahlreichen Geſellſchaft

kein einziger, der nicht dem Zauber ihrer Schönheit und ihrer kräftigen, zugleich anmutigen Gestalt und deren selbstbewußter Haltung unterworfen gewesen wäre. Und so harrten denn auch alle gespannt ihrer ersten Worte, zumal ein hochgewachsener bleicher, anscheinend leidender Mann von dreißig und einigen Jahren hinter ihr eintrat und mit einer gewissen Befangenheit die Blicke aus den schwermütigen blauen Augen über die ihn schweigend betrachtende Gesellschaft hinschweifen ließ. Die Teilnahme aber, welche er dadurch bei allen unbewußt wachrief, wurde erhöht, indem man in seiner Bekleidung wie in dem wirren, dunkelblonden Haar und dem rötlichen ungeordneten Bart die Merkmale einer anstrengenden Reise und mancherlei Entbehrungen zu entdecken glaubte.

„Hier bringe ich einen neuen Nachbar,“ hob Esther an, sobald der Fremde neben sie hingetreten war, und achtlos, als hätte sie ihn nicht gekannt, sah sie über den sie düster beobachtenden Ruben hinweg; „kurz vor Einbruch der Dunkelheit traf er drüben am Waldessaum auf seiner Landparzelle ein. Ich glaube, er ist eines guten Rates bedürftig,“ und ruhig schritt sie nach dem Kamin zu ihrer Mutter hinüber.

„Da hättet Ihr kaum 'ne bessere Stunde wählen können,“ redete Kendrick den Fremden heiter an, indem er ihm die Hand reichte, „hier findet Ihr beinahe alle Nachbarn beisammen, und nachdem Ihr gegessen, getrunken, und ein paar Worte mit ihnen gewechselt habt, werdet Ihr Euch unter meinem Dach und im Kreise der guten Leute so heimlich fühlen, wie nur je an Eurer eigenen Mutter Tisch.“

„Mein Name ist Walter,“ hob der Fremde an, als Kendrick ihn schnell mit den Worten unterbrach:

„nen Namen brauchen wir nicht, der wird nach acht Tagen früh genug kund, Nachbar ist Nachbar — aber zum Teufel, Mann, hier setzt Euch her, und nun sagt, was Euch bewegte, so kurz vor dem Winter noch 'nen Herd gründen zu wollen? Kamt Ihr sechs Wochen früher, so sähet Ihr heut mit den Gurigen unter Dach und Fach, hättet 'nen Schuppen für Eure Tiere stehen und 'nen guten Vorrat Heu obenein geworden. Aber Ihr seid ein Deutscher, noch nicht recht vertraut mit unserer Landesitte.“

„Vertraut genug,“ antwortete Walter trübe, „dem schon seit Jahren führe ich das Leben eines Farmers; hatte mich auch nach dem Verkauf meines kleinen Eigentums im Osten zur rechten Zeit auf den Weg begeben; aber gegen ein feindliches Geschick kämpft der stärkste Mann vergebens. Meine Frau erkrankte unterwegs, und trotz aller treuen Pflege — sogar ärztliche Hilfe konnte ich in Anspruch nehmen — starb sie, mich mit drei kleinen Kindern zurücklassend. Da werdet Ihr begreifen, daß es eine schwere Aufgabe für mich gewesen, bis hierher zu gelangen. Nun habe ich wohl mein Lager aufgeschlagen und nach besten Kräften für die Kinder gesorgt, allein als ich ihnen einen wärmenden Trunk bereiten wollte, fand ich den Theevorrat nicht, oder er ging verloren, und da glaubte ich, für Geld und gute Worte —“

„Nichts von Geld oder guten Worten,“ fiel Kendrick wieder rauh ein, daß es bei der tiefen Stille ringsum laut durch das Haus schallte, „Ihr seid in Not und da muß Euch geholfen werden. Macht's Euch aber zuvor selber bequem, eßt und trinkt —“

„Die Kinder sind allein,“ nahm Walter sichtbar ängstlich das Wort, „möchtet Ihr indessen so freundlich sein, mit etwas Thee und einigen Schnittchen frischen Brotes mir auszuhelfen —“

„Alles, alles, Mann,“ versetzte Kendrick lebhaft und kehrte sich seiner Frau zu, um mit ihr schleunige Hilfe zu verabreden, als Esthers ruhige Stimme erkönte.

„Auf welcher Seite des Waldes liegt Eure Parzelle?“ fragte sie den Fremden, welchen sie so lange mit unverkennbarer herzlicher Teilnahme betrachtet hatte.

„Auf der rechten Seite von hier aus und auf dem linken Ufer des Baches,“ hieß es bereitwillig zurück.

„So reitet man in einer Viertelstunde hinüber,“ fuhr Esther fort, und ihr schönes Antlitz schien sich ein wenig mehr zu beleben, „ich werde Euch begleiten, will selber nach den Kindern sehen, damit sie in der feuchten rauhen Nacht nicht zu sehr leiden. Und ich müßte meine Eltern schlecht kennen, wären sie nicht mit Freuden bereit, die armen Kleinen auf so lange hierher zu nehmen, bis Eure Blockhütte steht —“

Sie säumte einige Sekunden, bis das Weifallsgemurmel ringsum verstummt war, und ihrer Mutter sich zuehend, bat sie freundlich: „Winnen zwei Minuten habe ich das Pferd gefattelt; packe zusammen, was ich mitnehmen soll; wer weiß, die armen Kinder mögen sich nach ihrem Vater bängen.“

Einen flüchtigen Blick warf sie auf Walter. So lange sie sprach, hatte er sie mit einer gewissen scheuen Ehrerbietung betrachtet; als sie aber der ihres Vaters harrenden Kinder erwähnte, entdeckte sie, daß ihm Thränen über die abgehärmten Wangen rannen, und er, wie um seine Bewegung zu verheimlichen, das Haupt neigte.

„Du erlaubst, daß ich dich begleite?“ fragte Ruben, indem er sich erhob, als Esther vor ihm vorüberschritt.

„Ich gebrauche niemandes Begleitung,“ antwortete Esther, ohne Ruben anzusehen, „ist's doch nicht das erste Mal, daß ich nächtllicherweise die Landschaft durchstreife.“ Gleich darauf schloß sich die Thüre hinter ihr.

„Die hat ihren eigenen Kopf,“ bemerkte Kendrick, als er den Eindruck gewahrte, welchen Esthers herbe Zurückweisung erzeugte, „laßt ihr nur ihren Willen; und wer möchte sie tadeln, wenn sie bei ihren menschenfreundlichen Werken ohne Zeugen zu sein wünscht?“

„Ein gutes Herz besitzt sie,“ hieß es da in der Versammlung zu dem Rässeln der Maiskörner in die noch ziemlich leeren Behälter, „und schaut sie finster darenin, so liegt's in ihrer Natur; ein glückliches Familienleben würde sie schnell genug ungänglicher machen.“

„Die heiratet nie,“ schnitt der alte Farmer kurz weitere Gespräche über seine Tochter ab, und freundlich kehrte er sich Walter zu, mit herzlichen Worten ihn tröstend und neue Hoffnungen für die Zukunft anfachend. „Ihr hörtet, Mann, was meine Tochter sagte,“ fügte er hinzu, „und das soll für mich und die alte Lady dort gelten: Eure Kinder finden bei uns so lange eine warme Stätte, bis Ihr selber ihnen ein gutes Obdach zu bieten imstande seid, und noch länger; auch um Euer Vieh seid unbesorgt; ein Pferd füttere ich gern durch —“

„Ich nehme ein anderes!“ hieß es da aus dem Kreise der Nachbarn, „ich einen Stier,“ „und ich,“ „und ich,“ „und ich!“ riefen andere, daß des alten Kendrick hartes Gesicht vor Lust strahlte.

„Da seht Ihr's,“ kehrte er sich Walter wieder zu, „beißt Ihr so viel Tiere, wie Ihr in der Nachbarschaft unterbringen könnt, so zählt Ihr nicht zu den ärmsten Farmern —“

„Wir mögen uns auf den Weg begeben,“ unterbrach ihn Esther, die eben eintrat.

Walter erhob sich.

„Für meinen Dank weiß ich keine Worte,“ begann er.

„Dieses Säckchen legt vor Euch auf den Sattel,“ fiel die Hausmutter lebhaft ein, indem sie ihm einen Vorrat frischer Lebensmittel einhändigte, „doch nun fort zu den Kindern, und setzt Esther ihnen nicht binnen kürzester Frist ein Mahl vor, an welchem sich ihre armen süßen Herzen erfreuen, so will ich zugeben, daß sie ihre Lebenszeit vergebens neben mir in der Wirtshaft verbrachte.“

Wie von einem wirren Traume umfungen, gelangte Walter auf den Hof hinaus und in den Sattel. Als er darauf an Esthers Seite von dannen ritt, schallten ihm aus dem Innern des Hauses heitere Stimmen nach, indem man ihm aufrichtiges Bedauern zollte und geräuschvoll Esthers freudige Opferwilligkeit pries. —

Eine Strecke legten Esther und Walter schweigend zurück. Dann erst fand dieser Worte des innigsten Dankes, welche von Esther eintönig abgelehnt wurden.

„Auf der rechten Seite des Wäldchens liegt Eure Parzelle,“ fuhr sie fort, „grenzt sie etwa an dasselbe?“

Sie grenzt so an das Gehölz, daß, wie die dem Kaufkontrakt beigelegte Karte besagt, ein Waldstreifen mir als Eigentum zufällt. Auf der Nordseite bezeichnen zwei Gräber die ungefähre Grenze. Nach der Karte zu schließen, müssen sie sich noch auf meinem Grund und Boden befinden.“

„Ich vermutete es fast und freue mich, es bestätigt zu hören. Aber sie werden Euch hinderlich sein, namentlich wenn Ihr in deren Nachbarschaft den Boden aufreißt.“

„Wer da schläft, soll durch meine Pflugschar nicht gestört werden. Liegt dort guter Weizenboden, ist's ne Kleinigkeit, zum Schutz gegen das Vieh eine Einfriedigung zu ziehen; Holz im Überflus ist in der Nähe.“

„Das ist freundlich gedacht,“ versetzte Esther etwas leiser.

„Ich hoffe, andere denken ähnlich, wenn sie auf den einjamen Grabhügel meiner armen Frau stoßen,“ erwiderte Walter traurig.

„Sie werden es, o, sie werden es,“ fuhr Esther lebhafter fort, „denn es giebt wohl nur wenig Menschen, welche den Ruhestätten Verstorbener nicht die gebührende Achtung zollen. Und unter dem einen Hügelchen auf Eurer Parzelle schläft ein Herz, wie nie eins treuer und ehrlicher auf dem ganzen Erdenrund schlag. Das andere deckt eine Indianerin, vielleicht den Ihrigen eine nicht minder gewissenhafte Gattin und Mutter. Ja, schützt das Fleckchen Erde und denkt, daß es Euch reichen Segen eintrage.“

„Ihr kamtet die Verstorbenen?“ fragte Walter, durch Esthers innigen Ton sanft berührt.

„Nur den Mann,“ antwortete diese eintönig, und sich ein wenig höher aufrichtend, fügte sie erzwungen sorglos hinzu: „Es ist ein Wunder, daß Ihr Euerm Farmgund ohne einen Führer auffundet.“

„Es würde mir schwer geworden sein,“ erklärte Walter, „allein unterwegs gefellte sich ein junger Indianer von dem Stamme der Onahas zu mir und der kennt jeden Baum und jeden Strauch in dieser Gegend. Seit vierzehn Tagen begleitet er mich, und für das bißchen Essen und Trinken leistete er mir manchen guten Dienst.“

„Er ist noch in Euerm Lager?“ forschte Esther mit wachsender Spannung.

„Er bewacht meine Kinder und mein Eigentum; ich hätte sonst schwerlich gewagt, mich zu entfernen.“

„So besitzt er Euer volles Vertrauen?“

„Mein volles Vertrauen, und ich weiß, er verdient es.“

Eine Weile ritten die beiden Gefährten schweigend einher; dann hob Esther wieder an:

„Was führte den jungen Wilden in diese Gegend? Es läßt sich nicht voraussetzen, daß er Euch ums tägliche Brot diene.“

„Ums tägliche Brot gewiß nicht,“ antwortete Walter, „denn ein geschickter Jäger, wie er, gerät nicht leicht in Not. Er schloß sich mir an, und ich hatte keinen Grund, den gefälligen Burtschen zurückzuweisen; ihn aber auszufragen lag mir fern; ich war zu niedergeschlagen und sorgenvoll; außerdem gefiel mir, daß er große Vorliebe für meine Kinder offenbarte.“

„Ihr brauchtet ihm nur die Lage Eures Grundstücks zu beschreiben, um ihm dessen Auffinden zu ermöglichen?“

„Die beiden Gräber erleichterten es. An Ort und Stelle eingetroffen, schien er indessen von Zweifel befangen zu sein; denn wir hatten kaum ausgespannt, da ging er hinüber, obwohl wir von unserm Lager aus die beiden Kreuze zu unterscheiden vermochten. Eine ziemliche Weile betrachtete er die kleinen Hügel aufmerksam, und als er zurückkehrte, meinte er, es sei die richtige Stelle.“

Esther schwieg wieder; gleich darauf, als sie um eine Bodenerhebung herumbogen, trat ein helloderndes Feuer in ihren Gesichtskreis. Dasselbe beleuchtete einen großen mit Leinwand verdeckten Wagen und mehrere in dessen Nähe gepflöckte Kinder.

„Dort ist meine Heimstätte,“ bemerkte Walter mit einem schmerzlichen Seufzer, und wie unbewußt trieb er sein Pferd zu einem schnelleren Schritt an.

„Ich sehe nur einen einzelnen Menschen vor dem Feuer,“ versetzte Esther, unverwandt hinüberspähend.

„Die Kinder liegen im Wagen zwischen Decken und Pfählen; dort sind sie am besten aufgehoben.“

„O, die armen Kleinen,“ sprach Esther vor sich hin, „und ohne die sorgende Hand einer Mutter,“ wollte sie hinzufügen, unterließ es aber, die Stimmung des Gefährten freundlich berücksichtigend.

Bald darauf trabten sie neben das Feuer hin, wo Walter dem herantretenden jungen Indianer den gefüllten Sack reichte und schnell abstieg. Als er Esther vom Sattel helfen wollte, stand diese bereits auf der Erde. Er führte daher ihr Pferd nach dem Wagen hinüber, um es anzubinden. Esther betrachtete unterdessen ihre Umgebung. Feucht, unfreundlich nahm sich alles aus. Neben dem Feuer lagen einige Küchengeräte und ein Bündel zusammengerollter Decken. Ein Kessel mit siedendem Wasser stand in der Glut. Die Geschirre waren unterhalb des Wagens geborgen und zwischen denselben mehrere Decken zum Lager für Walter geordnet worden. Indem Esther ihre Blicke höher nach dem Wagen hinaufgleiten ließ, gewahrte sie dicht nebeneinander drei blondlockige Engelsköpfe, die unter dem emporgeschobenen Verdeck hervor mit ihren großen blauen Augen sie neugierig betrachteten. Etwas inendlich Rührendes lag in der lieblichen Gruppe, sobald Esther bei deren Anblick und unter dem Eindruck des Gedankens, daß es drei kleine mutterlose Waisen, Thränen in ihre Augen bringen fühlte. Als sie näher schritt, um sie zu begrüßen, verschwanden sie wie durch Zauber Schlag hinter der niedersinkenden Leinwand, worauf sich hinter derselben verstoßenes Röcheln und Einnebeln in die Decken vernehmen ließ.

„Sie werden sich bald an meinen Anblick gewöhnen,“ redete Esther den zurückkehrenden Walter an, „dann will

ich wünschen, daß sie an mir denselben Gefallen finden, wie ich an ihnen beim ersten Anschauen."

"Liebe, liebe Kinder sind es," versetzte Walter schwermütig, „muntere Dingerchen, die noch nicht zu ernessen vermögen, was sie an der Mutter verloren. Ich werde sie vortellen, sobald der Thee bereitet ist; bis dahin mögen sie in ihrem Nestchen bleiben. Sie sind zwar abgehärtet und vertragen Nässe und Kälte gut genug, allein unnötig möchte ich sie der feuchten Nachtlust nicht aussetzen."

„Und morgen ist auch noch ein Tag," sprach Esther teilnahmsvoll beobachtend, wie Walters Hände sich vor dem Feuer bei dem Entleeren des Sackes emsig regten. Einen prüfenden Blick warf sie auf den Indianer, einen etwa achtzehnjährigen schlanken Omaha in der feltamen Bekleidung seines Stammes, und vor dem Feuer niederknieend unterstützte sie Walter bei seiner Arbeit.

Des braunen Burschen dunkle Augen ruhten unterdessen durchdringend auf ihr, als hätte er ihre Gedanken kennen lernen mögen. Sein Gesicht hatte er schwarz gefärbt, das von der mittelstbefeuchteter Nische zusammengeklebt, für einen kundigen westlichen Jäger Merkmale, daß er entweder trauerte oder sich mit irgend einem finstern Plane trug. So stand er da, wie aus Erz gegossen, aufmerksam lauschend den freundlichen Trostesworten Esthers und den Klagen Walters. Wohl war er der englischen Sprache hinlänglich kundig, um beide zu verstehen, aber nicht eine Linie seines Antlitzes zuckte. Man hätte ihn für einen Mann in den reifern Jahren halten mögen, so selbstbewußt trug er sich.

Da sicherte es wieder im Wagen. Esther spähte verstohlen hinüber und ein unendlich weicher Ausdruck verschönte ihr ruhiges Antlitz, als sie der unter der Leinwand hervorlugenden drei Engelköpfe wieder ansichtig wurde. „Wir möchten ihnen die Speisen in ihr Versteck hineinreichen," sprach sie gedämpft, indem sie die blechernen Tassen vor dem dampfenden Theeessel ordnete und mit braunem Zucker versah. „Ich sehe sie lieber um mich," antwortete Walter wie entschuldigend, „sie sind es nicht anders gewohnt." Er breitete eine Decke auf dem Rasen aus und auf diese ordnete er mehrere zusammengerollte Decken so, daß sie von den Kleinen als Rücklehne benutzt werden konnten; dann legte er neues Holz auf die Glut, und als dasselbe von den Flammen ergriffen wurde, begab er sich nach dem Wagen hinüber. Unterhalb des Verdecks erneuerte sich das Richern und Flüstern; zu demselben gesellte sich eine tiefe zärtliche Mannesstimme, und in der nächsten Minute erschien Walter vor dem Feuer, auf dem linken Arm einen dreijährigen Knaben, auf dem rechten ein fünfjähriges Mädchen, während ein sechsjähriger Knabe sich munter an seiner Seite einherbewegte.

„Wären sie zehn Jahre älter, möchten sie mir schon eine rechte Hilfe sein," sprach er schwermütig, indem er die Kleinen nebeneinander auf die Decke setzte, „Ihr Wille ist gut genug, aber wie manches Jahr gehört dazu, bevor ihre zarten Gliederchen schweren Arbeiten gewachsen. Der Kleine heißt Johannes, das Mädchen Marie nach ihrer Mutter, und hier der älteste Fritz, lauter echt deutsche Namen, so wünschte es meine arme Frau, und selbst in den kleinsten Dingen lebte ich ihr gern zu Gefallen."

Esther beeilte sich, mit den Kindern Freundschaft zu schließen und deren Vertrauen zu gewinnen. Es gelang ihr leicht; dabei wußte sie nicht, was sie tiefer ergriff, ob der Anblick der lieblichen Kleinen, die so heiter und zutraulich die verabreichten Speisen von ihr in Empfang nahmen, oder die Trauer, welche sich selbst bei den zärtlichsten Liebesnamen in Walters Stimme offenbarte. Und als das Mahl längst beendigt war, saß sie noch zwischen den Kindern, das jüngste auf dem Schoß und mit allen dreien plaudernd und ihnen erzählend, als ob sie seit Jahren auf einem vertrauten Fuß miteinander gestanden hätten. Der Indianer, obwohl sich an dem Mahl beteiligend, hatte bis dahin kaum ein Wort gesprochen. Erst nachdem die kleine Gesellschaft zum Schlaf in dem Wagen untergebracht worden war und Esther wieder vor dem Feuer Platz genommen hatte, um deren Übersiedelung nach dem elterlichen Hause zu verabreden, verriet er die Absicht, sich an dem Gespräche zu beteiligen.



In der nächsten Minute erschien Walter vor dem Feuer, auf dem linken Arm einen dreijährigen Knaben, auf dem rechten ein fünfjähriges Mädchen.

„Zwei Menschen liegen dort," hob er an, seinen Arm in der Richtung nach den beiden Kreuzen ausstreckend; „weiß die freundliche Frau, wer dort eingescharrt wurde?"

Befremdet sah Esther in das schwarzgefärbte Antlitz, welches mit keiner Miene irgendwelche Gemütsbewegung verriet.

„Ein weißer Mann und eine braune Frau, beide durch Mörderhand gefallen, sind dort wie gute Christen beerdigt worden," antwortete sie zögernd, wie in der Vergangenheit nach einem Umstande suchend, welchen sie vielleicht in Beziehung zu dem jungen Krieger hätte bringen können.

„So weiß die freundliche Frau, welches Grab das des weißen Mannes," forschte der Indianer gleichmütig. „Das obere," erklärte Esther, „die arme Frau liegt zu seinen Füßen. Kamiet Ihr den Mann, oder hörtet Ihr je von ihm, daß Ihr nach ihm fragt?"

„Ich kannte ihn nicht, ich hörte nichts von ihm. Ich betrachtete die Kreuze, sie tragen Zeichen. Solche Zeichen zu deuten, ist nicht Gabe der braunen Menschen. Die Zeichen sprechen die Namen der Toten." „Nicht ihre Namen," unterrichtete Esther den jungen Wilden eintönig und starrer blickte sie vor sich in die Glut, „nur der Tag steht dort verzeichnet, an welchem die beiden Unglücklichen beerdigt wurden. Die Stunde mag kommen, in welcher auch die Namen bekannt werden."

Sie schüttelte sich wie von einem Frostschauer durchströmt, dann erhob sie sich.

„Ich will heimkehren,“ wendete sie sich an Walter, „die Nacht ist vorgeschritten und ich möchte die Nachbarn noch sehen, um ihnen mitzuteilen, was ich hier erfuhr. Sie werden dann den Tag verabreden, an welchem sie Euch unter Dach und Fach helfen. Zwei Dutzend Paar kräftiger Arme, welche die Art zu schwingen verstehen, schaffen vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein viel, und was ein Tag nicht thut, thun zwei. Die Feldarbeiten drängen nicht mehr; an Zeit ist kein Mangel.“

„Die kleinste Hütte ist groß genug für mich und die Kinder,“ erwiderte Walter, „ich könnt's allein bewältigen, doch nehme ich den Beistand der guten Leute mit Dank an. Der Winter ist vor der Thür und daher jede Minute kostbar um der Kinder willen.“

„Sorgt nicht um die Kinder,“ unterbrach Esther ihn mit einer gewissen Herzlichkeit, „morgen bringen wir sie gemeinschaftlich zu meinen Eltern. Ihr bleibt ein Weilchen bei ihnen, damit sie zwischen den fremden Gesichtern sich nicht ängstigen, und das weitere überläßt ihr uns.“

„Das wäre eine zu große Wohlthat,“ versetzte Walter bewegt, und ehrerbietig betrachtete er die vor ihm stehende schöne Gestalt mit der ernstlichen Haltung und dem ruhigen Blick, in welchem sich so viel Milde und Barmherzigkeit offenbarte, „eine Wohlthat, wie sie zu vergelten außerhalb des Bereiches meiner Kräfte. Wenn es aber den Seelen der Verstorbenen vergönnt ist, diejenigen zu besuchen, schützend zu umschweben, mit welchen sie während ihres Erdendaseins am innigsten verbunden gewesen, so wird der Segen der armen Mutter sich täglich an Euch erneuern, nachdem sie zuvor sich an dem Anblick ihrer von treuen Händen gepflegten Kinder weidete.“

Als wäre bei den letzten Worten das Bild der Dahingeschiedenen vor seinen geistigen Blicken aufgetaucht, neigte er das Haupt auf die Brust. Etwas Achtungsgebietendes lag in dem Schmerz, unter welchem die kräftige, jugendrüftige Mannesgestalt sich beugte, etwas Achtungsgebietendes in der Trauer um unwiederbringlich Verlorenes, in welcher der Gedanke an die Zukunft, der Mut zum neuen gewissenhaften Emporrasse fast ersticken.

Einen derartigen Eindruck empfing Esther. Schweigend sah sie auf Walter. Ihr Herz blutete, doch vermied sie, fromme Trostworte an ihn zu richten. Ihn in seinem Gram zu stören, erschien ihr wie ein Fehl. Mehrere Minuten verrannen in tiefer Stille. Der Indianer hatte sich unbemerkt davongeschlichen. Das Holz knisterte, indem die Glut es erhitzte und verzehrte; in dem Wagen schliefen, eng aneinandergeschmiegt, die drei Kinder.

Da fuhr Esther jäh aus ihrem Sinnen empor.

„Gute Nacht,“ sprach sie ernst, indem sie Walter die Hand drückte, und langsam schritt sie zu ihrem Pferde hinüber.

Gleich darauf befand Walter sich an ihrer Seite, um ihr in den Sattel zu helfen.

„Auf Wiedersehen!“ rief Esther ihm zu, und schnell trug das Pferd sie von dannen.

Als sie um den nächsten Hügelabhang herumzog, drang ein unheimlicher gedämpfter Klage-ton zu ihr herüber. Erschrocken hielt sie ihr Pferd an. Der Ruf wiederholte sich und zwar aus der Richtung der beiden Gräber, und wieder und wieder zitterte er schauerlich

durch die stille Nacht, vergleichbar dem geisterhaften Lachen eines Uhus.

„Ich hab's geahnt,“ sprach Esther unbewußt vor sich hin, und sie trieb das Pferd wieder an, „die ermordete Frau stand ihm nahe, war vielleicht seine Mutter. Dann aber, wehe dem Thäter, wenn er ihn entdeckt.“

Sie lauschte beruhigter den hinter ihr verhallenden unheimlichen Tönen. Auf der Grenze geboren, als Mitglied einer echten Pionier-Familie immer wieder auf eine neue Grenze hinausgedrängt, hatte sie genug von den Eingeborenen kennen gelernt, um durch die eigentümliche Art der Offenbarung ihrer Trauer nicht mehr befremdet zu werden.

Heimgeliebt traf sie die Nachbarn noch beisammen. Mit aufrichtiger Teilnahme lauschten alle ihren Schilderungen; es bedurfte kaum noch der Anregung, daß man sich sofort über den Tag einigte, welcher sie zum Bau einer Hütte am Rande des Wäldchens wieder zusammenführen sollte.

3.

Zwei Wochen waren verstrichen. An dem Bach, an welchem Walter sein Lager aufgeschlagen hatte, und im Schutze des Waldeszaunes, stand jetzt eine kleine Blockhütte. Dieselbe umschloß ein einziges Gemach von mäßigem Umfange, dessen eine Giebelseite zur Hälfte von einem breiten Kamin, welcher zugleich den Küchenherd vertrat, eingenommen wurde. Fenster waren nicht vorhanden. Um das Tageslicht hereinzulassen, genügte die Thür, welche, je nach der Windrichtung, verstellt und verhangen werden konnte. Nach erst der Winter mit seinen schweren Schneestürmen herein, so galt es ja, dem Winde und den Flocken so wenig wie möglich Gelegenheit zu bieten, sich einzudrängen. Die aus grünem Holz roh gezimmerten und mit den Wänden vereinigten beiden Bettstellen und die übrigen Habseligkeiten Walters verließen dem düstern Raume einen gewissen Charakter des Behaglichen, welchen das unausgesetzt brennende und mit schweren Holzblöcken genährte Kaminfeuer noch erhöhte. Ein wenig abseits von der Hütte war mittelst Stämmen und Strauchwerk ein Schuppen für zwei Pferde und eine Kuh errichtet worden. Vier Ochsen, zwei Kühe und mehrere Schweine hatten bei den Nachbarn ihr Unterkommen gefunden. Noch aber waren Walter und der junge Omaha die einzigen Bewohner der Hütte, und wenn ersterer mit neuerwachtem Lebensmuth unermüdetlich an der Verbesserung seines einfachen Heimwesens arbeitete, so trieb der Omaha sich jagend in der weiten Umgebung umher. Die Abende verbrachte Walter gewöhnlich bei seinen Kindern, die unter Esthers und deren Mutter sorgsamer Pflege den Verlust der eigenen Mutter vergessen zu haben schienen. Aber auch er selbst richtete sich auf bei dem Anblick der munteren Kleinen und bei den zahlreichen Beweisen freundschaftlicher Gesinnungen, welche man ihm als einem ehrenwerten Nachbarn von allen Seiten entgegentrug. Sogar Ruben offenbarte gelegentlich eine gewisse Theilnahme für ihn; dieselbe hatte indessen etwas Erzwungenes, so daß Walter sich dadurch nichts weniger als erwärmt fühlte. Um so inniger schloß er sich dafür an Kendrick und dessen Familie an, von welchen er zu jeder Stunde wie ein alter lieber Freund willkommen geheißen und mit dem besten Rat bedacht wurde.

Wiederum gingen acht Tage in gewohnter Ordnung dahin, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß Ruben verschwunden sei. Mit der Büchse auf der Schulter war er des Morgens ausgegangen, dagegen

des Abends nicht heimgeliehet. Seine Vorliebe für die Jagd kennend, entdeckte man darin noch nichts Verunruhigendes. Als er aber auch folgenden Tages fortblieb, begann man ernstlich zu fürchten, und es wurde beschlossen, Nachforschungen nach ihm anzustellen. Freunde befaß er zwar nicht unter den Ansiedlern, indem alle sich mehr oder minder durch sein scheues, verschlossenes Wesen abgestoßen fühlten, allein er gehörte zu der Kolonie, und das berechtigte ihn zu dem Schutz jedes einzelnen.

Während nun eine Gesellschaft junger Männer zum Ausstandschaffen des Vermißten aufbrach, ritt Esther, von bösen Ahnungen beseelt, zu Walter hinüber. Sein ruhiger freundlicher Gruß belehrte sie, daß das Gerücht von Rubens geheimnißvollem Verschwinden noch nicht zu ihm gedrungen war. Gleichmüthig vernahm er die Kunde, meinend, daß eines eifrigen Jägers Abwesenheit unberechenbar und deren Dauer von Zufälligkeiten abhängig.

„Und der Omaha, wo befindet er sich zur Zeit?“ fragte Esther beklommen.

„Gestern abend verabschiedete er sich, um in seine Heimat zurückzukehren,“ antwortete Walter, und er schob für Esther ein Bündchen vor das Kaminsfeuer hin; „rechtes Bedauern hatte ich mit dem armen Burschen. Die Indianerin, die hier begraben liegt, ist nämlich seine Mutter. Ich konnte ihm meine Achtung nicht versagen, als er erklärte, nur um das Grab zu sehen, die weite Reise unternommen zu haben.“

„Wann sagte er das? ich hörte bisher nichts davon.“
„Gestern abend, kurz bevor er mich verließ. Er war eben nach einer zehntägigen Abwesenheit heimgekehrt, und zwar seltsam verändert. Sein Antlitz, sonst mit schwarzer Farbe bedeckt, hatte er gesäubert und die Asche aus seinem Haar entfernt. Ich fragte ihn nach der Ursache, und da meinte er, nunmehr genug um seine Mutter getrauert und geklagt zu haben.“

Esther bedeckte ihre Augen ein Weilschen mit der Hand, dann fragte sie gedämpft, wie ihre Worte aus den lebhaft züngelnden Flammen herauslesend:

„So kannte er die nähern Umstände, welche das Ende der armen Frau begleiteten?“

„Er war selber zugegen.“
Mit einer heftigen Bewegung kehrte Esther sich Walter zu.

„Er war zugegen? Es ist unmöglich. Vor vier Jahren muß er noch Kind gewesen sein. Warum hieltet Ihr ihn nicht auf? Er wäre imstande gewesen, den Mörder zu nennen, als Zeuge gegen ihn aufzutreten.“

„Ich befragte ihn um dessen Namen; er gab vor, ihn

nicht zu kennen, beteuerte aber, daß man ihn finden würde, und seine Aeußerungen trugen den Stempel der Wahrheit. Doch hört, wie er das schreckliche Ereignis schilderte, und da Euch die Umstände, unter welchen das Verbrechen ausgeführt wurde, nicht fremd, vermögt Ihr vielleicht seine Mittheilungen auf ihren wahren Wert zurückzuführen.“

„Ich traure nicht mehr um meine Mutter, sie hat jetzt ihren Weg in die glückseligen Jagdgestirbe gefunden,“ erklärte er auf meine Frage nach der Ursache seines veränderten Aussehens, dann fuhr er fort: „Die Seelen der Menschen, die hinterlistig getödet wurden, kommen vor Ablauf einer bestimmten Frist nicht zur Ruhe. Die Zeit meiner Mutter ist abgelaufen; sie braucht nicht mehr über die Prairien und durch die Wälder einherzuschweben, wie der Whig-poor-Will nach Untergang der Sonne.“

„Das sagte er?“ fragte Esther fast atemlos vor Grauen und Spannung.



Die Abente verbrachte Walter gewöhnlich bei seinen Kindern.

gegen dem Laufe des Baches in den Wald hinein, um auf einer tiefern Stelle einige Forellen zu fangen und dadurch seine noch mangelnde Erfahrung als Jäger zu ersetzen. Im dichten Gebüsch saß er auf dem Ufer, die Füße zum Wasser niederhängend und die Angelschnur aufmerksam überwachend, als er in geringer Entfernung die Schritte eines Mannes vernahm, der mit unverkennbarer Hast seinen Weg durch das Gestrüpp bahnte. Argwöhnisch, wie die Eingeborenen im allgemeinen sind, verhielt der Knabe sich regungslos, nur den Kopf drehte er ein wenig, bis er endlich einen Mann entdeckte, der, eine Büchse auf der Schulter, zwischen den Bäumen hindurch nach der Richtung hinüberspähte, in welcher sich heute die beiden Gräber befinden. Sein Gesicht unterschied der von Todesangst ergriffene Knabe nicht, doch wahrte er, als der Fremde dicht hinter ihm vorüberauschte, daß er mit einem Lederrock bekleidet war, wie ihn Jäger und Fallensteller zu tragen pflegen. Kindlich folgernd glaubte er, daß die Verfolgung seiner Mutter und ihm selbst gete, und wenn Furcht für das eigene Leben seine Vorsicht bis aufs äußerste verschärfte, so trieb andererseits Besorgnis für die Mutter ihn, diese zu warnen und ihr, wenn möglich, ein Zeichen zur Flucht

Seine eigenen Worte,“ bestätigte Walter, „etwas seltsam Charakteristisches lag in seiner kalten Ruhe. Vor vier Wintern — wie er sich ausdrückte — wanderte er mit seiner Mutter durch diese Landschaft. Der Tag neigte sich dem Ende zu, als sie nicht weit von hier anhielten, um die Nacht zu verbringen. Die Mutter hatte einen Strauch auf dem Ufer des Baches als Schutzdach gewählt; ihr etwa vierzehnjähriger Sohn folgte da-

zu geben. Er wartete daher, bis der geheimnisvolle Fremde aus seiner nächsten Nachbarschaft getreten war, worauf er in den Bach hinabglitt und, im seichten Wasser unterhalb des unterpflühten Ufers behutiam einherschleichend, zu der Mutter zu gelangen suchte. Er hatte eben den Rand des Wäldchens erreicht, als er, um einen halbtwurzelten Baum herumkriechend, zu seinem Entsetzen einen Teil des kurz zuvor beobachteten Lederrockes zu sich niederhängen sah. Von Schrecken überwältigt, bedurfte er längerer Zeit, um sich zu überzeugen, daß nur der leere Rock dort lag. Länger noch dauerte es, bevor er wagte, einen Blick über den Uferand hinauszusenden, und da entdeckte er, daß der Fremde im Waldessaume bis dahin herumgeschlichen war, wo die Vegetation am weitesten nach dem Hügelabhang hinaufreichte, er sich also der heutigen Gräberstätte um so viel näher befand. Gern wäre er nunmehr ganz zu seiner Mutter hingeeilt, aber mit jenem eigentümlichen, den Indianern angeborenen und frühzeitig entwickelten Scharfsinn sagte er sich, daß

bei seinem unerwarteten Erscheinen die ahnungslose, vielleicht schlafende Frau sich nur zu rühren brauche, um sofort von dem lauernnden Jäger bemerkt zu werden. Wie der Bursche mir erzählte, baute er seine Hoffnung jetzt nur noch auf das Hereinbrechen der Nacht, womit immerhin noch eine halbe Stunde hingehen mochte. Zudem er aber in seiner Todesangst den vermeintlichen Feind unansgesetzt im Auge behielt, gewahrte er, daß derselbe sich plötzlich zu Boden warf und zugleich die Büchse an die Schulter riß. So verrain wieder ein Weilchen; dann krachte der Schuß. Der Knabe, glaubend, daß derselbe seiner Mutter gegolten habe, neigte sich weiter über den Uferand, und zwar freih genug, um noch zu sehen, daß beinahe oben auf dem Hügelkamm ein anderer Mann zu Boden sank und regungslos liegen blieb. Eine ähnliche Bewegung wie der Knabe, mußte auch wohl die Mutter auf den Schuß ausgeführt haben, und das war ihr Verderben.

Der hatte sie entdeckt, gab sich aber nicht bemerkt zu haben. Er wollte unzweifelhaft die gefährliche Zeugin nicht entfliehen lassen, bevor er eine andere Kugel in den Lauf hinabgestossen hatte. Dann trat er in den Wald zurück, in dessen Saum er dem Bache wieder zuschlich. Kaum aber in guter Schußweite von dem unglückseligen Geschöpf, entlud seine Büchse sich zum zweitenmal, und zum Tode getroffen, sank das arme Weib hintenüber.

Dem der Mörder das Ansehen, sie nicht bemerkt zu haben. Er wollte unzweifelhaft die gefährliche Zeugin nicht entfliehen lassen, bevor er eine andere Kugel in den Lauf hinabgestossen hatte. Dann trat er in den Wald zurück, in dessen Saum er dem Bache wieder zuschlich. Kaum aber in guter Schußweite von dem unglückseligen Geschöpf, entlud seine Büchse sich zum zweitenmal, und zum Tode getroffen, sank das arme Weib hintenüber.

„Es gehörte eben eine indianische Natur dazu, daß der Knabe nunmehr nicht jammern und wehklagend zu seiner Mutter hinlief, unbekümmert darum, wie bald ihn selbst das mörderische Blei ereilte. Indem er mir dies alles erzählte, enthielt er sich sogar jedes Ausdrucks des Bedauerns, dagegen verweilte er mit einer gewissen Ausführllichkeit bei der Schilderung seines Bestrebens, selbst zu entkommen, und der Schlaubeit, welche er dabei entwickelte. Es bildete diese scheinbare Gefühllosigkeit einen wunderlichen Kontrast zu den wilden Klagerufen, welche er zuweilen nachts über das Grab seiner Mutter hinsandte, und die mir so lange vollständig unerklärlich blieben.



Kaum aber in guter Schußweite von dem unglückseligen Geschöpf, entlud seine Büchse sich zum zweitenmal, und zum Tode getroffen, sank das arme Weib hintenüber.

„Nach dem zweiten Schuß konnte der Knabe also nur glauben, daß der dritte ihm selbst bestimmt sei, wenn es ihm nicht gelang, sich der Aufmerksamkeit des hinterlistigen Mörders zu entziehen. Und ein faltblütiger Mörder mußte es sein, daß er es nicht über sich gewann, zu seinen Opfern hinzugehen und sich von ihrem Tode zu überzeugen, oder, im Falle Berrat von ihnen zu fürchten, ihre Lippen auf ewig zu schließen. Der Knabe hingegen, sobald er ihn auf dem Kamme des Hügels sah, von wo aus er seiner Kugel nicht mehr erreichbar, betrachtete sich, zumal bei der Nähe des Abends als gerettet, und damit kehrte jene schlaue Überlegung zurück, wie man sie ebenfalls in solch jugendlichem Alter nur bei einer vollblütigen Rothaut zu finden erwarten darf. Seinen Kopf durchschwirrten, wie er mir mit klaren Worten auseinandersetzte, unversöhnliche Rachegeanken, welche sogar den Schrecken über den jähen Tod der Mutter überäubten und von einem seltsamen Aberglauben getragen wurden, wie er heute noch bei ihm in vollster Blüte steht. Er entsann sich der weisen Männer seines Stammes, und von ihnen Rache an dem Mörder erhoffend, schnitt er aus dem ledernen Jagdhemde am untern Rande, wo es wenig auffällig, ein handgroßes Stück samt den Franzen aus, worauf er sich eiligst auf die Flucht begab. Neuen Mut gewann er aus der Überzeugung, das Mittel zu einem unfehlbaren Zauber zu besitzen, und gerade diese Überzeugung mag mit dazu beigetragen haben, daß sein jugendlicher Körper, ohne zu unterliegen, den Entbehrungen und Beschwerden einer langen Wanderung trogte. Den Ansiedelungen wich er weit aus; der Eindruck, welchen der Anblick des Doppelmordes erzeugte, war ein solcher gewesen, daß er überall Feinde zu finden meinte; nebenbei mochte ihm zum Zweck einer spätern Rache sein Zaubermittel geeigneter und sicherer als der Beistand der Weisen erscheinen.

„Vier Jahre hat er seitdem bei seinem Stamme verbracht und sich unterdessen zu einem gewandten Jäger ausgebildet. So gelangte er auch allmählich in den Besitz einer Büchse, mit welcher ich ihn wirkliche Meisterschüsse thun sah. Seine Rachegeanken und sein Vertrauen auf das Zaubermittel sind indessen eingeschlummert; dafür trat in um so höhern Grade die Trauer um die Mutter in ihre Rechte ein. Liegt doch etwas Rührendes in seinem Glauben, daß sie und er selbst erst dann zur Ruhe gelangen würden, nachdem er an ihrem Grabe seine Klagelieder gelungen, und daß dies geschehen konnte, dafür meinte er, mir großen Dank schuldig zu sein.

„Wie ein alter Freund nahm er Abschied. Ich hatte ihn lieb gewonnen und wollte ihn eine Strecke begleiten, allein dringend lehnte er es ab. Es dämmerte bereits, als er sich entfernte. Ich blickte ihm nach und sah, daß er sich noch einmal nach den Gräbern hinüberbegab. Dort stand er auf seine Büchse gelehnt, bis sich seine schlankte Gestalt nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Er mußte sich in der That beruhigt fühlen, denn seine klagende Stimme vernahm ich nicht mehr.“

Hier endigte Walter. Befremdet betrachtete er Esther,

die totenbleich und mit festgeschlossenen Lippen in die Flammen starnte und seine letzten Worte gar nicht vernommen zu haben schien.

Plötzlich kipelte sie unbewußt, jedoch laut genug, um von ihm verstanden zu werden:

„Und der Mann wagte noch, sich um meine Hand zu bewerben, er, der dem Liebsten, was ich auf der Welt besaß, ein jähes Ende bereitete.“

Sie schrat empor und sah fest in Walters Augen. „Ahnt Ihr nicht,“ fragte sie den sichtbar Bestürzten feierlich, „was dem Omaha die Ruhe zurückgab? Ahnt Ihr nicht, was innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden in unserer Landschaft sich ereignete?“ und da Walter in seiner heftigen Bewegung nicht gleich Worte fand, fügte sie erschüttert hinzu: „Der junge Mann hat den Tod seiner Mutter gerächt, und das eröffnete nach seinem Glauben der Ermordeten den Weg in die Jagdgelände der Seligen. Ja, er rächte sie blutig, sie und noch einen andern. Der Mörder liegt erschossen in irgend einem Winkel. Das Geschick hat ihn ereilt. Gottlob, daß ein fanatischer Wilder Vergeltung übte, nicht jemand, der durch eine solche That eine Last auf sein Gewissen geladen hätte. O, ich weiß, wer in unserer Landschaft vor vier Jahren ein indianisches Lederhemd trug, seitdem es aber nicht mehr anlegte.“

„Ein Mann aus Eurer Nachbarschaft?“ fragte Walter erschrocken.

„Ein Mann aus unserer Nachbarschaft,“ bestätigte Esther feierlich, „Ruben ist sein Name, es ist derselbe Mann — Ihr saht ihn mehrfach — derselbe Mann, dessen Spuren zur Zeit unsere Freunde verfolgen, sofern er nicht schon gefunden wurde. Hoffentlich genügen die Beweise gegen ihn, daß man davon absteht, Euerm jungen Freunde nachzusehen. Doch wir haben ja Eure Aussagen, und die müssen ihn entlasten.“

„So hätte ich, indem ich den Omaha bei mir duldete, mittelbar die Hand zur Ausübung seiner Rache geboten?“ versetzte Walter, von Grauen beschlichen, denn nunmehr bezweifelte er selber nicht länger den Tod Rubens.

„Das laßt Euch nicht gereuen,“ antwortete Esther, indem sie sich erhob, „wähle die Vorsehung Euch als Mittel, um der irdischen Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen, so erkennt es dankbar an, wie es alle diejenigen anerkennen, deren Thüren so lange einem hinterlistigen Verräter und Mörder geöffnet gewesen.“

Sie reichte Walter die Hand.

„Ich will nach Hause,“ fuhr sie erregt fort, doch offenbarte herzliches Wohlwollen sich in ihrer Stimme, „ich hoffe, Euch heute noch bei uns zu sehen. Bis dahin lebt wohl!“

Von Walter begleitet, trat sie vor die Thür hinaus und zu ihrem Pferde. Gleich darauf ritt sie gefenkten Hauptes heimwärts.

Bevor sie das elterliche Haus erreichte, wurde sie von Walter eingeholt. Nach den erschütternden Mittheilungen hatte es ihn nicht länger in seiner Hütte geduldet. Er mußte wissen, inwieweit die von Esther angeregten Befürchtungen sich der Wahrheit näherten.

„Ich habe Euch erwartet,“ redete Esther ihn an, als er sein Pferd neben das ihrige lenkte, „fand man Ruben, so ist es ratsamer, Ihr legt Euer Zeugnis auf frischer That ab, damit die Gemüther sich nicht unnötig über die Sicherheit der Kolonie beunruhigen.“

„Ich kann's nicht glauben,“ antwortete Walter düster, „das Bewußtsein, daß von meiner Hütte aus der Tod in die friedliche Landschaft getragen worden —“

„Auch ich glaubte einst, den Gedanken an ein schwarzes

Verbrechen, verübt in unserer Nachbarschaft, nicht fassen zu können,“ unterbrach Esther ihn träumerisch, „und dennoch mußte ich mich daran gewöhnen. Und ich trug damals, wenn auch ahnungslos, gleich Euch mehr Schuld an der graufigen That, als Ihr jetzt an der gerechten Strafe. Denn wißt, dem treuen Manne, der auf Euerm Farmboden schlummert, hatte ich mich mit Herz und Hand verlobt, und das war sein Verderben.“

Sie neigte das Haupt und sah traurig vor sich nieder. Erschüttert betrachtete Walter sie. Jetzt erst begriff er vollständig ihr rätselhaftes Wesen. Er gedachte der toten Gattin, und verglich den eigenen Schmerz mit dem seiner Begleiterin.

Als sie nach Kendriks Hof hinaufbogen, erschien Esthers Mutter in der Hausthür.

„Ein neuer Mord,“ rief sie klagend aus, „sie haben Ruben mit zerhossenem Kopf heimgebracht. Der Vater ist hinüber, um die Verfolgung des Mörders zu leiten.“

Esther und Walter wechselten einen Blick des Verständnisses. Erstere richtete einige Worte der Verhütung an ihre Mutter, Walter begrüßte flüchtig seine Kinder, die zutraulich die Farmerfrau umstanden, dann ritten sie in scharfem Trabe davon.

Als sie nach einer halben Stunde auf Rubens Farm eintrafen, fanden sie dieselbe von herbeigeeilten Nachbarn reich belebt. Schrecken und Grimm waren auf allen Physiognomien ausgeprägt; wilde Drohungen wurden gegen denjenigen ausgestoßen, der den patriarchalischen Frieden der Ansiedelungen aufs neue erschütterte hatte.

„Wir kennen den Mann, welcher die That beging,“ verkündete Esther, mit Walter unter die auf dem Hofe Versammelten tretend, „bevor aber irgend welche Entschlüsse gefaßt werden, wünschen wir unsere Zeugenaussage abzulegen.“

Sie zögerte, sich gleichsam weidend an der Spannung, mit welcher alle Blicke an ihren Lippen hingen, dann fragte sie ruhig:

„Wie fand man Ruben?“

„Mit zerhossenem Kopf,“ antwortete ihr Vater heftig, „auf dem Rücken lag er; zum Hohn hatte der Mörder mittelst eines Dorms ein Stüchlein Wildleder auf seine Brust geheset.“

Esther seufzte tief auf.

„So ist alles gut,“ sprach sie sichtbar erleichtert, „unser neuer Nachbar wird die erforderlichen Aufklärungen erteilen. Aber zunächst zeigt uns den Federstreifen; dann mag jemand den Federrock hervorholen, welchen Ruben vor Jahren trug und der, so Gott will, noch nicht verloren gegangen.“

Obwohl man das Verlangen nicht begriff, wirkte Esthers ruhige Entschiedenheit so überzeugend, daß sogleich mehrere Farmer sich in das Haus begaben und nach kurzer Zeit mit den gefundenen Gegenständen wieder im Freien erschienen.

„Nun prüft,“ fuhr Esther alsbald fort, „ob der Federstreifen, durch welchen der Thäter seine Person absichtlich oder unabsichtlich feststellte, in irgend eine geschnittene Öffnung des Jagdhemdes paßt.“

Man suchte nicht lange, und als man noch ringsum dem Erstaunen über den befremdenden Umstand laut Ausdruck verlieh, forderte Esther Walter auf, das zu berichten, was sie selbst kurz zuvor von ihm erfahren hatte.

Walter säumte nicht. Mit beinahe atemloser Spannung lauschten die verwitterten Gestalten seinen Worten. Auf ihren harten Zügen prägte sich aus, daß ihre arglosen

Gemüther sich lange sträubten, die gegen Ruben vorgebrachten schrecklichen Anklagen zu glauben. Als er aber vor aller Augen den Federstreifen noch einmal in die Öffnung des Kofes passte, da schwand die letzten Zweifel, wenn auch niemand sich die Ursache zu erklären wußte, weshalb Ruben einem fremden Wanderer feindlich nachgestellt haben sollte.

„So will ich offenbaren, was ich so lang als Geheimnis mit mir herumtrug,“ entgegnete Esther auf diese Einwände, und wie eine Blutwelle schoß es in ihr schönes Antlitz, während die Lippen vor schmerzlicher Bewegung bebten, „der Mann, welchem ihr vor vier Jahren die letzte Ehre erwieset, der Mann, der keinem Wurm ein Leid hätte anthun mögen, der Mann, dessen jede einzige Lebensfaser Treue und Redlichkeit, dieser selbige Mann sollte Euch ein rechtschaffener Nachbar werden. So war es zwischen ihm und mir verabredet worden. Nun urteilt, wenn allein daran gelegen sein konnte, jenen Armen aus dem Wege zu räumen, nachdem er uns zuvor belauschte, sich Kenntniß von unsern Glückspflänen verschaffte.“

Die Bewegung drohte Esther zu übermannen. Sie rang sichtbar nach Fassung, dann schritt sie in aufrechter Haltung zu ihrem Pferde hinüber. Gleich darauf sah man sie langsam heimwärts reiten.

Schweigend blickten alle ihr nach. Mancher erwog sicher, wie schwer sie die langen Jahre hindurch an ihrem heimlichen Kummer zu tragen gehabt, mancher aber mochte bereuen, ein hartes Urtheil über ihr finsternes, abgeschlossenes Wesen gefällt zu haben.

„So hat Gott ihn selber gerichtet,“ brach Kendrit endlich das Schweigen, und mit Grauen vergegenwärtigte er sich, daß er Rubens Bewerbungen um Esther wenigstens nicht zurückgewiesen hatte; „ja, der Herr hat ihn gerichtet, für uns aber liegt kein Grund vor, den jungen Wilden zu verfolgen.“

Er reichte Walter die Hand.

„Ihr hingegen, der Ihr, wenn auch ahnungslos, die Hand zu einem Gottesgericht botet, Ihr sollt uns als Nachbar doppelt willkommen sein.“

In tiefster Stimmung löste die Versammlung sich auf. Man traf noch einige kurze Verabredungen, die Vererdigung des Erschossenen betreffend, dann bestiegen alle ihre Pferde, um an den heimatlichen Herd zurückzukehren.

Ein wenig später, da lag die Farm still und verödet; denn auch der Arbeiter, welchen Ruben in seinen Dienst genommen hatte, scheute sich, mit dem toten Mörder die Nacht unter demselben Dache zu verbringen. Nur für die Tiere sorgte er noch, dann eilte er durch die sich verdrickende Dämmerung zum nächsten Nachbar hinüber. —

4.

Scharfer Frost hatte die Erde in starre Fesseln geschlagen, es ruhten Grabsheit und Pflug. Lustig erschallte dagegen der Schlag der Art in Waldstreifen und Hainen, wo man sich mit dem Herstellen von

Einfriedigungsriegeln eifrig beschäftigte und Brennholz für die Tage fällte, in welchen tiefe Schneelagen den Verkehr im Freien erschwerten.

Wochen waren verstrichen, seitdem man Ruben auf abgelegener Stätte beerdigte, nur selten sprach jemand noch von ihm. Seine Farm war in den Besitz eines fern lebenden Verwandten übergegangen, der indessen seine Ansprüche an einen Dritten verkauft hatte. Wenn dieser im Frühling eintraf, durfte man hoffen, daß unter seinen fleißigen Händen bald die letzten bösen Erinnerungen verwischt werden würden, welche sich an die vereinsamte Heimstätte knüpften. Und vereinsamt war sie vollständig, nachdem die Nachbarn sich des herrenlosen Viehstandes erbarmt hatten, um ihm wenigstens durch den Winter zu helfen. —

Auch Walter, der es noch immer nicht über sich hatte gewinnen können, seine Kinder dem überaus behaglichen Heim auf Kendrits Farm zu entreißen und zu sich zu nehmen, füllte seine Zeit mit Holzfällen aus. Eine Anzahl Kiegel und Pfähle hatte er zu den beiden Gräbern hinaufgeschafft und mittelst derselben nach Landesfite eine feste Einfriedigung um dieselben hergestellt. Seitdem er wußte, in welcher Beziehung Esther zu dem dort schlafenden Manne gestanden hatte,

betrachtete er es als seine nächste Aufgabe, ihren mit Rücksicht auf die Grabstätte ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. —

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu, und Schneefall verkündend wölbte der graue Himmel sich über der stillen Landschaft. Eifrig hatte Walter gearbeitet. Nur noch wenige Kiegel waren einzufügen, dann wollte er heimkehren. Ernsten Betrachtungen hingegeben, war ihm entgangen, daß Esther bei der Blochhütte einge-

troffen war, dort ihr Pferd angebunden und sich alsbald zu Fuß auf den Weg zu ihm begeben hatte. Erst als sie nur noch eine kurze Strecke von ihm entfernt, wurde er ihrer ansichtig.

„Noch weniger Minuten Arbeit,“ rief er ihr nach kurzem Gruße freudig überrascht zu, „und der schwerste Schneesturm erschüttert die Einfriedigung nicht mehr.“

„Das ist freundlich von Euch,“ antwortete Esther, indem sie zu ihm herantrat, „wohl erwartete ich diesen Liebedienst, allein daß Ihr so schnell damit zu Werke gehen würdet, konnte ich freilich nicht ahnen.“

„Es liegt Schnee in der Luft,“ versetzte Walter, ohne die Arbeit zu unterbrechen, „und wäre der heruntergekommen, bevor ich fertig geworden, hätt's Monate bis zur gründlichen Herstellung dauern können.“

Esther war an die Einfriedigung getreten, und sich mit den Armen auf dieselbe lehrend, betrachtete sie schweigend den Hügel, unter welchem der Geliebte schlummerte.

Walter beendigte seine Arbeit, und noch immer sah Esther schwermütig vor sich nieder. Die nach dem Befestigen des letzten Kiegels eintretende Stille mochte sie aus ihren Träumen ermuntern, denn zu Walter hinüberschauend, der sie mit unverkennbarer inniger Theilnahme betrachtete, winkte sie ihn neben sich hin. „Dies ist ein heiliger Altar,“ sprach sie mit vor



„Dies ist ein heiliger Altar,“ sprach sie mit vor Behmut zitternder Stimme.

Behmut zitternder Stimme, „Ihr verloret eine heißgeliebte Gattin, werdet mich daher verstehen, wenn ich sage, daß ich mein Herz zu dem Teuren ins Grab lege, werdet das, was ich Euch jetzt anvertraue, als aus den reinsten Beweggründen entspringend, als ein Vermächtnis des treuen Toten betrachten.“

Sie richtete sich auf und blickte frei und offen in Walters ernstes Antlitz, dann fuhr sie fort:

„Als ich damals zu dem vollen Bewußtsein meines Verlustes gelangte, leistete ich einen Schwur, alles in meinen Kräften Stehende aufzubieten, daß der feige Mörder zur Rechenschaft gezogen werde. Ich war sogar entschlossen, demjenigen, der zu seiner Bestrafung beitragen würde, wenn er es verlangen sollte, eine treue Frau zu werden. Jene wilden Rachedgedanken sind jetzt eingeschlummert; ich fühle, dieselben waren des Andenkens des Verstorbenen nicht würdig; denn in seinem Herzen fanden neben stolzem Mannesmut nur noch Milde und Sanftmut Platz. Und so habe ich denn eben eine ernste Frage an ihn gerichtet, ich habe ihn angefleht, mir den Weg zu zeigen, den ich nunmehr zu wandeln habe. Seine Antwort hat er mir nicht vorenthalten; sie lag in dem Frieden, der in meine Brust einzog, als ich zu einem festen Entschluß gelangte. Ich wiederhole, mein Herz liegt da unten bei dem Geliebten; und doch sind noch warme Regungen in meiner Brust zurückgeblieben, das habe ich in den letzten Wochen unzweideutig erfahren, ich meine die Regungen einer recht herzlichen Freundschaft und die einer opferwilligen Liebe zu den in meinem Schutz befindlichen kleinen Waisen. Mit Euch steht es ähnlich, das beweist Euer Gram um eine unvergeßliche Tote. Und so mag ich denn ohne Beforgnis, von Euch mißverstanden zu werden, vor diesem Altare vertrauensvoll zu Euch sprechen. Nicht daß Ihr mittelbar dazu beiträgt, daß ein schwarzes Verbrechen gesühnt wurde, sondern aus Liebe zu den kleinen Waisen, aus Freundschaft für Euch und aus treuer Pietät für unsere geliebten Toten, die in diesem Augenblick uns vielleicht umschweben, erkläre ich, daß ich bereit bin, die Mutter Eurer Kinder zu werden, Euch aber eine gewissenhafte Gattin. Antwortet mir jetzt nicht,“ sprach Esther weiter, und helle Thränen rannen über ihre Wangen, als sie in Walters Antlitz mit tiefer Behmut gepaartes freundiges Erstaunen entdeckte, „zu einer endgültigen Entscheidung in einer so schwerwiegenden Frage nach der einen oder der andern Richtung hin bedarf es einer langen und reiflichen Überlegung. Laßt zuvor den Winter dahingehen; und wenn wieder liebliches Frühlingsgrün unsere Gräber schmückt und Ihr glaubt, daß wir mit den gleichen Gesinnungen zueinander gehören, dann wollen wir uns die Hände reichen in der ersten Hoffnung, daß auch in uns selber ein neuer milder Frühling erwache, ein stiller Friede in unsere Herzen einziehe. Bis dahin aber — ich bitte Euch darum — laßt mir die Kinder.“

„So will ich Euren Rate folgen,“ antwortete Walter treuherzig, während seine ehrlichen Augen einen eigentümlich feuchten Glanz erhielten, „bis zum Frühling sollen die Kinder Euch bleiben, bis zum Frühling mag die Entscheidung um Eures Wunsches willen ausstehen, wohl aber darf ich schon heute offenbaren, daß Eure Worte mich berührten wie ein frommer Segensspruch, mir zugesendet aus einem fernem einsamen Grabe, zu mir emporgesendet aus einem treuen Herzen unter diesem Hügel hervor.“

Esther faltete die Hände und lehnte sich wieder auf die Einfriedigung. Walter folgte ihrem Beispiel. Lange, lange betrachteten sie den Grabhügel. Sie achteten nicht darauf, daß vereinzelte Flocken niederzrieseln begannen, wie um den Hügel zu bedecken, das Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen ihren Blicken zu entziehen.

Endlich richtete Esther sich wieder empor. Ruhig schauten ihre Augen in die Walters, indem sie ihm die Hand reichte.

„Ich handelte in seinem Sinne,“ sprach sie feierlich, „denn so beruhigt, wie jetzt, bin ich noch nie von dieser geweihten Stätte fortgetreten. Doch nun kommt, ich fühle, daß sein Segen uns begleitet immerdar.“

Hand in Hand begaben sie sich nach der Hütte zurück. Kein Wort sprachen sie miteinander. Doch aus den wehmütigen Betrachtungen, welchen beide sich hingeeben hatten, keimte es schon jetzt, wenn auch erst schüchtern, wie verheißendes Frühlingsgrün hervor.

Ein wenig später, da ritten sie nach Kendricks Farm hinüber. Dichter rieselten die Flocken nieder, das winterlich gelbgraue Gras in blendendes Weiß fleidend. Zärtlicher, als an diesem Abend, hatte Esther die drei blondlockigen Engelsköpfe noch nie an ihr Herz gedrückt, uniger denn je zuvor erfreute Walter sich an dem Bilde, welches Esther im Verein mit den Kleinen ihm bot. —

Und der Frühling kam und die Wiesen und Wälder grüntem, da verbreitete sich in der Kolonie die Kunde daß Esther und Walter sich zusammengeben wollten. Man wunderte sich kaum noch; denn es war niemand entgangen, daß Esther seit dem Eintreffen des neuen Nachbarn allmählich eine andere geworden. Aber keiner befand sich in der Kolonie, welcher dem rechtschaffenen und betriebsamen Walter sein Glück nicht gegönnt hätte. —

Herr Martin.



Wer kennt nicht den dicken Spe- zereihändler in der Kaiser- straße, den gemütlichen alten Herrn mit seinem stattlichen Bäuchlein, seinem Vollmondsgeßicht und dem strahlenden Lächeln darin? Alle Welt kennt ihn, erheitert sich an ihm und alle Welt hat ihn gern, und wenn er unter seiner Laden- thür steht und ruft den Vorübergehenden sein fröh- liches „G'n Morgen, G'n Morgen“ zu (beim Grüßen hat er alle andern Tageszeiten abgeschafft), so kann man nicht anders, man muß bei ihm stehen bleiben und mit ihm plaudern. Er weiß immer alle mög- lichen Neuigkeiten und hie und da auch die unmög- lichen, und ehe man sich's versieht, ist man in den

Laden hineingeschwakt, und ehe man sich irgend etwas gekauft hat, kommt man auch nicht mehr hinaus: Cigarren, Tabak, oder sonst eine Kleinigkeit, und wäre es nur eine Schachtel schwedische Zündhölzer. Item, alles in seinem Laden ist gut und billig, und 100 Pfennig geben auch eine Mark, und so hat Herr Martin nach und nach ein kleines Vermögen zusammengelacht und zusammengeplaudert.

Herr Martin hat, neben einer Anzahl von bürgerlichen und Privat-Tugenden, eine einzige Untugend, wenn man solch kleine Schwäche, die das Leben erheitert, Untugend nennen will. Diese Untugend ist, daß er jedesmal am ersten Sonntag im Monat, wenn er eine gute Bilanz gemacht hat — und er macht selten eine schlechte — mit der Straßendampfbahn nach D. . . . fährt, in der „Karlsburg“ zu Mittag speist, und abends regelmäßig mit einem kleinen, aber stets anständigen Stips in die Residenz zurückkehrt. Dabei stellt er aber auf das entschiedenste in Abrede, jemals in seinem Leben ein kleines Räuschlein gehabt zu haben, und weiß diesen Zustand der Begeisterung mit köstlichem Humor jedesmal auf höchst geheimnisvolle und unbegreifliche Ursachen zurückzuführen.

Am ersten Montag im Oktober 188 . . . herrschte nachmittags unter den Kaffee-Gästen in der Gesellschaft „Frohsinn“ eine ungewöhnliche Aufregung, denn Herr Martin war dem Abend zuvor nicht in seinem gewöhnlichen und anständigen Monats-Stips, sondern in einem Zustande gesehen worden, der vollständig berechtigt war, auf die Bezeichnung eines kapitalen Räusches Anspruch zu machen. Zwei seiner Freunde waren nämlich einer Droschke begegnet, die im scharfen Trabe von dem D. . . . er Thore die Kaiserstraße hinunterraselte, und in welcher zu ihrem maßlosen Erstaunen Herr Martin barhäuptig zwischen zwei Dragonern saß, oder vielmehr lag, und offenbar nicht nur in den Armen seiner kriegerischen Begleiter, sondern auch in denen des Schlummergottes lag. Die beiden Dragoner lachten und sangen, und auf dem Rücksitze saß ein dritter, der auf der Spitze seiner Säbelscheide Herrn Martins Hut wie ein Trophäe schwang.

Der Gegenstand wurde ein langes und breites besprochen und belacht, und eben sagte der Herr Registrar Stecher: „Heute kommt er gewiß nicht, er muß einen kolossalen Katzenjammer haben,“ — und der Herr Senffabrikant Madelmaier meinte: o, er sei nur begierig, wie der Martin sich diesmal herausbeissen werde — da ging die Thüre auf und herein trat, wie der Wolf in der Fabel, Herr Martin. Er gab sich offenbar Mühe, so fröhlich und wohlgenut zu erscheinen, als hätte er den ganzen Sonntag nur Zuckerwasser getrunken und Psalmen gesungen; er

versuchte es sogar, seinem Gange eine leichte tänzelnde Bewegung zu geben und stieß aus seiner Cigarre Rauchwolken, was bekanntlich bei einem Katzenjammer eine reine Unmöglichkeit ist. Nur seine kleinen Auglein schienen ein wenig trübe und seine Nasenpitze hatte eine etwas lebhaftere Färbung angenommen.

„G'n Morgen, g'n Morgen,“ grüßte er mit etwas belegter Stimme und hing seinen Hut an den Nagel; „Frik, meinen Kaffee, aber ganz schwarz, wenn ich bitten darf, und einen Cognac. Ich weiß nicht — hu, hu, hu, — ich muß mir den Magen etwas erkälten haben.“

„Kein Wunder,“ rief sein Freund, der Bäckermeister Kümmler, „kein Wunder, du hast gestern in der Droschke bei deinen Dragonern mit offenem Maul geschnarcht, daß du bei dem Winde wohl hast den Magen erkälten können!“

Die ganze Gesellschaft lachte.

„Ja, lachet nur,“ sagte Herr Martin und legte mit einem leisen Schauder seine brennende Cigarre weg, „ja lachet nur. Ubrigens weiß ich nicht, was ihr von Dragonern und Droschken faßelt.“

„Was, du willst auch noch leugnen?“ lachte Herr Kümmler. „Bin ich dir nicht selbst begegnet mit deiner Ehrenwache?“

„Was, du mir begegnet, und ich in einer Droschke mit Dragonern? Kümmler, ich glaube, du hast gestern ein wenig zu viel von dir selber hinter die Binde gegossen. Na, einerlei, aber doch ist mir gestern etwas passiert, was in psychologischen und chemischer Beziehung höchst merkwürdig ist. Hör mir!“

Die Gesellschaft drängte sich in gespannter Erwartung, „wie er sich jetzt wieder herausbeissen werde“, um den dicken Herrn, und dieser erzählte, und seine Auglein blitzten wieder lustig und um seinen Mund zuckte wieder der alte Humor:

„Fahre ich also gestern mit der Straßendampfbahn nach D. . . . und speise in der „Karlsburg“ zu Mittag. Gesellschaft gut, Essen gut, wie immer; Wein famos. Nur Kohlkrant hätte ich keins essen sollen. Es ist psychologisch und — chemikalisch höchst merkwürdig, welch eigentümliche Erscheinungen sich äußern, sobald meine Natur mit Kohlkrant eine chemische Verbindung eingeht. Beim Weine stelle ich meinen Mann, und von Euch hat mich gewiß noch keiner mit — mit einem Haarbentel gesehen! Was?“

„D nein! So etwas kommt niemals vor!“ lachte die Gesellschaft durcheinander.

„Ich trinke — natürlich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten — meine zwei Flaschen Wein, und bin so nüchtern, als hätte ich Wasser getrunken. Setze ich aber eine einzige Gabel Kohlkrant drauf, so ist der Teufel los.“



„Die beiden Dragoner lachten und sangen, und auf dem Rücksitze saß ein dritter, der auf der Spitze seiner Säbelscheide Herrn Martins Hut wie eine Trophäe schwang.“

„Kaum spürt der Wein das Kohlraut, so geht er mit ihm eine chemische Verbindung ein. Die Weinsäure verbindet sich mit dem Kraut und schlägt sich in meinem Magen als Sauerkraut nieder, der Kohl aber wird frei und steigt mir in den Kopf! Wissen Sie, meine Herren, was das heißt: Kohl im Kopfe und Sauerkraut im Magen? — Kohl im Kopfe, — Kimmel, das mußt du aus Erfahrung wissen — Kohl im Kopfe verwirrt die Gedanken und macht dummi, und Sauerkraut, wenn es nicht durch ein Schweinerippchen neutralisiert wird, ist für meinen Magen Gift. Und ist es ein Wunder, wenn einem bei einer solchen Einquartierung ganz außerordentliche Dinge passieren müssen?“

Die Gesellschaft war vollständig damit einverstanden, daß es allerdings kein Wunder sei, und nachdem sich die Heiterkeit über diesen merkwürdigen chemischen Prozeß gelegt hatte, fuhr Herr Martin fort:

„Und nun, meine Herren, denket Euch mein Bech! Ich hatte eben meiner ersten Flasche den Garaus gemacht und die zweite entfort, da setzt das Ungeheuer von Kellner gerade vor meine Nase eine große Platte Kohlraut mit Hammelsrippchen auf den Tisch. Kohlraut mit Hammelsrippchen, meine Leibspeise, die meine Frau mir jedesmal aufischt, wenn wir einen kleinen Stuß miteinander gehabt haben, und wenn sie mich wieder versöhnen will. Daß Adam dem Evas Apfel nicht widerstehen konnte, ist ein Beweis, daß er ein miserabler Pantoffelheld war, ob schon es damals noch keine Pantoffeln gegeben hat. Ja, wenn am Baume der Erkenntnis statt der Apfel Kohlraut mit Hammels-

rippchen gehangen wären, dann wäre Adam vollständig entschuldigt gewesen. — Und da stand die verführerische Platte vor mir und das Kohlraut und die Hammelsrippchen wetteiferten förmlich, meine Nase mit einem paradiesischen Wohlgeruch zu kitzeln. — Und — meine Freunde, da mußte ich wieder die Erfahrung machen, was der Mensch für ein schwaches Geschöpf ist. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert — ja, das ist ein wahres Sprüchwort. „Martin,“ sagte ich zu mir, „du wirst doch nicht so schwach sein und dich von einer Platte Kohlraut verführen lassen? Martin, du weißt, was es für Folgen hat,“ und indem ich dieses zu mir sagte, hatte ich bereits ein Hammelsrippchen mit Kohlraut gespeist. „Pui, Martin, schäme dich, sei ein Mann, ich muß mich sonst vor dir selber schämen!“ Aber aller Zuspruch nützte nichts, Martin füllte seinen Teller zum zweitenmale, sodaß ich allen Respekt vor ihm verlor. „So, jetzt geschieht dir ganz recht, wenn du heute noch ein

Malör hast, du . . . du . . .“ nein, ich mag gar nicht sagen, was ich ihm für einen Ehrentitel gab, und im Zorn über solch ein unmännliches Benehmen trank ich noch einen Pfiff Extrawein und setzte eine Tasse schwarzen Kaffee drauf.“

„Es war 4 Uhr, als ich mit banger Ahnung meinen Heimweg antrat. Ich war aber noch nicht weiter gekommen, als bis zum „Schwanen“, da fing's schon an. Es that einen Knaller: Krach! Krach! daß ich erschrocken stehen blieb, und richtig, zwei Westenknöpfe waren abgesprungen. Der chemische Prozeß hatte begonnen. Ich spürte ordentlich, wie sich das Sauerkraut in meinem Magen niederschlug und im Kopfe wurde mir's bereits ganz kobligh. Da lagen sie vor meinen Füßen, zwei Perlmutternknöpfe. Was wollte ich machen? Mit halboffener Weste durch die Straßen laufen, und auch noch an einem Sonntag, wäre für einen K. er Bürger nicht anständig gewesen,

und ohne Knöpfe zu meiner Frau nach Hause kommen — nein, es war unmöglich. So entschloß ich mich denn, in „Schwanen“ einzusprechen und mir die Knöpfe wieder annähen zu lassen. Ich machte mehrere verunglückte Versuche, die Knöpfe aufzuheben, aber der Henker mag sich bücken, wenn er in der „Karlsburg“ zu Mittag gegessen hat, und zudem war ich noch der Gegenstand der Heiterkeit für einen hoffnungsvollen D. . . . er Gassenjungen, der meine Turnübungen mit lautem Gelächter begleitete.

„Du, Kleiner,“ sagte ich, „sei doch so gut und hebe mir die Knöpfe auf.“

„Der kleine Satan grünte mich an und sagte, er wolle es thun, wenn

ich ihm ein Zwanzigpfennigstück schenke, er habe keinen Vater und keine Mutter mehr — ich alaube, der Schlingel hat niemals welche gehabt — und habe seit acht Tagen nichts Warmes mehr gegessen. Was wollte ich machen? Die Knöpfe mußte ich haben, — ein weiches Herz für Waisen habe ich auch, und so gab ich ihm die zwanzig Pfennig. Und nun, meine Herren, geschah etwas Merkwürdiges, etwas Unglaubliches. Kaum hatte die elternlose Waise das Geldstück empfangen, so streckte sie mir die Zunge heraus und rannte davon, als ob der Kopf ihr brenne. Meine Westenknöpfe aber blieben im Kote liegen. Da lagen sie und das kleine Ungeheuer machte mir aus sicherer Entfernung eine Nase.

„Dieses Benehmen der kleinen undankbaren Ränge ist psychologisch höchst merkwürdig, wie überhaupt die D. . . . er Gassenbuben äußerst interessante Geschöpfe sind, und die Darwin'sche Theorie über die Abstammung von den Affen bestätigen.“



„So fand ich es geraten, der übermacht zu weichen und Herzgeld zu geben.“

„Die Frau Schwanenwirtin hatte vom Fenster aus mein Unglück mitangelesen und lud mich freundlich ein, bei ihr einzutreten, sie wolle mir den kleinen Schaden gerne ausbessern. Der Hausknecht hob die verdammten Knöpfe auf, wofür ich ihm ebenfalls 20 Pfennig in die Hand drückte. — Im „Schwanen“ hielt ich mich nicht länger auf als notwendig war, meine Knöpfe annähen zu lassen und ein Viertel zu trinken, das heißt für jeden Knopf eines. Es war von mir nur eine kleine Aufmerksamkeit, ein Akt der Dankbarkeit für die Freundlichkeit der Frau Schwanenwirtin. Als ich wieder auf die Straße kam, fiel mein erster Blick auf die elternlose Waise, die ganz gemächlich auf der Staffeln saß und emsig an einer brennenden Cigarre zog, — wahrscheinlich um etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Ich bin sonst nicht sehr hitziger Natur, aber sei es, daß das Knopf-annähen mich so aufgeregt hatte, oder daß der mir in den Kopf gestiegene Kobl zu wirken anfing, genug, ich kam — ein psychologisch höchst merkwürdiger Fall — in eine solche Wut, daß ich dem hoffnungsvollen D. . . . er Gewächs eine Maulschelle gab, die ihm die Cigarre funtensprühend nach Osten und die Wütze nach Westen fliegen machte. — Die Maulschelle war ein strategischer Fehler, das fühlte ich im Augenblick, sie war eine Kriegserklärung, ehe ich selbst zum Kriege gerüstet war, gerade wie es die Franzosen gemacht haben anno 70. Und richtig, kaum war der Schlag geschehen, so erhob der kleine Hund ein so furchtbares und mörderisches Geschrei, daß alle Fenster in der Nachbarschaft aufgerissen wurden.

„Wart' nur,“ brüllte die elternlose Waise, „das sag' ich meinem Vater!“ und von einem Dachfenster herunter schrie eine gellende Weiberstimme: „Sie alter Esel, was schlägst du meinen Buben!“ Offenbar die lebenswürdige Mutter des armen Waisenkinbes. Und gleich darauf stürzte sie aus der Hausthüre mit einem Besen in der Hand. Da die Vermutung in mir aufdämmerte, der Besen habe weniger die Bestimmung, die Straßentrassen zu reinigen, als vielmehr mit meinem Rücken Bekanntschaft zu machen, und da zugleich aus den Seitengassen ein weiteres Dutzend Waisen auf dem Kampfplatze erschien und ebenfalls ein Gebrüll erhob, ohne eigentlich zu wissen warum, so fand ich es geraten, der Übermacht zu weichen und Fersengeld zu geben.

„Ich rannte der Eisenbahn zu, verfolgt von der heulenden und schreienden Meute, und schon fielen die ersten Geschosse neben mir nieder, da erhielt ich unerwartete Hilfe von drei Dragonern, die mir den Rücken deckten. „Wollt ihr den alten Herrn in Ruhe lassen, ihr Teufelsbuben!“ schrie einer, und da ich eben beim „Badischen Hofe“ angekommen war, so schoben mich meine Retter in die Wirtsstube und ich war in Sicherheit. Draußen katechete das Gesindel noch eine Zeitlang, da aber die Festung gut verproviantiert war und nicht so leicht ausgehungert werden konnte, so gab der Feind die Belagerung auf und zog ab. Meine drei Dragoner ließen, natürlich auf meine Rechnung, Essen und Trinken kommen und wurden fidel und urgemütlich. Jetzt aber hatte der chemische Prozeß zwischen dem Koblfrucht und der Weinsäure seine höchste Entwicklung erreicht, der Kobl drückte mir offenbar aufs Hirn, denn ich kam mich nur noch dunkel erinnern, daß ich den Dragonern meine Karte gegeben, und mit ihnen Brüderlichkeit getrunken habe. Auch das weiß ich noch, daß ich sie bis zur Straßenbahn führen mußte, denn die armen

Kerls hatten sich offenbar, mir zulieb, betrunken. Und nun, meine Herren, kommt ein psychologisches Rätsel, das ich nicht zu lösen vermag.

„Ich neige mich sogar zu der Ansicht, daß ich die ganze Geschichte nur geträumt habe, denn höret nur und staunet: Auf einmal wache ich auf mit einem dumpfen Druck im Kopfe, und wie ich mir die Augen reibe, wo bin ich? In meinem Bette, es ist heller Tag, die Schwarzwälderuhr schreit neunmal Kluck, und neben dem Bette sitzt meine Frau und sagt nichts als: „Aber Martin!“

„Aber Martin!“ jubelte die ganze Gesellschaft. „Ja, aber Martin!“ so sagte sie. — „In meinem Leben esse ich kein Koblfrucht mehr!“ —

Eine Gespenster- geschichte.



in Karlsruhe ge-
sehen sonderbare
Dinge; zum Teil
über, zum Teil unter
der Erde. Diesmal
unter der Erde.

Es war in einer schwülen Sommernacht, so zwischen 11 und 12 Uhr, da Herr Josef in seinem Bette lag und träumte. Im Traume sah er im „Krokodil“ an seinem Stammische und hatte einen schäumenden Humpen „Münchner“ vor sich und trank und trant, und je mehr er trant, desto größer und voller wurde der Bierkrug, und je größer und voller der Krug wurde, desto größer wurde sein Durst. Als aber der Krug so groß geworden wie ein öhmiges Fäßlein, daß er ihn nicht mehr halten konnte, hatte sein Durst sich so gesteigert, daß er's nicht mehr aushalten konnte, und — erwachte.

„Ah!“ seufzte er, und die Zunge klebte ihm am Gaumen; „ah! der verfluchte gefalsene Hering!“ Bei diesem undankbaren Bornesausbruch gegen den harmlosen Meerbewohner, der ihn — allerdings etwas unzeitig — zu einem so schönen, neuen Durst verholzen hatte, tappte er instinktmäßig mit der Hand nach der Wasserflasche auf dem Nachttischen, als ob auf diesem nützlichen Möbel jemals eine Wasserflasche gestanden wäre. Er that es auch nur pro forma, um sein Gewissen zu beruhigen.

„So muß ich halt wieder einmal in den Keller,“ murmelte er, schlüpfte ganz vorsichtig und leise in den Schlafrock, nahm die Pantoffeln in die Hand, machte einen großen Umweg um die Bettlade seiner Frau und düffelte zur Thüre hinaus.

In der Küche nahm er den Kellerschlüssel vom Nagel, ein Glas aus dem Fensterle, zog die Pantoffeln an und schlurpte die Treppe hinunter, dem Keller zu.

Er mußte diese nächtliche Promenade schon zum öftern gemacht haben, denn er verfolgte seinen Weg mit der Sicherheit eines Nachtwandlers, und bald war er wohlbehalten an dem Hahnen eines zweiöhmigen Fäßleins Zweiundachtziger angelangt.

„Ah!“ seufzte er bebaglich, nachdem er das erste Glas getrunken hatte „ah! famos! Ist doch eigentlich ein braves Tier, so ein gefalsener Hering! Jetzt noch ein Glas auf das Wohl meiner Alten in ihrem

Bette da drohen! Wie das erfrischt und kühl! Schmeckt einem im Keller doch am besten! Prosit, Alte! Ungeheure Träume! Jetzt noch ein Glas auf unsern guten alten Kaiser! Ah, das ist ein Weinchen! Ausgetrunken meine Herren! Unser Kaiser hoch! Ein Schuß, wer sein Glas nicht leert! Und jetzt noch ein Glas für!

Doch während der Herr Gemahl im tiefen Keller ein Glas Wein um das andere leerte, und an eine imaginäre Versammlung Patrioten begeisterte Reden hielt, lag seine Frau oben im zweiten Stocke einsam und verlassen in ihrem Bette und träumte ebenfalls. Sie sah im Traume im Stadtgarten am See, und der See war gefüllt mit köstlicher kühler Limonade, und an dem Ufer war ein ganzer Berg von Himbeereis, und um ihren Durst zu stillen, aß sie von dem Eisberge und trank aus dem See, allein je mehr sie aß und trank, um so größer wurde ihr Durst, und am Ende konnte sie es ebenfalls nicht mehr aus- halten und erwachte: „Ah,“ seufzte sie, „der verfluchte ge- salzene Schinken! — Josef, ein Glas Was- ser! O, der schläft wie ein Murmeltier, da muß ich mir schon selber helfen!“ Da- mit schlüpfte sie in Unterrock und Pan- toffeln, und schlich sich ganz leise zur Thüre hinaus in die Küche.

„Kein Tropfen Wasser im Kübel! die Katharine wird doch jeden Tag lie- derlicher! Na, war! nur! Und der Keller- schlüssel nicht am Nagel? Den hat der Josef wieder stecken lassen! In den Mann ist keine Ordnung zu bringen! Aber der Durst! Muß eben selber hin- unter!“ Frau Christine nahm ein Glas aus dem Fensterle und huschte durch den finstern Hausgang nach der Kellertreppe.

Herr Josef hatte inzwischen im Keller eine ganze Reihe patriotischer Toaste ausgebracht und an die leeren Fässer und Kartoffelsäcke, welche die Zuhörerschaft bildeten, eine sehr glänzende Wahlrede gehalten, die sogar etwas ins Demokratische schillerte. Eben schloß er seine Rede, und indem er dem neben ihm stehenden gefüllten Kartoffelsack auf die Schulter klopfte, rief er: „Mei—meine Herren! Das ist unser Mann! Ein Pa—Patriot vom reinsten Wa—Wasser—Wein, wollt' ich sagen. Ein Ma—Mann fürs Volk! — Keine Bß—Bölle, nichts von . . .! Doch stille, meine Herren! Ich glaube wir we—werden u—unterbrochen!“

Und richtig, durch die Stille der Nacht hörte man ganz deutlich, wie die obere Kellertüre in ihren ver- rosteten Angeln kreischte. Und jetzt kam es in einem schlurpenden, schleppenden Gang die Kellertreppe herunter, und durch den dunkeln Keller schwebte wie eine leuchtende Wolke eine weiße Gestalt gerade auf das Fäßchen zu, mit dem Herr Josef sich so angenehm beschäftigt hatte.

„Alle guten Geister, ein Gespenst!“ murmelte Herr Josef und ward mit einem Schläge nückter. Mit einem Sprung war er bei dem Reichstagskandidaten, und duckte sich hinter dem Kartoffelsack nieder. Das Gespenst kam immer näher, und dem armen Herrn Josef standen die Haare zu Berge und seine Zähne klapperten hörbar.

Jetzt drehte die Erscheinung den Fäßbahnen und man hörte den Wein in das Glas laufen.

„Ah!“ dachte Herr Josef und preßte die Hand auf sein klopfendes Herz, — „ah, der Geist hat Durst! Es ist doch eine Beruhigung, daß der Durst, diese edle Gottes- gabe, mit dem Jenseits nicht aufhört!“

„Ah!“ seufzte das Gespenst und schlürfte den Wein mit Behagen, und gleich darauf hörte man den Fäßhahn wieder laufen.

„Oho!“ murmelte Herr Josef, „das Gespenst hat vielen Durst! Soll ich mir von dem gespenstigen Lum- pen mein Fäßlein auskaufen lassen? Kurache, Josef, sei ein Mann!“

Während aber im Keller die Erschei- nung den Fäßhahn zum drittenmal lau- sen ließ, und Herr Josef hinter seinem Kartoffelsack einen Aufruf um den an- dern an seine Mann- heit ergeben ließ, und schließlich zu der trostlosen Über- zeugung gelangte, es sei keine Mannheit mehr in Deutschland — während diesen unterirdischen Vor- gängen lag der Hausherr oben, im untern Stockwerke, in seinem Bette, aber wachend, und



Das Gespenst hat einen Schrei, ließ das Glas fallen und schlüpfte hinter denselben Kartoffelsack, hinter dem Herr Josef seine Zuflucht gefunden hatte.

riß sich die Stirne und dachte: „Habe ich geträumt oder habe ich's wirklich gehört? — Frau, bist du wach?“

„Gottfried!“ antwortete es mit ängstlicher Stimme aus dem andern Bette.

„Frau, hast du nichts gehört?“

„Freilich, habe ich gehört. Seit einer halben Stunde wache ich, in Schweiß gebadet. Es geht im Hause treppauf, treppab, und eben hat es 12 Uhr ge- schlagen!“

„Da ist's nicht sauber, Frau, mache Licht!“ sagte der Mann und sprang aus dem Bette. „Ich will ihnen das Nachtwandeln vertreiben, den Halunken.“

„Um Gottes willen, Gottfried, was willst du thun?“

„Den Spitzbuben den Hals brechen, das will ich thun!“ antwortete der tapfere Herr Gottfried, schlüpfte in Schlafrock und Pantoffeln und riß den Säbel und eine alte Pistole von der Wand.

„Gottfried bleib, ich fürchte mich zu Tode!“ jammerte die geängstigte Frau, „Gottfried, sie werden dich um- bringen. Ich schreie Mordio!“

„Dummes Zeug,“ murrte der Ehemann in unga- lanter Laune. „Ein ehemaliger Karlsruber Bürger- wehrmann kennt keine Furcht. Gib mir dort meine

Bürgerwehrmütze, die im Zeughaus mitgekämpft hat. So — und nun sei vernünftig!

Nach diesen tapfern Worten schnallte Herr Gottfried den Säbel um und verließ, in der einen Hand das brennende Licht, in der andern die Pistole, das Zimmer, seine verzweifelte Frau im finstern Zimmer zurücklassend.

Im Keller hatte das Gespenst gerade zum viertenmale den Hahnen gedreht, und Herr Josef hinter dem Kartoffelsack konnte sich nicht mehr verhehlen, er sei ein elender, miserabler Keel, der nicht einmal die Kurasche habe, einem Gespenste, das ihm sein Fäßlein auskaufe, die Gurgel umzudrehen. Denn daß die Gespenster wirkliche Gurgeln haben, das habe er jetzt an diesem taufernden Ungeheuer gesehen.

„Und du willst ein einiger Deutscher sein, Josef,“ murmelte er in sittlicher Entrüstung, „psui Teufel!“

Da hörte man oben abermals die Kellertür knarren und ein Lichtstrahl fiel in den Keller herab.

Das Gespenst that einen Schrei, ließ das Glas fallen und schlüpfte hinter denselben Kartoffelsack, hinter dem Herr Josef seine Zuflucht gefunden hatte. Diesem brach der Angstschweiß aus allen Poren, und er drückte sich platt an die Wand, um mit der Geisterwelt nicht in zu nahe Berührung zu kommen.

Jetzt wurde der Keller helle und auf der Treppe erschien Herr Gottfried in vollständiger Kriegsausrüstung, und das Licht hoch über seine tapfere Bürgerwehrmütze haltend, schrie er in den Keller hinein:

„Wer da?! Antwort, oder ich schieße!“ Auf den Ruf „Wer da?!“ aber erscholl hinter dem Kartoffelsack ein Doppelschrei:

„Josef! — Christine!“ — und zwei weiße Figuren schnellten in die Höhe wie Hansel und Gretel im Puppenspiel, und starrten sich mit erschrockenen Blicken an:

„Josef, du bist's?“
„Was? du bist's Christine?“
schrien die zwei Gestalten und sprangen hinter dem Kartoffelsack hervor.

Herr Gottfried, er war ein mutiger Mann, war mit einem Sage mitten im Keller und machte eine gewaltige Anstrengung, seine Pistole gegen den weißen Nachtmittel vor ihm loszudrücken. Diese aber, im Bewußtsein, gar nicht geladen zu sein, weigerte sich entschieden, loszugehen und gab so Herrn Gottfried Zeit, die Räuber näher ins Auge zu fassen. Lachend ließ er seine Mordwaffe sinken und rief: „So, Sie sind's?!“

„Ja, wir sind's,“ stammelte Herr Josef. „Der verdammte gefasene Hering!“

„Ja, wir sind's,“ sagte Frau Christine und hatte alsbald mit diplomatischem Scharfblick die Situation erkannt, „es ist so angenehm hier unten in dem kühlen Keller; es war nicht zum Aushalten in dem dumpfen Schlafzimmer. Sehr erfreut, Herr Nachbar. Wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?“

„Danke,“ sagte der Herr Nachbar und verbeugte sich artig, „ich komme soeben vom Liegen!“

„Aber ein Gläschen Wein?“ fragte Herr Josef, der seine ganze Mannheit wieder gefunden hatte.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte Herr Gottfried.

Und also wurde im Keller in großer Heiterkeit noch ein Gläschen Wein getrunken und dann der gemeinschaftliche Gang nach der Oberwelt wieder angetreten. Vor der Schlafzimmerschür des Herrn Gottfried trennte sich die Gesellschaft.

„War mir sehr angenehm,“ sagte Herr Josef, indem er sich gegen Herrn Gottfried verbeugte.

„Bitte, bitte,“ sagte dieser, das Kompliment erwidern, „ganz auf meiner Seite.“

Ob Herr Josef wegen seines eigenmächtigen Vorgehens in das Kellergebiet noch eine Gardinenpredigt erhalten hat, konnte der Hinkende nicht erfahren, das aber ist Thatsache, daß Frau Christine von nun an jede Nacht den Kellerschlüssel unter ihr Kopfkissen legte.

Jäger-Latein.

Im „goldenen Adler“, am runden Tische, saßen der Förster, der Bürgermeister, der Ratschreiber und der Adlerwirt bei ihrem Abendköpplein und erzählten sich zur Unterhaltung allerlei unterhaltliche Geschichten, und einige waren so wunderbar, daß es kaum zu glauben war.

Eben hatte der Ratschreiber, der den Franzosenkrieg mitgemacht hatte, erzählt, er sei selbst dabei gewesen, wie die Marktentenderin ein Faß Wein nicht anstecken konnte, weil sie den Bohrer verloren hatte, da sei eine Franzosenkugel in das Faß gefahren, vorne hinein und hinten hinaus, daß man gleich zwei Hahnen einschlagen und das Faß vornen und hinten anstecken konnte.

„Hört einmal, Ratschreiber, nur nichts für ungut, das heißt einmal aufgeschritten,“ sagte der Förster.

„Noch lange kein Jägerlatein,“ lachte der Ratschreiber, „die reine Wahrheit.“

„Jägerlatein? Giebt es bei mir nicht,“ erwiderte der Förster, „und der Wein, den ich da trinke, soll Gift sein, wenn die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, nicht die pure Wahrheit ist,“ und dabei leerte der Förster sein Glas. — Der Adlerwirt lachte: „Nu, Förster, auf die Gefahr hin könnt Ihr uns schon eins aufbinden, an dem Gift da werdet Ihr deshalb nicht sterben,“ und dabei hielt er sein volles Glas gegen das Licht, nahm einen Schluck und schnatzte behaglich mit der Zunge. Der Adlerwirt war stolz darauf, seinen Gästen stets reinen Wein einzuschicken.

„Ich Euch eins aufbinden? Das überlasse ich dem Ratschreiber mit seinen zwei Spundenlöchern. Das aber ist die volle Wahrheit. Hört nur: „Ihr kennt meinen Cäsar,“ begann der Förster seine Erzählung. „Der Hund hat in seiner Nase mehr Menschenverstand als mancher Mensch in seinem Schädel. Daß er mir Hasen und Rebhühner stellt



Da stand der Cäsar, den einen Borderlauf erhaben und mit der Reute wehelt, vor einem alten Handelsjuden.

wie eine Mauer und jede Wildfährte auffindet, — nun, das muß jeder gute Jagdhund können. Er hat aber eine so feine Nase, daß er mir auch jeden Wilddieb stellt, und wenn ich den Cäsar nicht hätte, könnte ich mich vor dem Gefindel kaum wehren, und in meinem Revier gäbe es bald keinen Hasen und keinen Rebhock mehr. Am letzten Samstag aber hat er ein Stücklein aufgeführt, das ich selber nicht glauben würde, wenn ich's nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Also am Samstag-Abend saß Cäsar, drüben am Hirschgraben, eine Fährte auf, und gleich darauf höre ich ihn laut geben. Aha, dachte ich, da ist etwas los, und ging der Spur nach. Und richtig, da stand der Cäsar, der einen Vorderlauf erhoben und mit der Rute webedend, vor einem alten Handelsjuden, den er ganz regelrecht gestellt hat. Natürlich ein Wilddieb.

„Halunke, du hast gewildert!“ schnauzte ich den Juden an. „Heraus mit dem Wild!“

Der Alte zitterte am ganzen Leibe und beteuerte seine Unschuld.

„Du hast gewildert, herunter mit deinem Sack!“

Der Jude leerte seinen Sack aus und fehrte alle Taschen um. Nichts als alte Lumpen, altes Eisen und Knochen.

Da wurde ich zornig: „Du mußt Wild bei dir haben, oder bei dir gehabt haben. Cäsar hat dich gestellt und Cäsar irrt sich nicht!“

„Gott der Gerechte! Will ich nicht kommen in Abraham's Schoß!“ beteuerte der Alte.

„Das wird sich zeigen; marsch! vor mir her und nicht gemüchelt oder . . .“ und um den Kerl einzuschüchtern, nahm ich die Flinte schußgerecht in den Arm.

„Um Gottes willen, nicht schießen, Herr Förster! Ich bin unschuldig! Will ich nicht leben und gesund sein!“

Fast dauerte mich der Alte, aber mit Wilddieben habe ich kein Mitleid. Also marsch! Der Alte, halbtot vor Angsten wandelt voraus, der Cäsar dicht auf seinen Fersen, und ich mit der Flinte hinterdrein.

Wir hatten aber noch keine fünfzig Schritte gemacht, auf einmal hörte der Jude auf zu lamentieren, drehte sich um und lachte mich ganz freudlich an.

„Nun, was soll's?“ sagte ich ganz erstaunt.

„Ich hab's, Herr Forstmeister, ich hab's!“

„Na, was denn?“ Heraus mit der Sprache!“

„Ich hab's! Der Herr Cäsar, ein fainer Hund, hat mich gestellt weil er hat gerochen mit seiner Nase meinen Namen! Ich heiße Herrsch!“

Nachdem der Förster dieses Stücklein zum besten gegeben, leerte er sein Glas und schaute sich triumphierend um:

„Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?“

Der Bürgermeister warf einen bedenklichen Blick auf den Erzähler: „Förster, spüret Ihr nichts im Bauch?“

„Wie so?“

„Gift!“

„Bah! Dummes Zeug!“

Denksprüche.

Nicht List und nicht Verwegenheit, keins wird dich glücklich machen; beim Schoß nimm die Gelegenheit, so wird das Glück dir lachen.

Kenntnisse sind die einzige Macht, die man sich verschaffen kann, wenn man sie nicht hat; Macht ist Kraft und Kraft ist alles.

Freiherr von Silber.



Der geneigte Leser kennt aus dem 69er und 79er Kalender den geriebeneu Spitzbuben, der als „Herr Grünspan“ den berühmten „Rundreisehut“ erfunden, und der als „Baron Nidel“ im „Hotel Fortuna“ so wohlfeil logiert hat.

So lange die 500 Mark vorhielten, die ihm Fortuna durch den Fortunawirt in den Schoß geworfen, hatte er die nobelsten Grundsätze, aber leider auch seinem Stande entsprechend noble Passionen, und der Kampf zwischen beiden endigte damit, daß die noblen Passionen siegten, daß er die Bahn der Tugend wieder verließ und

rückfällig wurde.

Der Kalender wurde sein Unglück.

Bei seinem Einzug in die berühmte Bäderstadt R. N. hatte er es versucht, als Baron Nidel im Hotel de France nochmals den Streich auszuführen, der ihm unter diesem Titel im Hotel Fortuna so gut gelungen. Unglücklicherweise aber hatte der Hotel de France-Wirt die Fortunageschichte im Kalender gelesen, zudem kam es ihm verdächtig vor, daß der Herr Baron bei einer Hitze von 25° R. seinen langen Überzieher nicht ablegen wollte, — kurz, der liebenswürdige Gastgeber that es nicht anders, und der dienstfertige Oberkellner legte mit Hand an, und der aus seiner Hülle herausgeschälte Baron entpuppte sich als ein einfacher bürgerlicher Strolch in — Unterhosen.

„Da, ha, ha! der Herr Baron Nidel aus dem Lahrer Hinfenden!“ lachte der Herr Gastgeber und . . . Wie der seiner Würde beraubte Baron unter Beihilfe des freundlichen Hausknechtes das Hotel verlassen hat, wollen wir nicht näher beschreiben und nur noch der Wahrheit gemäß erwähnen, daß der Hausknecht für seine Bemühung von dem Baron ein Trinkgeld nicht erhalten hat.

Auf seinem Spaziergange nach dem naheliegenden Schloßgarten, dem er in einer dichten Tarushecke die leihweise Aufbewahrung seiner Hosen anvertraut hatte, machte der Herr von Nidel seine Betrachtungen: „Schändliches Pech! das Rebhuhn und der Bordeaur standen schon auf dem Tische! der Bratenduft steckt mir noch in der Nase! Leider hat auch der Wirt, der gemeine Kerl, den Braten gerochen. Hätte ich nur . . .! Aber mich hinauswerfen zu lassen, ehe ich nur einen Bissen und nur einen Trunk über die Rippen gebracht! Es war Medoc, meine Lieblingsmarke! Fui! Und dann dieser verdammte Hinkende mit seiner Geschichte! War aber famos! Hat mich zu einem berühmten Namen gemacht. Wie ich wieder bei Kasse bin, kaufe ich mir den Kalender!“

Der Baron von Nidel aber ist ein Charakter, der durch ein verunglücktes Unternehmen nicht den Mut verliert.

Er kalkulierte ganz richtig: „Wäre ich ein wirklicher Baron, so wären wahrscheinlich einige meiner Ahnen auch Spitzbuben gewesen, aber adelige Spitzbuben, —

Raubritter, die ganze Kaufmannskarawanen plünderten und sich durch einen verunglückten Raubzug nicht abschrecken ließen von neuen ritterlichen Thaten. Und wir Abelige sind stolz auf die Thaten unserer Ahnen. Drum, Baron von Nickel, sei würdig deiner berühmten Vorfahren, und wenn du auch, der Übermacht weichend, durch einen bürgerlichen Hausknecht hinausgeschmissen worden bist, — dem Küchen gehört die Welt!"

Diese Überzeugung aber hatte der Baron gewonnen, daß es — dank dem Sinkenden Boten — mit dem „Nickel“ nicht mehr gehen werde, er griff deshalb zu einem edlern Metall und erhob sich zum Freiherrn von Silber.

Und so sehen wir nun den unternehmenden Freiherrn stolz die Straßen einer Großstadt durchwandeln, — elegant vom Scheitel bis zur Zehe, vom glänzenden Seidenhut bis zu den Glanzstiefeln. Es ist der elegante Anzug, den er seiner ritterlichen Unternehmung im Hotel Fortuna zu danken hat; er hütet ihn wie seinen Augapfel, denn er ist seine Rüstung, sein Handwerkszeug, und er würde eher Hunger leiden, ehe er sich entschließen könnte, auch nur ein Stück seines Spitzbubenrüstzeuges auf dem Leihause zu versilbern.

Wenn heute das Spitzbubenbandwerk besteuert würde, sein eleganter Anzug, sein Handwerkszeug, müßte steuerfrei bleiben.

Zwei Hauptstücke seiner Ausrüstung aber sind: ein rotes Bändchen im Knopfloch und ein feines Batisttaschentuch, in dessen einen Ecke eine dicke Freiherrnkrone eingestickt ist. Rote Bändchen finden sich — wie „das Glas von zerbrochenen Kirchenfenstern" — wie er aber in den Besitz der Freiherrnkrone gekommen, — ob er sie in einer freiherrlichen Tasche oder sonst wo gefunden hat, ist sein Geheimnis. Er trägt das Tuch in der Seitentasche seines Rockes und läßt den Zipfel mit der siebenzackigen Krone so recht in die Augen springend herausbambeln.

Hinter Freiherrn, die deforziert sind, pflegt man in der Regel keine Spitzbuben zu vermuthen.

Heute aber ist er in einer bei Freiherrn seltenen Situation: er hat Hunger, einen wirklichen, echt bürgerlichen Hunger, und keine Mittel, seinen bellenden Magen zu beschwichtigen. Alles ist bei ihm leer: ein leerer Geldbeutel, eine leere Cigarrenbüchse, ein leerer Magen. Bei dem Freiherrn von Silber ist sein Name das einzige Silber, dessen er sich zu erfreuen hat. Wenn man einen Freiherrn von Silber in Kupfer und Nickel wechseln könnte, er hätte es gethan. Vor dem Auslagefenster eines Wurstlers blieb er gedankenvoll stehen: „Ist es nicht schändlich, einem

hungrigen Menschen, der keinen Pfennig in der Tasche hat, solche unerreichbare Würste, Schwarzenmagen, — ja sogar Schinken vor die Nase zu setzen?! Weiß Bismarck nicht, daß solche appetitliche Bissen unter Glas und Rahmen einen hungrigen Menschen zum Sozialdemokraten machen müssen? Pfui!"

Mit einem Seufzer und einem letzten Blicke auf die Würste wandte er dem verlockenden Schaufenster den Rücken.

„So spielt das Schicksal mit dem Menschen! Ich, dem sonst alles Würst ist, habe jetzt von all den Würsten keine einzige, um meinen Hunger zu stillen! Schändlich! — Wenn ich wenigstens nur eine Cigarre hätte? Eine feine Havanna ist halbe Fütterung!"

Mit diesen philosophischen Betrachtungen war der Freiherr an einem feinen Cigarrenladen angelangt, den er einer nähern Beachtung würdigte.

„Lager importierter Cigarren von Xaver Gutmann."

Der importierte Cigarrenhändler stand breitpurig vor seiner Ladenthüre und blies bläuliche Rauchringe in die Luft, gleichsam die Glieder einer Kette, um damit Kunden zu fangen.

„Der Mann sieht dumm und gutmütig aus und heißt Xaver! Ich riskier's!" murmelte Herr von Silber, klemmte sein Glas ins Auge, zupfte die Freiherrnkrone etwas weiter heraus und betrat mit der vornehmen Nachlässigkeit, die dem Freiherrnstande eigen ist, den Laden.

„Gefällig?" fragte der Inhaber des Ladens höflich.

„Herr Gutmann, Ihr Cigarrenlager ist mir empfohlen, und ich möchte einmal eine echte Havanna versuchen."

„Große Auswahl, mein Herr! Was beabsichtigen Sie anzulegen?"

„Der Preis ist mir gleichgültig. Wenn sie mir gut und echt ist. Sie bedienen wohl die höhere Aristokratie?"

„Zu dienen. Die meisten Kavaliere vom Hofe. Das Offizierskasino im „Goldnen Stern" bezieht seinen Bedarf bei mir, und auch Prinz Heinrich beehrt mich mit seiner hohen Kundschaft."

„Prinz Heinrich? Diese Cigarre kenne ich. Liebenswürdiger Herr, der Prinz hat mir auf der letzten Hofjagd eine angeboten. Bitte, zeigen Sie mir die Prinzencigarre."

„Ah, der gnädige Herr sind bei Hofe eingeführt? sagte Herr Gutmann mit einem bewundernden Blick auf das rote Bändchen und auf die Siebenzackige."

„Freiherr von Silber," erwiderte der Spitzbube nachlässig.

Herr Gutmann machte eine tiefe Verbeugung und wurde ganz klein vor Respekt.



Der importierte Cigarrenhändler stand breitpurig vor seiner Ladenthüre.



Der Freiherr entnahm dem Kistchen eine Cigarre und setzte sie in Brand.

„Große Ehre, daß der gnädige Herr mir hochhero Kundtschaft schenken. Hier die Prinzencigarre!“
Der Freiherr entnahm dem Kistchen eine Cigarre, kippte die Spitze ab an der „Cigarrenquillotine“ und setzte sie in Brand.

„Richtig, ganz die gleiche Sorte. Feine Cigarre. Der Preis?“

„Hundert Mark das Tausend.“

„Ganz preiswürdig. Ich werde zwei Kistchen nehmen. Sie haben doch großen Vorrat? Ich wechsle nicht gerne, wenn ich eine gute Nummer gefunden habe.“

„Noch viele tausend. Befehlen Excellenz, daß ich die Cigarren in das Hotel schicke?“

„Ich werde sie heute abend durch meinen Kammerdiener holen lassen. Er wird den Betrag berichtigen. Hundert Mark?“

„Bitte, bitte, hat keine Eile!“

„Ich bin gewohnt, meine Einkäufe bar zu bezahlen. Ich hasse die Rechnungen.“

Mit der letzten Bemerkung hatte der Freiherr die volle Wahrheit gesagt, er hatte in der That nichts mehr als „Rechnungen“.

Herr von Silber füllte ganz unbefangen seine sehr umfangreiche Cigarrenbüchse und griff nach seinem Hute: „Diese werden reichen bis heute abend. In einigen Wochen werde ich wieder vorsprechen; ich bin ein starker Raucher. Bis dahin guten Tag!“

„War mir eine große Ehre, gnädiger Herr!“

Der glückliche Cigarrenhändler begleitete seinen vornehmen Besuch bis auf die Straße und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung.

In seinen Laden zurückgekehrt, öffnete er sein Kontobuch, und mit der schmunzelnden Bemerkung: „Ein feiner, ein famoser Kunde,“ versah er eine leere Seite mit der Aufschrift: Freiherr v. Silber.

Dieser wandelte die Straße fürbaß und blies behaglich blaue Rauchwölkchen in die Luft: „Ein braver Kerl, der Herr Gutmann! Cigarren hätte ich. Jetzt fehlt nur noch das Mittagessen.“

Herr v. Silber hatte zwar die geistreiche Bemerkung gemacht: „Eine feine Havanna ist halbe Fütterung,“ allein sein Magen verlangte jetzt dringend auch noch die andere Hälfte, — aber wie sehr er auch sein Gehirn zermartete, heut wollte ihm kein Mittel einfallen, diesen gerechten Anspruch zu befriedigen. Die Straße, die er durchwanderte, war, wie ihm zum Hohn, auf beiden Seiten förmlich eingesäumt mit Hotels, Kaffeehäusern, Delikatessenhandlungen, Wurst- und Bäckerläden, so daß er zwischen diesen Herrlichkeiten so eigentlich Spießruten laufen mußte, und endlich in ziemlich übler Laune am Ende der Stadt auf einen freien, mit Bäumen bepflanzten Platz stieß.

Den Hintergrund des Platzes bildete ein großes Gebäude, offenbar ein Schulhaus, denn das „doppelt geöffnete Haus“ spie eine lärmende Schar Schüler aus und soeben hatte es von dem Türmchen 4 Uhr geschlagen.

„Vier Uhr! Just die Zeit, wo der hohe Adel zu Mittag zu speisen pflegt,“ murmelte unser hungriger Freiherr mit einem wehmütigen Blick nach dem Gasthause, das die Seite des Platzes zierte und mit seinem glänzenden Schilde so recht freundlich zum Besuche einlud. „Aha! der Goldne Stern!“

Der Platz hatte sich inzwischen geleert, nur ein Duzend Knaben im Alter von 10 bis 12 Jahren war zurückgeblieben und in einem lärmenden Spiele begriffen. Die Jungen verführten ein großes Geschrei, wurden schließlich handgemein und schlugen mit Schulfäden und Bücherriemen tüchtig aufeinander los.

„Ein förmliches Turnier,“ lachte unser Freiherr, und im Anblick der kampflustigen Bürschlein vergaß er einen Augenblick seinen Hunger.

„He da, ihr Jungens! Was treibt ihr denn da?“ rief er in den Tumult hinein.

„Wir spielen Reichstagles!“ erwiderte ein blondgelockter Knabe, der eben den Rücken eines Reichsboten mit dem Lineal bearbeitete.

„Ha, ha! Sehr gut! Reichstagles spielt ihr? Und deshalb prügelt ihr einander durch?“

„Es will halt jeder Bismarck sein,“ sagte der Blonde, „und ich bin ja doch der größte und stärkste von allen, und heiße Otto wie der große Bismarck!“ und damit packte er einen andern Kollegen am Kragen, um ihm schlagende Beweise zu geben von seiner Verechtigung „Bismarck“ zu sein.

„Gottvoll!“ jubelte der Freiherr, „Teufelsbuben! Doch jetzt gebt Ruhe, ihr Rader!“

„Soll ich Ruhe schaffen, lieber Herr?“ fragte der junge „Bismarck“.

„Ja, schaffe Ruhe, mein Junge! Ha, ha, ha! Wie willst du den Reichstag auflösen?“

Der Junge hielt die hohle Hand vor den Mund und schrie: „Der Herr Lehrer kommt!“

Auf diesen Schreckensruf stob der Reichstag auseinander und die kleinen Reichsboten verdunsteten nach allen Seiten.

„Ha, ha, ha! da laufen sie,“ lachte der angehende Bismarck.

„Bravo, mein Junge, das hast du gut gemacht! Wie heißt du? Und ist das da dein Bruder?“

Neben dem energischen jungen Kanzler stand ein jüngerer Knabe, der an der allgemeinen Flucht nicht teilgenommen hatte, und da die beiden gleiche Mützen, gleiche Zuppen und gleiche Hosen auf- und anhaten, so gehörte kein großer Scharfsinn dazu, in diesen beiden Brüder zu vermuten.

„Ja, lieber Herr, das ist mein Bruder Fritz, und ich heiße Otto, Otto Gutmann!“

„Was? Gutmann? Cigarrenhändler Gutmann?“

„Ja, Herr, unser Laden ist am Kornmarkt.“

„Richtig, mein Junge. Euer Vater ist ein braver Mann und ein guter Freund von mir. Habe soeben für 100 Mark Cigarren bei ihm gekauft. hm, hm!“

Im Kopfe des Freiherrn tauchte ein Gedanke auf, nach dem er bis jetzt vergebens geforscht hatte — der Gedanke, wie er zu einem Mittagessen kommen könne.

„Ich hab's! Richtig, so geht's! Und ich verbinde noch eine gute That damit. Ich bin wirklich dem braven Gutmann eine Entschädigung schuldig, und an seinen Kindern will ich ihm seine Gutthat vergelten.“

„Kinder,“ sagte er laut, „habt ihr Hunger?“

Die Brüder lachten: „Es ist 4 Uhr,“ sagte der ältere, „da haben wir immer Hunger. Die Mutter hat uns auch schon unser Butterbrot gerichtet.“

„Nichts da von Butterbrot,“ sagte der freundliche Herr, „ihr sollt mit mir mein Abendbrot teilen, dort in dem „Goldnen Stern.“

„Aber...“ versuchte Otto einzuwenden, „wir... wir dürfen noch in kein Wirtshaus!“

„Was? Mit dem Freund Eures Vaters? Ich werd' es verantworten. Was ist eure Leibspeise? Was haltet ihr von einem tüchtigen Pfannentuchen nebst Apfelmus? Was? Habe ich's getroffen? Vorwärts marsch!“

Pfannentuchen mit Apfelmus! Wer hat jemals in seinem 10. Jahre solcher Verlockung widerstanden?

Hand in Hand mit „seinen Kindern“ betrat Freiherr von Silber die Gaststube zum „Goldnen Stern“.

Ein Blick in einen der deckenhohen Spiegel überzeuget ihn, daß sein „Freiherznippel“ und das rote Bändchen in der richtigen Verfassung seien, auch hatte der Gastwirt bereits einen befriedigenden Blick auf das Knopfloch geworfen.

„Der gnädige Herr befehlen?“

„Kinder, setzet euch! Bitte, meinen Jungens eine tüchtige Platte Eierkuchen mit Apfelfkompott. Der Lehrer giebt ihnen ein gutes Zeugnis, und das soll nun durch einen Eierkuchen belohnt werden.“

Der Gastwirt lächelte: „Sehr gut! der gnädige Herr verstehen sich auf Kindererziehung. Sollen gleich bedient werden. Befehlen der gnädige Herr sonst...“

„Ihr Gasthof... Herr... Herr...?“

„Neumaier, zu dienen.“

„Richtig, Neumaier. Ihr Gasthof, Herr Neumaier, ist mir empfohlen worden, und — Otto, setze dich gerade — und namentlich hat man mir Ihre reinen Weine und Ihre feine Küche gerühmt. Ich bin ein bißchen Gourmand und möchte mich selbst überzeugen. Ich denke, eine Flasche Rüdeshheimer und eine kleine Auswahl kalter Speisen?“

Herr Neumaier winkte und die Kellner flogen.

Otto und Fritz waren durch das — ziemlich unverhoffte — gute Zeugnis ihres Lehrers freudig überrascht, und ließen sich ihre Belohnung, den Eierkuchen, trefflich schmecken.

Der Gastwirt sah ihnen lächelnd zu: „Die jungen Herren haben einen guten Appetit!“

„Die Jugend, die Jugend, Herr Neumaier! Übrigens kann ich mich auch nicht beklagen,“ setzte der Freiherr hinzu und hielt sein Glas gegen das Licht: „Ihr Wein, Herr Neumaier, ist wirklich ausgezeichnet, und der kalte Hasan — Herr v. Silber küßte seine Fingerspitzen — delicia! Ich werde den nicht vergessen.“

„Der gnädige Herr sind sehr gütig.“

„Gehören nicht auch Prinz Heinrich und die Herren Offiziere zu Ihren Gästen?“ fragte der Freiherr.

„Ihre Hoheit haben mich allerdings auch schon beehrt.“

„Richtig, und jetzt fällt mir bei, der Prinz war es ja, der Sie mir empfohlen hat. Es war bei der letzten Hofjagd, da sagte der Prinz: mein lieber Freiherr — mein Name ist „von Silber“ —

Der Wirt verbeugte sich.

„Mein lieber Freiherr, sagte der Prinz, wenn Sie kein speisen wollen, der „Goldne Stern“ ist unübertrefflich!“

Herr Neumaier strahlte vor Vergnügen. Der Freiherr blickte nach der Wanduhr: „Schon fünf Uhr?“

Das Telegraphenbureau ist wohl ganz in der Nähe?“

„Gleich um die Ecke, gnädiger Herr!“ Herr von Silber erhob sich und griff nach dem Hute: „Kinder, betragt euch ordentlich, ich habe eine Depesche aufzugeben und bin gleich wieder hier.“

„Könnte nicht der Portier...?“

„Nein, nein, wichtige Depeschen gebe ich selbst auf. Habe schon schlimme Erfahrungen gemacht. Bitte einst-

weisen meine Rechnung. Ich lasse — ha, ha, ha! — ich lasse Ihnen die Kinder als Pfand! Auf Wiedersehen!“

Herr Neumaier war ungemein belustigt, daß der vornehme Herr ihm seine Kinder als Pfand lassen wollte, und begleitete lachend seinen Gast bis unter die Thüre.

Die Depesche mußte sehr wichtig sein, denn der Freiherr entfernte sich mit raschen Schritten und bog um die Ecke. Die als Pfand zurückgelassenen Kinder hatten inzwischen reinen Tisch gemacht und saßen an, unruhig auf ihren Stühlen zu rücken.

„Nur Geduld, Ihr jungen Herren,“ beruhigte Herr Neumaier, „der gnädige Herr werden bald zurückkommen. Habt Ihr noch Appetit? Noch eine Tasse Schokolade? Ja? Jean, zwei Tassen Schokolade für die Kinder!“

Herr Neumaier war ein erfahrener Mann; einer Tasse Schokolade kann kein Kind widerstehen, auch wenn es vorher eine Platte Pfannenkuchen vertilgt hat.

Aber auch die Schokolade war nur imstande, die Kinder für eine weitere Viertelstunde zu beschwichtigen, und länger ließen sie sich nicht mehr halten. „Es ist bald sechs Uhr,“ sagte Otto, „wir müssen nach Hause! Der Vater wird schelten!“

„Ei, so wartet doch nur, bis der Vater kommt! Er bleibt freilich lange aus, und...“

„Dort kommt der Vater,“ rief der kleine Fritz mit einem erschrockenen Blicke nach dem Fenster und machte einen Versuch, unter den Tisch zu schlüpfen.

„Wahrhaftig, der Vater,“ rief Otto und sprang nach seiner Mütze.

„Was? Euer Vater? Wo? Das ist ja Herr Gutmann, der da über den Platz rennt!“

Einem Augenblick später wurde die Thüre aufgerissen und Herr

Gutmann stürmte erhitzt ins Zimmer; „Ja, da sind sie ja?! Was treibt ihr hier, ihr Rader?“

„Bitte, Herr Gutmann, mäßigen Sie sich,“ beschwichtigte Herr Neumaier. „Beleidigen Sie meine Gäste nicht!“

„Was Gäste?“ brauste der erzürnte Cigarrenhändler auf. „Lausbuben sind es. Marsch, mit mir nach Hause!“

Nun verlor auch der Gastwirt die Geduld.

„Die Kinder des Freiherrn von Silber stehen unter meinem Schutze! Verstanden, Herr? Geben Sie Ruhe, oder ich...“

Herr Gutmann machte ein erstauntes Gesicht: „Kinder des Freiherrn von Silber? Diese Kinder?“

„Ja, diese Kinder!“

„Herrgott, ich werde doch meine Kinder kennen? Begegnet mir vorhin der Freiherr und erzählt mir lachend, meine Buben säßen im „Goldnen Stern“ und ließen sich's wohl sein! Otto, jetzt heraus mit der Sprache! Wie kommt ihr daher?“

„Lieber Vater,“ — der Herr Gastwirt zuckte erschrocken zusammen, — „lieber Vater,“ erzählte der Junge, „wir können nichts dafür. Der fremde vor-



„Otto, heraus mit der Sprache! Wie kommt ihr daher?“

nehme Herr hat uns zugeschaut, wie wir draußen auf dem Plage „Reichstagles“ spielten, und dann hat er freundlich mit uns gesprochen und uns zu einem Abendessen eingeladen. Er sei ein Freund von dir, lieber Vater, und wolle alles verantworten, und . . . und da haben wir . . .

Herr Neumaier ließ sich in einen Stuhl fallen und brach in ein krampfhaftes Gelächter aus: „Und da hat der saubere Freiherr mit seiner Krone im Sack- tuchzipfel und seinem Orden im Knopfloch auf meine Kosten einen ganzen Hasen gefressen und von meinem besten Rübdesheimer getrunken. Und Ihre Kinder hat er mir als Pfand gelassen! Ha, ha, ha! Hol ihn der Teufel!“

„Und mir,“ lachte Herr Gutmann etwas gezwungen, „mir hat er ein Duzend meiner Prinzen- Cigarren à 50 S abgeschwindelt! Ein geriebener Spitzbube!“

„Kommt, Kinder!“ „Halt da,“ rief Herr Neumaier, der entschlossen schien, der Sache eine heitere Seite abzugewinnen, — „halt,“ die Knaben sind verpfändet und müssen ausgelöst werden!“

Die Kinder hatten aber während dieser Scene die Thüre gewonnen und zum großen Vergnügen ihres Vaters das Weite gesucht. „Ha, ha, ha!“ lachte dieser, „da laufen die freiherrlichen Pfänder; fangen Sie sie.“

„Na, wohlbedomm' ihnen der Pfannentuchen! Herr Gutmann, gönnen wir dem lumpigen Freiherrn den Triumph nicht, uns geärgert zu haben und . . .“

„Topp! Ich löse meine Knaben aus mit einer Flasche Selt!“

„Und ich poniere einen Hasen. Der Freiherr hat mir glücklicherweise einen übrig gelassen!“

Also hat Freiherr von Silber im „Goldnen Stern“ zu N. N. sein, wie es einem Freiherrn geziemt, zu Mittag gespeist. Wie er es angestellt hat, sich auch ein feines Nachtessen und ein dito Nachtquartier zu erschwindeln, ist dem Sinkenden nicht bekannt.

... eine Stadt, größer und prächtiger, wie manche deutsche Residenz, ein Knotenpunkt von Eisenbahnen, ein Seehafen mit stolzen Schiffen! Paläste und reiche Kaufgewölbe haben die Blockhütten der ersten Ansiedler verdrängt, Kirchen, Theater, Gasthäuser sorgen für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Bevölkerung. Und diese Bevölkerung — ein Gemisch von allen Nationen, weiß, schwarz, braun und gelb — eine wahre Farbenschachtel, — aber die Deutschen, die Gründer der Stadt, sind vorherrschend.

Die Revolutionsjahre 48 und 49 hatten viele Deutsche aus ihrem Vaterlande vertrieben, und die Flüchtigen hatten sich mit ihrer schwarz-rot-goldnen Fahne in dieses Asyl gerettet.

Heute aber jauchzten sie den neuen deutschen Farben, schwarz-weiß-rot, mit der gleichen Begeisterung zu, mit der sie einst in ihrem Vaterlande für die Ziele der schwarz-rot-goldnen gekämpft hatten. Schwarz und Rot sind geblieben, Weiß aber hat gegen Gold den Preis gewonnen: ein einiges, mächtiges Deutschland!

Am diesem 1. Mai 1871 hatte die Stadt ihr schönstes Festkleid angezogen. Kaum hatte die Sonne mit ihren ersten Strahlen den jungen Morgen begrüßt, als, wie mit einem Zauberschlage, die Häuser sich mit Fahnen, Kränzen und Blumengewinden schmückten, und in den Straßen eine zahlreiche, festlich gekleidete Menge sich drängte, um zum Andenken an den ruhmreichen deutsch-französischen Krieg, und zu Ehren des wiedererstandenen deutschen Kaiserreichs ein Friedensfest zu feiern. Aber nicht allein für die Deutschen war dieser 1. Mai ein Festtag, nein, er war ein Jubeltag für die ganze Stadt. Alle Geschäfte ruhten, alle Läden und Werkstätten, alle Komptoire waren geschlossen, und als um 7 Uhr der 1 1/2 Stunden dauernde Triumphzug durch die Stadt nach dem Festplatze zog, da war die ganze Bevölkerung vertreten, um mit den Deutschen den Siegesjubel und die Friedensfreude zu teilen; — sogar Neger, Malatten und bezopfte Chinesen verherrlichten den Zug, nur — die Franzosen fehlten. Grollend und mit finstern Gesichtern standen sie zur Seite; sie konnten nicht vergessen und nicht vergeben, und hatten ihren ohnmächtigen Haß mit hinübergenommen übers Meer.

Und als nun auf dem Festplatze selbst der deutsche Nationalgesang, „die Wacht am Rhein“ aus den Kehlen von Tausenden begeisterter Menschen braulend ertönte, da wurde manches Männerauge naß, ein Zeugnis, daß auch drüben überm Meer warme Herzen für das ferne deutsche Vaterland schlugen.

Auf dem Balkon seines Hauses in der Regent-Street stand der reiche Handelsherr Wilhelm Bornheim und blickte in ernstem Sinnen nieder auf das festliche Gewühl zu seinen Füßen. Bornheim war ein stattlicher Mann in mittlerem Alter, nahe der Grenze der Fünfzig. Sein noch immer volles Haar war leicht ergraut, und die Falte auf seiner Stirne und der tiefe Ernst seiner Gesichtszüge legten Zeugnis ab, daß der Mann in seinem Leben schwer gekämpft und gerungen.

Ein bitteres Lächeln spielte um seinen Mund: „Heute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren lag ich in Ketten, weil ich gekämpft und geblutet für das gleiche hohe Ziel, das heute erreicht ist! Damals wurde die Kaiserkrone verworfen, weil sie aus der Hand des Volkes kam. Heute haben wir die Kaiserkrone aus der Hand der Fürsten. „Aber,“ und sein Auge flammte auf, „aber erkämpft durch das Volk,



Nach zweiund- zwanzig Jahren.

Im Westen von Nordamerika liegt die große, schöne, gewerbreiche Stadt L . . . Sie ist noch nicht alt. Kaum fünfzig Jahre sind ver- flossen, seit die ersten Ansied- ler ihre Block- hütten hier er- richtet haben.

Aber in Amerika ist ein guter Boden für das

Wachstum der Städte, die wie Pilze emporschließen, und am 1. Mai 1871, zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, war

das mit seinem Blute den Preis bezahlt, durch das Volksheer, das den Erbfeind niederwarf. Doch das Ziel ist erreicht, einerlei wie, und auch ich weiße den großen Männern Dank und Verehrung, denen ich heute das stolze Gefühl verdanke, ein Deutscher zu sein!"

Von der Straße herauf brauste der Jubelruf: „Deutschland hoch! Kaiser Wilhelm hoch!“ Bornheim entblöhte sein Haupt und schwenkte seine Mütze.

Heute und vor 22 Jahren! Vor 22 Jahren riß sich ein für die Freiheit begeisterter junger Mann aus den Armen seiner Braut, die ihm in wenigen Wochen als Gattin angetraut werden sollte, und warf sich mit dem Jubelruf: „für das Vaterland!“ in die Wogen der Revolution, die damals ganz Deutschland überfluteten. Er war ein begeisterter, ein kühner, ein ebrlicher Schwärmer, aber die Wogen verschlangen ihn. Der junge Schwärmer Wilhelm Braunwart wurde schwerverwundet unter den Trümmern einer Barricade hervorgezogen und in Ketten geworfen. An dem Tage, der ihn mit seiner Braut vereinigen sollte, verurteilte ihn das Standgericht zu 10 Jahren Zuchthaus. Zwei Jahre schmachtete er als No. 13 in seiner Zelle, — da schenkte die Fürstin dem Lande den längst ersehnten Thronerben, und dieses glückliche Ereignis bewegte das Herz des mild gesinnten Landesfürsten, und auf seinen Befehl öffnete sich manche Kerkerthüre, auch die des jungen Braunwart, — er ward zur Verbannung nach Amerika begnadigt. Am Tage vor seiner Freilassung reichte ihm seine Braut durch das Sprachgitter die Hand: „Wilhelm, mein Vater verwirft dich, auf ihn ist keine Hoffnung! Ich aber — baue auf mich — ich bewahre dir meine Treue! Ich folge dir nach Amerika, sobald du mich ruffst!"



Am Tage vor seiner Freilassung reichte ihm seine Braut durch das Sprachgitter die Hand.

Wilhelm betrat den Boden Amerikas nicht ohne Mittel, und es wurden ihm die schweren Entbehrungen, mit denen viele seiner Leidensgenossen zu kämpfen hatten, erspart. In der aufblühenden Stadt L. . . . wurde er von einem Geschäftsfreunde seines verstorbenen Vaters, dem reichen Handelsheirn Bornheim mit offenen Armen aufgenommen. Bei tüchtigen kaufmännischen Kenntnissen, durch eisernen Fleiß und treue Pflichterfüllung erwarb er sich bald das Vertrauen seines Chefs, und wurde von diesem durch eine hervorragende Stellung in seinem großartigen Geschäfte betraut. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, nach dem sein Herz sich sehnte, er schrieb einen glückstrahlenden Brief an seine Braut, und erinnerte sie an ihr Versprechen, ihm nach Amerika zu folgen. Dieser, sowie weitere Briefe, in denen er seine glückliche Lebensstellung und in glühenden Farben die Sehnsucht schilderte,

sein Mädchen zu umarmen und als Gattin heimzuführen, blieben unbeantwortet. Seinem letzten Briefe legte er Banknoten bei, da die Befürchtung in ihm aufstieg, es könne seiner Braut an Mitteln fehlen, die Reise zu bestreiten. Die Banknoten kamen zurück mit einem kurzen Schreiben des Vaters: seine Tochter habe eingesehen, daß sie nicht die Gattin eines Rebellen und Zuchthäuslers werden könne. Sie habe sich mit einem braven Manne vermählt und bitte ihr Glück nicht durch weitere Zuschriften zu stören.

Die Zeit heilt alle Wunden.

In der Familie seines väterlichen Freundes, dem er sich vertrauensvoll entdeckt hatte, fand Wilhelm Braunwart herzliche Teilnahme, und die ihm entgegenbrachte Liebe half ihm den schweren Schlag niederlämpfen, der sein Herz betroffen. Der alte Bornheim gewann Wilhelm lieb wie einen Sohn; es wurde sein Lieblingwunsch, ihn dauernd an seine Familie und an sein Geschäft zu fesseln, und als nach drei Jahren eine schwere Krankheit ihn niederwarf, fügte er die Hände Wilhelms und seiner einzigen Tochter zusammen und gab ihnen sterbend seinen Segen.

Wilhelm Braunwart wurde der vielbenedete Gemahl des reichsten, in dem raffinierten Luxus eines amerikanischen Krösus erzogenen und verzogenen Mädchens. Mit Übernahme des Vermögens und der großartigen Handelsgeschäfte seines Schwiegervaters nahm er auf dessen letzten Wunsch auch den Namen der Firma Bornheim an. Inmitten von Glanz und Reichtum und an der Seite seiner stolzen und prachtliebenden Gemahlin, konnte sein Herz doch nicht volle Befriedigung finden, und vergebens suchte er das Bild eines einfachen deutschen Mädchens, das ihm hinter dem Gefängnisgitter Treue gelobt, aus seinem Gedächtnisse zu verbannen.

Nach dreijähriger Ehe ward ihm seine Gattin durch den Tod entrißen, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt. Er war wieder ein einsamer Mann.

Dies ist die kurze Geschichte Wilhelm Braunwarts, den wir dem geneigten Leser an diesem 1. Mai 1871 auf dem Balkon seines Hauses in der Regent-Street als Wilhelm Bornheim vorgestellt haben.

Ein junger Mann erschien unter der Balkonthüre: „Herr, die Post! Befehlen Sie . . .“

„Bitte, Herr Fernand, legen Sie die Briefe auf meinen Schreibtisch. Für Sie und das Bureau-personal heute nichts von Geschäften! Alle meine Leute sollen sich des heutigen Ehrentages erfreuen. Ich lade Sie alle auf heute abend zu einem Festbankette!“

Herr Fernand erröthete vor Vergnügen: „Herr Bornheim! Ihre Güte . . .“

„Nach der Illumination in meinem großen Speisesaal. Bitte die Einladungen zu besorgen!“

Herr Fernand verabschiedete sich, und Bornheim blickte wieder nieder auf den vorüberziehenden Festzug. Kläglich stutete er:

„Mein Gott, welche Ähnlichkeit! Nein, ich täusche mich nicht! — Herr Fernand!“

Der Gerufenen lehrte zurück. „Sie befehlen?“ —

„Herr Fernand, sehen Sie dort den Mann mit dem schwarzen Vollbart, mit Foppe und Schlapphut, der neben dem Fahrenträger marschirt? Er hinkt, und scheint ein künstliches Bein zu haben; folgen Sie dem Manne und suchen Sie ihn zu sprechen. Bitten Sie ihn hierherzukommen. Ein Freund habe ihm eine wichtige Mitteilung zu machen. Kennen Sie ihm meinen Namen. Aber vorsichtig und ohne Aufsehen!“

Herr Fernand verbeugte sich und verließ den Balkon. Bornheim blickte ihm nach, wie er raschen Schrittes die Straße hinabeilte.

„Wunderbar! Ich soll ihn wiedersehen nach 22 Jahren! Gustav!“

Der Handelsherr trat in den Salon zurück und öffnete die zahlreichen Briefe, die seinen Schreibtisch bedeckten. Die reiche und geschmackvolle Einrichtung des Zimmers gab Zeugnis von dem Reichtum des Besitzers.

„Lauter gute Nachrichten! Alle meine Unternehmungen glücken. Fortuna scheint gut machen zu wollen, was die launenhafte Göttin an mir verbrochen. Freilich ein Glück bleibt mir unwiederbringlich verloren! Wie heute wieder alte, liebe Bilder mir vor der Seele schweben!“

Bornheim öffnete ein Geheimfach seines Schreibtisches und vertiefte sich in den Anblick eines kleinen Bildes, ein reizendes Mädchen darstellend.

„Elisabeth! Werde ich denn niemals den Mut haben, das Bild der Treulosen zu vernichten, dessen Anblick jedesmal wieder die alte Wunde bluten macht?“

„Bah! Vorüber! Ungetrübtes Glück ist keinem Sterblichen beschieden!“

Ein Geräusch weckte ihn aus seinem Sinnen. Rasch warf er das Bild in das Schubfach zurück.

Ein liebliches Mädchen von 16 Jahren hatte das Zimmer betreten. „Guten Morgen, lieber Vater!“ rief es und schlang lieblosend die Arme um den Hals des ersten Mannes.

„Ei, guten Morgen, meine kleine Elsa!“ In dem Gesichte Bornheims stieg es auf wie Sonnenglanz, und er küßte den blonden Scheitel seines Kindes. „So früh, mein Liebling? Und dieser schöne Kranz?“

Das Mädchen hob einen Kranz von Blumen und Eichenlaub in die Höhe. „Ist er nicht hübsch? Es ist ja ein Festtag heute?“

„Ei du kleine Patriotin! Ist der Kranz für mich bestimmt?“

„Nein, lieber Vater! diesmal nicht für dich!“ erwiderte das Mädchen schallhaft lächelnd. „Wird nicht heute abend bei dem herrlichen Feuerwerk dein Name „Wilhelm“ in Dianantenpracht strahlen? Was soll da dieser arme, kleine Kranz? O, wie freue ich mich!“

„So, also nicht für deinen Vater? Und wen willst du denn erfreuen, mein kleiner Schalk?“

„Meine arme, liebe Freundin Elisabeth!“

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Mann zusammen. „Elisabeth? deine Freundin?“

„Ja, meine Namensschwester Elisabeth, oder Elsa, wie ich. Weißt du, lieber Vater, die arme deutsche Näherin, von der ich dir schon erzählt. Die mir

meine Kleider fertigt, und deine Batisthemden! Sie soll an dem heutigen Festtage auch einen Kranz haben vor ihr kleines Fenster.“

Herr Bornheim lächelte. „Also darum werden meine Schränke mit Hemden und Taschentüchern überflutet, du kleine Verschwenderin?“

„Ach, sie ist so arm und lebt nur von ihrer Hände Arbeit. Und sie ist so lieb und so gut.“

„Elisabeth? der Name klopft niemals vergebens an mein Herz! Ich werde gelegentlich einmal nach deiner Freundin sehen. Sie ist wohl jung und hübsch?“

Elsa blickte sinnend auf: „Jung und hübsch? darüber habe ich noch nicht nachgedacht, lieber Vater. Jung? Ich glaube nein, sie könnte meine Mutter sein. Und hübsch? Nein, hübsch ist sie nicht, aber schön, trotz der Silberfäden, die ihr dunkles Haar durchziehen. O, wenn du mich zu ihr begleiten wolltest!“

„Später einmal, Kind! Wo wohnt denn deine Schutzbefohlene?“

„In der Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch, in einem Dachstübchen!“

„Du bist ein gutes Kind, meine Elsa. Bringe den Kranz deiner Freundin, und hier“ — er entnahm seiner Börse einige Goldstücke — „deine arme Näherin soll heute einen Freundtag haben!“

Elsa machte eine abwehrende Bewegung: „Was denkst du, Vater? Meine Elsa nimmt kein Almosen.“

„Ei, eine stolze Näherin?“ erwiderte Bornheim mit ungläubigem Achselzucken: „versuche es nur, mein Kind! Sie wird sich vielleicht doch erweichen lassen. Ich wünsche aber nicht, daß du diese Besuche allein machst. Ich werde dir den Casar mitgeben.“

Bornheim klingelte und unter der Thüre erschien ein prachtvoller, ebenholzfarbiger Neger in Livree.

„Casar, du begleitest die Miß in die Henri-Street No. 7, und weichst nicht von ihrer Seite!“

Der Neger bleckte die weißen Zähne: „Wess, Massa! Miß Elsa soll nicht haben Leid,“ und dabei schüttelte er die mächtige Faust, um auf diese zarte Weise sie seines Schutzes zu verichern.

Bornheim lachte: „Casar, du bist ein braver Junge, ich weiß, ich kann dir mein Kind anvertrauen.“

Elsa legte ihre kleine weiße Hand in eine der schwarzen Fäuste des Negers: „Guten Morgen, lieber Vater! Casar, komme!“

Bornheim verfolgte sein Töchterlein mit strahlenden Blicken: „Sie ist ein gutes Kind, sie hat ein braves Herz. Nein, ich darf nimmer klagen, da der Himmel mich mit diesem Kinde begnadigt. Ein Sonnenstrahl, der meine Nacht erhellt. Was giebt es da draußen?“

Vor der Thüre erhob sich ein Lärm.

Eine tiefe Bassstimme rief erregt: „Bornheim? Ich kenne keinen Bornheim! Was schleppen Sie mich daher? Was will der Herr von mir?“

Eine hohe Diskantstimme suchte den lärmenden Bass zu beschwichtigen: „Herr Bornheim wünscht Sie zu sprechen, und“

„So, er wünscht?“ schrie der Bass wieder. „Ich aber wünsche nicht, und wenn er mich sprechen will, mein Palais ist Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch! Und damit basta!“

„Wahrhaftig, er ist’s!“ rief Bornheim und sprang auf die Thüre zu. „Herein mit dir, du Narr! Glaubst du denn, wenn ich gewußt hätte, daß du überhaupt hier existierst, ich hätte dich nicht schon längst aufgesucht? Herein mit dir, Mann!“

Der Bassist vor der Thüre hatte eben Herrn Fer-

hand, der ihn zurückzuhalten suchte, von sich abgeschüttelt, und sich trotzig zum Fortgehen gewendet. Auf diese eigentümliche Einladung aber blieb er stehen und starrte seinem Gegenüber verblüfft in das Gesicht.

„Ja, schaue mich nur an,“ rief Herr Bornheim und öffnete die Arme: „Gustav Fürstmann! Kennst mich noch, alter Junge?“

Der also Angeredete stand einen Augenblick regungslos wie eine Bildsäule, dann wendete er sich kurz um und herrschte seinen Begleiter an: „Wie heißen Sie?“

„Fernand,“ erwiderte dieser. „Karl Fernand!“

„Nun denn, Herr Karl Fernand, kneipen Sie mich in den Arm!“

„Was soll ich?“

„Donnerwetter! Sind Sie taub? In den Arm sollen Sie mich kneipen!“

„Mit Vergnügen,“ lachte Herr Fernand und griff dem Vassiten in den Arm, daß er aufzuckte.

„Danke!“ schrie dieser. „Also ist es doch kein Traum! Ich träume nicht, ich wache, es ist Wirklichkeit! Wilhelm!“

Mit diesem Ausruf warf er sich in die Arme Bornheim's.

„Wilhelm! Altes Haus! Bruderherz!“ jubelte Fürstmann. „Von heute an glaube ich an Wunder! Ich glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes, ich glaube, daß ich nächstens den roten Adlerorden IV. Klasse bekomme, ich glaube an alles, was unglücklich ist, und wenn jetzt dort drinnen ein Tisch steht, bedeckt mit Speise und Trank — mich soll's nicht wundern —; denn die gütige Fee, die den heutigen Tag regiert, muß wissen, daß ich einen riesigen Hunger habe.“

Herr Bornheim lachte: „Noch immer der Alte! Herr Fernand, seien Sie die gütige Fee, und besorgen Sie das „Tischlein deck' dich!“ Und nun herein mit dir, alter Freund, ich brenne darauf, deine Schicksale zu hören.“

Zwei Minuten später saßen die wiedervereinigten Freunde an einem wohlbesetzten Tische und Bornheim befestigte sich an den Angriffen, die sein Gast auf eine Taubenpastete machte.

„Bruderherz,“ rief dieser, „das ist ein Glückstag heute! Das Kaiserfest, einen lieben Freund wiedergesunden und dieses Frühstück! Und welche Pracht um mich herum! Donnerwetter, ich komme mir hier vor, wie eine Mücke in der Milchsuppe!“

„Ha, ha, ha,“ lachte Wilhelm. „In deiner Toppe und mit deinem Hederbut schaust du wirklich aus wie ein alter Barrikadenkämpfer!“

„Erinnerungen, Kamerad! Habe mit dem alten Heder gegen die Sklavenhalter gekochten!“

„Bravo! Das sieht dir gleich! Nun noch dieses Glas auf das wiedergewonnene Vaterland, für das wir vor 22 Jahren gekämpft!“

Fürstmann hob begeistert sein Glas und leerte es auf einen Zug: „Deutschland, das einige, das starke, hoch!“

„Aber du, der du als Wilhelm Braumwart mit mir revoluzztest? Wie kommt es, daß du dich in einen Wilhelm Bornheim verwandelt hast?“

„Davon später,“ erwiderte dieser, „und nun, Freund, deine Erlebnisse?“

Fürstmann erzählte: „Eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu und wenn sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei. Doch mein Herz ist trotz Heine noch nicht in Scherben gegangen. Da ich als Flüchtling den amerikanischen Boden betrat, war ich Kapitalist mit 10 Dollars in der Tasche. Als schlechter Haushälter, und anstatt mein Geld in Eisenbahnaktien anzulegen, zehrte ich vom Kapital und in wenig Tagen war es beim Teufel. Vom Hunger war ich von jeher kein Freund und den Durst haßte ich; da fiel mir zum Glück ein, daß ich Naturwissenschaft und Chemie studiert habe, und Mineralogie stets mein Lieblingsfach gewesen war. Also warf ich mich auf die Mineralogie.“

„Wie? Auf die Mineralogie?“

„Natürlich! Ich beschäftigte mich mit der wissenschaftlichen Zerkleinerung der Steine auf den Landstraßen bei New-York!“

„Armer Freund!“

„Ich sage dir, ich habe über die Härtegrade der Basalte, Porphyre und Granite praktische Versuche gemacht wie kein Mineraloge vor mir. Aber das Steinklopfen stillte nur mangelhaft meinen Hunger, von meinem Durste gar nicht zu reden. So versuchte ich es denn mit der Chemie und wurde Stößer in einer Apotheke. Das war ein Herrenleben! Mein Chef kam bald dahinter, daß ich von der Chemie mehr verstehe als er, und so vertraute er mir außer dem Mörser auch noch das Aussegnen der Apotheke und das Reinigen der Arzneigläser an. Meine wissenschaftlichen Versuche, ob sich ein knurrender Magen auch



„Also ist es doch kein Traum! Ich träume nicht, ich wache, es ist Wirklichkeit!“

durch Bärenleder, Jungfernlleder und andere Lederbissen beschwichtigen lasse, fanden aber bei meinem Chef nicht den verdienten Beifall, und meine chemischen Versuche nahmen ein schmachvolles Ende!“

Fürstmann machte eine Pause und leerte sein Glas: „Pah! Lauter Lumpereien! Erlasse mir das übrige.“

„Nein, nein,“ eiferte sein Freund; „ich muß alles wissen!“

„Nun denn! Es ist unglücklich, was der Hunger ungeahnte Talente in uns ans Tageslicht zerrt. Ich war Hausknecht, und war ein Matador im Stiefelwischen, ich war Kellner, ich habe als Barbiergehilfe die Bauern geschunden und geschröpft! Im fernen Westen bin ich von Farm zu Farm gezogen als Holzmacher, als Jäger, als Schulmeister. Ich habe mehr als hundert Farmerprüflinge in die Geheimnisse des ABC und des Einmaleins eingeweiht. Am besten ist mir's gegangen als oberstem Befehlshaber über Schweine und Rindvieh, was man bei uns in Deutsch-

land „Schweinhirt“ nennt. Aber auch diese Herrlich-
keit genoß ich nicht lange und mein Farmerleben nahm
ein tragisches Ende. Ich kann es den Indianern nicht
verübeln, daß sie den weißen Eindringlingen nicht be-
sonders grün sind, die ihnen ihre Jagdgründe nehmen
und dafür den Schnaps und die Blattern gebracht
haben, aber — Donnerwetter totschlagen und Skalpie-
ren läßt man sich doch nicht gerne von ihnen. Eine
Bande Sioux überfiel meine Herde. Ich wehrte mich
natürlich um die mir anvertrauten Vieher, wurde aber
von einem Tomahawkhieb zu Boden geworfen, und eben
fuhr mir einer der roten Teufel ganz gemächlich mit
seinem Stalpmesser um den Kopf herum, um mich
meiner Locken zu berauben, da — knallten die Büchsen
meiner braven Farmer, mein Stalpiehhaber machte
einen Purzelbaum, und die roten Diebe gaben Ferseng-
eld und ließen zwei Tote auf dem Schlachtfelde!“

„Gustav,“ sagte Herr Bornheim und drohte mit dem
Finger, „wunderbar, fast zu wunderbar! Oder ein
bißchen aufgeschnitten, he?“

„Aufgeschnitten?“ lachte der andere, „nein, nicht auf-
geschnitten, aber angechnitten! Da!“ und er warf
seine schwarzen Mähnen zurück; „siehst du die blut-
rote Linie um meine Stirne? Angechnitten, ja, aber,
ha, ha, ha, meine Locken habe ich noch!“

„Verzeihe,“ sagte Bornheim, tiefbewegt und reichte
dem Freunde die Hand, „verzeihe, aber in der That,
es ist zu wunderbar.“

„Freilich,“ lachte Fürstmann, „nicht viele werden ein
solches Liebeszeichen an der Stirne tragen. Doch wei-
ter. Nachdem ich von meiner Wunde — dem Toma-
hawkhieb — genesen war, schulterte ich meine Büchse,
steckte mein Bowiemesser in den Gürtel, und marschierte
gen Colorado. Der Teufel hatte dort just, um Re-
kruten für die Hölle zu werben, neue Goldfelder auf-
gethan, und die Goldgier trieb ein Heer von Vaga-
bunden und Landstreichern nach dem gelobten Lande.
Ein Landstreicher war ich ja auch, wenn ich auch
noch nicht gebettelt oder gestohlen hatte, aber ich hatte
das Hundeleben satt und wollte entweder reich werden
oder zu Grunde gehen. Das letztere wäre wahrschein-
lich der Fall gewesen, da brach der Krieg aus mit den
südstaatlichen Rebellen, und das war Wasser auf meine
Mühle. Kampf gegen die Sklaverei! Ich ließ mich
anwerben, und machte unter Sigel und Hecker ein
Duzend Schlachten mit. Wenn man den Tod nicht
fürchtet, avanciert man. Nach Beendigung des Krieges
war ich Kapitän mit einem hölzernen Bein. Das
Original liegt auf dem Schlachtfelde von Bull-Run,
ein Lederbiß für die Raben; und den schwarzen
Galgenvögeln wird es geschmeckt haben, denn ich sage
dir, es war ein ganz schönes, fettes Bein.“

„Braver Kamerad! Der „Hinkende“ in Lahr darf
stolz darauf sein, einen so wackern Kollegen zu haben!“
Und nun, wie siehst es heute mit dir?“

„Mein Stelzfuß trug mir von der Regierung eine
Pension ein, klein, aber groß genug, daß ich mich hier
niederlassen und meinem eigentlichen Berufe der Natur-
wissenschaften und namentlich der Chemie leben konnte.
In meiner bescheidenen Wohnung habe ich mir ein
kleines Laboratorium eingerichtet, und wenn ich auch
den Stein der Weisen noch nicht entdeckt habe, so habe
ich doch Arbeiten geliefert, die von Fachmännern An-
erkennung gefunden haben, und meine Aufsätze in tech-
nischen Blättern werden mir anständig honoriert.“

„Was?“ rief Bornheim erstaunt, „wir wohnen seit

Jahren in einer Stadt und wissen nichts vonein-
ander?“

„Begrifflich,“ lachte Fürstmann. „Erstens sitze ich
wie eine Gule in meiner Bude, während du, wie
ich zu meinem Erstaunen sehe, als Glücksvogel in hohen
Regionen schwärmt; und zweitens heiße ich hier nicht
Fürstmann. Ich habe — ha, ha, ha, — ich habe
einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen und Deutsch-
land mit einem weitem Fürsten bereichert. Ich habe
den „Fürst“ dort zurückgelassen und nur den „Mann“
mit herübergenommen. Ich heiße „Mann“ und der
„Fürstmann“ wird erst wieder auferstehen, wenn der
„Mann“ es zu etwas Tüchtigem gebracht hat!“

Bornheim sprang erregt von seinem Stuhle auf:
„Mensch, was sagst du? — Mann? — du heißest
Mann?!“ Er nahm ein Paket Zeitungen von seinem
Schreibtische und warf es auf den Tisch. „Dieser Ar-
tikel hier, und der und der, unterzeichnet „Mann“,
diese sind von dir?“

„Natürlich! Ich bin der Rabe, der diese Blätter
speißt.“

Bornheim stieß einen Jubelruf aus: „Prachtvoll,
Herrlich! Mensch, weißt du, daß du ein Genie bist?“

„Weiß ich längst,“ erwiderte Mann trocken. „Ein
Genie, aber ein verkommenes!“

„Nein, ein vollkommenes! Weißt du, daß ich dem
Manne da, der sich „Mann“ nennt, Tausende zu ver-
danken habe?“

„Du mir? Ha, ha, ha! Das ist klassisch!“

„Ja wohl klassisch. — Kennst du die große chemische
Fabrik bei dem Bahnhofe? Diese Fabrik verdankt deinen
klassischen Ratschlägen, daß sie den Kampf mit ihren
Nebenbuhlern siegreich besteht. Ich bin nicht nur Kauf-
mann, sondern auch Fabrikant, und diese Fabrik ist
mein.“

„Was? Diese großartige Fabrik dein? Mir steht
der Verstand still.“

„Halt, der darf nicht stille stehen, den nehme ich
jetzt in meine Dienste. Diese Fabrik besitzt ein prach-
tvolles chemisches Laboratorium . . .“

„Ha!“

„Und der Chef dieses Laboratoriums bist du!“

„Aber . . .“

„Kein Aber! Dank der gütigen Fee, die dich in
meine Arme geführt. Ich halte dich fest, mein Freund
und Mitarbeiter. Bornheim und Cie.“

„Topp! Es gilt!“ rief Adolph Mann und schlug
freudig ein. „Mein Verstand ist nur einen Augenblick
stillegestanden, er marschiert schon wieder. Bornheim
und Compagnie! Compagnie, Halt, Front! Präsentiert
Gewehr! Und wenn die Compagnie nicht Parade-
marsch marschiert, so kommandiert du: Halt! Kehrt! Marsch!
marsch wieder zu den Farmern.“

Herr Bornheim lachte herzlich. „Der Himmel erhalte
deinen guten Humor, mein Freund. Aber jetzt, Lieber,
bist du wieder „Fürstmann“. Das Kaiserreich Deutsch-
land braucht keinen Fürsten mehr, du hast ihn dir durch
dein Genie wieder zurückerobert, und der „Fürstmann“
darf wieder auferstehen.“

„So sei es denn,“ jubelte dieser. „Von heute an
wieder „Fürstmann“, und er soll dir und dem Namen
meines Vaters Ehre machen.“

„Bravo! Morgen bezieht Fürstmann sein neues
Standquartier. Ich werde dir meinen Wagen schicken,
deine Sachen abzuholen. Du wohnst —?“

„Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch. Schicke
nur einen Schiekkarren mit Bedeckung, das genügt!“
„Was?“ Henri-Street No. 7, fünf Treppen hoch?“

*) Er ist auch stolz darauf, der Hinkende.

rief Bornheim erstaunt. „Hat nicht Elsa . . ? Sage mir, ist nicht auch eine deutsche Näherin Bewohnerin dieser höhern Regionen?“

„Freilich. Elisabeth! Wir sind Zimmernachbarn. Zunächst am Himmel. Doch, was soll's mit dieser Himmelsbewohnerin?“

„Ich interessiere mich für sie. Bitte, was weißt du von ihr?“

„Sehr wenig und — sehr viel. Die Dame ist . . .“

Bornheim machte ein etwas erstauntes Gesicht:

„Dame? Eine Näherin?“

„Ja, eine Dame! die Dame ist arm wie eine Kirchenmaus und stolz wie eine . . . Na, Bruderherz, ich sage dir, ich habe gegründeten Verdacht, daß sie eine verkappte Fürstin ist, die zu uns niedergestiegen, um selbst zu versuchen, wie ein armes, verlassenes Menschenkind sich ehrenhaft durchs Leben durchzukämpfen vermag. Das ist ein Frauenzimmer, die im Kampfe mit einem feindlichen Schicksal einen Mann beschämen kann.“

Bornheim drohte lächelnd mit dem Finger: „Ei, du bist ja ganz begeistert? Ich glaube fast . . .“

„Ja, begeistert! Mehr als begeistert! Ich fürchte selbst, — wenn die Rebellen mich nicht zum Krüppel geschossen hätten, ich könnte noch die Dummheit begehen, mich zu verlieben.“

„Nur zu, mein Junge,“ rief Bornheim lustig.

„Du bist ja noch ein ganz stattlicher Mann, und die fürstliche Näherin wird nicht grausam sein. Ich richte die Hochzeit aus — ich!“

Fürstmann erhob abwehrend die Hand: „Lasse das! Ich bin doch sonst wahrhaftig nicht blöde, aber dieser Heldin gegenüber bin ich schlichtern wie ein Kind.“

„Eine Heldin! Wirklich, du machst mich neugierig. Kennst du etwas näheres über ihre Vergangenheit?“

„Nur Vermutungen. Sie ist nicht sehr mittheilbar. Ich glaube, sie ist aus einer guten und wohlhabenden Familie. Jedenfalls hat sie eine vortreffliche Erziehung genossen, und ist ein verteuftelt resolutes Frauenzimmer. Warum sie nach dem Tode ihres Vaters nach Amerika ausgewandert, habe ich nicht ermitteln können. So viel aber weiß ich: Sie ist seit Jahren ruhelos von Stadt zu Stadt gewandert, bis ihre Mittel erschöpft waren, und nun hat sie sich seit 2 Jahren hier niedergelassen und fristet ihr Leben durch ihrer Hände Arbeit. Ich darf mich ja ihren Freund nennen, aber ihr eine Unterstützung anzubieten, habe ich noch nicht wagen dürfen!“

„Wunderbar,“ sagte Bornheim, „diese räthelhafte Näherin muß ich kennen lernen. Auch meine Tochter

schwärmt für sie. Du blickst mich verwundert an? Ja, ich habe eine Tochter. Doch, das kannst du ja nicht wissen, und auch über meine Vergangenheit bin ich dir Rechenschaft schuldig. Du hast mich zum letztenmal gesehen, als auf der Barricade mich eine preussische Kugel niederwarf. Nun höre, was weiter geschah.“ Bornheim erzählte dem teilnehmend aufhorchenden Freunde die uns bereits bekannte Geschichte. Nachdem er geendet, erhob er sich: „Gustav, du siehst, das Schicksal hat es gut und — schlimm mit mir gemeint. Verneide mich nicht. Heute aber, mein Freund, danke ich dir einen wahrhaft glücklichen Tag. Und nun, auf Wiedersehen! Geschäfte rufen mich.“

Fürstmann stetzte in gehobener Stimmung seiner

Wohnung zu. Unterwegs blieb er vor der großen Spiegelscheibe einer Kleiderhandlung stehen und betrachtete sein Spiegelbild: „Bei Gott, er hat recht! Ich schaue aus wie ein Vagabund! Ich muß flugs ein anständiger Mensch werden, ich werde sonst morgen bei der Vorstellung zur Fabrik hinausgeschmissen.“

Nach einer Viertelstunde verließ Gustav das Kleidermagazin in einem gewählten, kleidsamen Anzuge. „Kleider machen Leute.“ „Habe, hol' mich der . . . Halt, als Gentleman darf ich nicht mehr fluchen. Habe wahrhaftig nicht gewußt, daß ich noch ein so hübscher Burche bin. Sm, hm! Na, was fährt mir da für eine Dummheit durch den Kopf? Braver Kerl, der Wilhelm. Wahrlich, er soll's nicht zu bereuen haben.“

Er hatte die fünf Treppen seiner Wohnung erstiegen und machte Halt, um zu verschaukeln.

„Freue dich, mein alter Stelzfuß, das ist deine

letzte Bergpartie! Werde dich morgen parterre einlogieren.“

Der Vorplatz führte zu zwei Thüren. Die eine Thüre hatte die Aufschrift: „Elisabeth Gotthold, Näherin“, die andere: „Gustav Mann, Chemiker“. Eben war Fürstmann im Begriff, seine Zimmerthüre aufzuschließen, da — was war das? Aus dem Nebenzimmer ertönte Lärm. Eine drohende Männerstimme, — auch glaubte er die erregte Stimme seiner Nachbarin zu unterscheiden.

Mit dem Ausruf: „Da ist etwas nicht richtig!“ trat er auf die Thüre zu, als diese aufgerissen wurde, und ein Mann an ihm vorüberhüfte.

„Se da! Monsieur Francois, was giebt's?“

„Une folle!“ rief der Flüchtling und slog in großen Sätzen die Treppe hinunter.



„Un folle!“ rief der Flüchtling und slog in großen Sätzen die Treppe hinunter.

Neugierig und fast erschreckt überschritt der Chemiker die Schwelle.

In dem kleinen Zimmer, das nur von einem Fenster beleuchtet wurde, stand hoch aufgerichtet, mit vor Aufregung glühenden Wangen die Näherin Elisabeth Gottbold. Eine Frauengestalt, wie sie uns die kleine Elsa beschrieben. Mit der linken Hand stützte sie sich auf ihren kleinen, mit Näharbeiten bedeckten Tisch, und in der schlaff herabhängenden Rechten hielt sie krampfhaft einen Revolver.

„Freundin! Elisabeth! Was ist geschehen?“ rief Fürstmann, ernstlich erschrocken bei diesem Anblick.

„Beinahe ein Mord!“ stöhnte das Mädchen, und warf mit einem leisen Schauer die Waffe auf den Tisch. Dann sank sie auf einen Stuhl nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus: „O! diese Schmach! diese Schande!“

„Elisabeth, erklären Sie mir! Dieser Franzose?“

„Der Glende! Er mißbraucht sein Recht als Hausherr, um in mein Zimmer zu dringen und mich mit seinen Zudringlichkeiten zu beleidigen.“

„Der Schurke!“ rief Fürstmann empört. „Und ich war nicht da, um Sie zu beschützen und den Glenden zu züchtigen!“

Elisabeth ließ die Hände sinken und blickte gerührt zu ihm empor:

„Ja, Sie, Sie sind ein treuer Freund! Sie und der kleine Sechsläufige dort. Vor diesem kleinen Beschützer hat der Feigling die Flucht ergriffen.“

Fürstmann warf einen erkaunten Blick auf den Revolver: „Tapferes Mädchen!“ und lächelnd setzte er hinzu: „Wahrlich, ich habe nicht gewußt, daß ich eine so gefährliche Nachbarin habe.“

Elisabeth verlor sich: „Glauben Sie denn, ein einfaches, verlassenes Mädchen durchforscht jahrelang Amerika nach . . . einerlei zu welchem Zweck — ohne einen solchen Beschützer? Und daß er mich zu beschützen vermag, haben Sie gesehen. Doch fort mit diesem häßlichen Bilde!“ Mit einem freundlichen Blick auf Fürstmann setzte sie hinzu: „Sie hätte ich wahrlich kaum erkannt. Welche Verwandlung ist mit Ihnen vorgegangen? Sie sind ja ein wahrer Elegant geworden?“

„Nicht wahr,“ erwiderte dieser lachend, „ein wirklicher Stutzer. Ein bunter Schmetterling ist aus der garstigen Raupe hervorgetrocken! Heute habe ich einen neuen Menschen angezogen, denn heute — freuen Sie sich mit mir — heute ist ein Tag des Glücks, ein Wendepunkt in meinen Leben! Aus dem armen Stubengelehrten ist ein Mann der That geworden, und ich sehe einer schönen Zukunft entgegen!“

Elisabeth reichte ihm gerührt die Hand: „Mein Freund, wie mich dieses freut. Darf ich wissen?“

„Gewiß. Ich habe einen Freund wiedergefunden. Einen alten Kriegskameraden. Auch er hat als Flüchtling den amerikanischen Boden betreten, aber das Glück war ihm günstiger als mir, und heute ist er ein reicher Mann. Vor 22 Jahren haben wir uns zum letzten Mal gesehen.“

„Vor 22 Jahren,“ flüsterte Elisabeth sinnend: „D auch ich kenne jene Zeit.“

Fürstmann fuhr fort: „Er ist Besitzer der großen chemischen Fabrik und hat mir eine Stellung als Chemiker angeboten, der brave Kamerad. Doch leider ist Wilhelm . . .“

Elisabeth blickte auf: „Wilhelm? Was sagen Sie? Wilhelm?“

„Ja, Wilhelm Bornheim. Doch, was bewegt Sie so? Sie sind ganz blaß geworden.“

Das Mädchen lächelte schmerzlich: „Eine leichte Anwandlung, es ist schon vorüber. Bornheim? O, den Namen kenne ich. Der Vater meiner lieben, süßen Elsa! Sehen Sie den schönen Kranz an meinem Fenster? Vor einer Stunde hat das liebe Kind mir diesen Kranz selbst gebracht, um an dem heutigen Festtage mein Zimmerchen zu schmücken! Gott segne sie.“

„Welch wunderbarer Zufall,“ sagte Fürstmann. „Sein Töchterlein schwärmt für Sie, und auch der Vater will die Freundin seiner Elsa kennen lernen. Ja, ja, Sie werden nächsten einen vornehmen Besuch erhalten. Doch hören Sie weiter: Wilhelm ist trotz seines Reichthums nicht glücklich. Seine heißgeliebte Braut, die er in Deutschland zurücklassen mußte, hat dem Flüchtling ihre Treue nicht bewahrt, und als er nach Jahren den Schmerz dieser Täuschung überwunden, und sich auf den Wunsch seines Chefs mit dessen einzigen Tochter vermählte, hat er auch in diesem Bunde das verlorne Glück nicht gefunden.“

„Der arme Mann!“

„Ja, ein armer Mann! Nach dem Tode seiner Frau . . .“

„Sie ist gestorben?“ fragte Elisabeth teilnehmend.

„Seit 12 Jahren ist er Witwer. Seit dem Tode seiner Frau taucht das Bild seiner ersten Liebe wieder in ihm auf und . . . na, ich bin sonst nicht leicht gerührt — unter Harnern und Indianern verlernt man das — als er mir aber heute seine Geschichte erzählte, und wie heute noch das Andenken an seine treulose Elisabeth . . . Doch, Elisabeth, was ist Ihnen?“

Das Mädchen hatte mit steigender Aufmerksamkeit der Erzählung gelauscht. Jetzt war sie mit einem leisen Schrei mit der Hand nach dem Herzen gefahren: „Ich? — Ich — ich habe . . .! Wilhelm und Elisabeth! Diese Namen haben eine schmerzliche Erinnerung in mir wachgerufen! Bitte, lassen Sie mich jetzt allein. Ich habe das Bedürfnis, allein zu sein.“

Fürstmann hatte mit Besorgnis die Aufregung seiner Freundin bemerkt:

„Nein, ich verlasse Sie nicht. Sie sind tief bewegt. Ein Kummer belastet Ihr Herz! Ich habe ja kein Recht, mich in Ihr Vertrauen einzudringen. Aber ich — ich will Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, — ich möchte Ihnen etwas anvertrauen.“

Elisabeth blickte erwartungsvoll zu ihm auf: „Nun, so bleiben Sie, sprechen Sie!“

„Ich bin, wie Sie wissen, jetzt ein gemachter Mann.“

„Ein tüchtiger Mann! Weiß ich längst!“

„Und . . . und auch noch ziemlich konferviert!“

Elisabeth mußte unwillkürlich lächeln. „Sogar ein schöner Mann sind Sie, und ein eitler Mann, wie ich jetzt merke!“

„Eitel?“ sagte Fürstmann mit komischem Ernst, „Eitel auf mein hölzernes Bein?“

„Ja, auf Ihr hölzernes Bein. Es ist eine Ehrenwunde, auf die Sie stolz sein dürfen.“

„Gut, so wäre also alles in Ordnung bis auf . . .“

„Was? Fehlt noch etwas zu Ihrem Glück?“

„Ja,“ erwiderte Fürstmann. „Zu meinem Glücke fehlt eben nur noch das — Glück! Ich bin so annahmend, noch glücklich werden zu wollen. Ich — ich — kurz, ich möchte heiraten!“

Elisabeth schien etwas überrascht. „Heiraten? Doch, warum denn nicht? Mein Freund, Sie haben ganz recht. Meinen Glückwunsch! Sie haben schon eine Wahl getroffen?“

„Natürlich! Schon längst; aber erst heute fühle ich mich berechtigt, zu hoffen. Aber mir fehlt der Mut!“

„Wie? Sie ein Held in der Schlacht? Courage, mein Freund! Sie sind der Mann, ein Frauenherz zu erobern.“

„Nun denn, so blase ich zur Attacke!“ Fürstmann trat auf sie zu und faßte ihre Hand: „Elisabeth, Freundin! Sie wissen, wie hoch ich Sie verehere. Ich habe mir durch alle Schicksalsstürme ein braves Herz bewahrt, und eine starke treue Hand, Sie, die Vereinsamte, zu schützen und durchs Leben zu führen. Ich kann nicht, wie es der Brauch ist, vor Ihnen knien, — mein Stelzfuß — betrachten Sie den Kniefall als vollzogen. Elisabeth, sagen Sie Ja!“

Elisabeth war erschrocken zurückgewichen: „Nein, nein!“ rief sie erregt. „Niemals! O, mein Freund, diesen Schmerz hätten Sie mir ersparen sollen, den Schmerz, Ihnen wehe thun zu müssen! Mein Herz... doch Sie sollen später erfahren, warum ich einsam durchs Leben wandern muß. Jetzt verlassen Sie mich. Es ist zu viel heute auf mich eingestürmt, ich bedarf der Ruhe, der Fassung.“

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig an die Lippen zog.

„Elisabeth,“ sagte er mit zuckendem Munde, „der Liebhaber geht. Dem Freunde, dem Bruder werden Sie aber nicht verwehren zurückzukehren!“

Den * * * * * und den Glanzpunkt der heutigen Jubel- und Friedensfeier bildete eine reiche Illumination der Stadt und das Abbrennen eines brillanten Feuerwerkes auf dem Festplatze. Auf dem von tausend Flammen taghell beleuchteten Platze drängte sich eine bunte Menge, zu Fuß, zu Ross, zu Wagen, um in Erwartung der kommenden Dinge zu sehen und gesehen zu werden.

Auch Bornheim war hinausgefahren, um seiner Elsa das prächtige Schauspiel zu zeigen. Sie saß mit ihrer Erzieherin, Fräulein Helwig, in den schwelgenden Kissen des eleganten Wagens. Ihr Vater hatte der besseren Übersicht wegen auf dem Kutscherboden neben seinem schwarzen Kutscher Cäsar Platz genommen.

Plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, erloschen alle Lichter, und der Platz war in tiefe Dunkelheit gehüllt. Aber nur einen Augenblick, und ein Bündel von Hunderten von Raketen züchte in die Luft, und Tausende von glänzenden Sternen verpufften an dem nächtlichen Himmel. Die Menge brach in das übliche Ah! aus, und das Feuerwerk nahm seinen Verlauf: Feuerräder, Leuchtkegel, Kanonenschläge, Sprühregen; im Brillantfeuer die Germania, wie sie stolz hinüberschaut übers Meer! Das Volk brach in ein brausendes Hurra aus. Elsa klatschte jubelnd in die Hände: „Lieber Vater, wie schön, wie herrlich!“

„Jetzt passe auf, mein Kind. Jetzt kommt das Schönste!“

Ein Sprühregen erschellte den Platz und in funkel-

den Sternen stieg der Name unsers Heldenkaisers zum Sternenhimmel empor: „Wilhelm!“

Auch Elisabeth an der Seite Fürstmanns hatte das Fest besucht. Mit strahlenden Augen schaute sie das glänzende Bild: „Wilhelm!“ „Sein Name! O?!...“ plötzlich zuckte sie zusammen: „Dort! dort! O Gott, du bist gnädig und barmherzig gewesen!“ Und mit dem Aufschrei: „Wilhelm!“ sank sie bewußtlos zusammen.

„Um Gott, welcher Zufall,“ rief Fürstmann erschrocken und fing die Sinkende in seinen Armen auf. Die Umstehenden drängten sich um die Scene, die wenige Schritte von Bornheims Wagen stattfand.

„He! Adolf! Welche Stimme! Wer ruft mich? Was giebt es da?“ rief Bornheim erregt.

Fürstmann war mit seiner Last an den Wagen getreten: „Wilhelm, du? Glücklicher Zufall! Eine Ohnmächtige! Elisabeth, — du weißt.“

„O meine Elisabeth!“ rief Elsa erschrocken. „Meine liebe Freundin! Vater, guter Vater!“

Das glänzende Bild des Kaisers war erloschen, der Platz war wieder in Dämmerung gehüllt, und die Menge fing an sich zu verlaufen.

Bornheim sprang von seinem Sitze herunter: „Ruhig, mein Kind. Für deine Freundin soll gesorgt werden.“ Die Freunde hoben die Besinnungslose in den Wagen. „Fräulein Helwig, nehmen Sie sich der Armen freundlich an! Cäsar, nach Hause!“ Bornheim nahm den Arm seines Freundes und folgte dem Wagen.

In einem hellerleuchteten Saale des Hotel Bornheim lehnte Elisabeth erschöpft in einem Sopha. Elsa saß auf einem Taburet zu ihren Füßen, und blickte besorgt zu ihr auf: „Gottlob, daß Sie sich wieder erholt haben.“

Ich war zum Tode erschreckt!“

Elisabeth zog lieblosend das Kind zu sich empor: „Meine liebe Elsa! Wie bedauere ich, Sie durch meine Schwäche beunruhigt zu haben. Ich weiß nicht, was mir begegnet ist. Es muß eine Vision gewesen sein, eine Täuschung. O Gott, es ist ja nicht möglich!“ „Und,“ fuhr sie fort, erstaunt um sich blickend, „diese Pracht! Es ist wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Elsa, mein Kind, wie komme ich in diese Räume? Wo bin ich?“

Elsa lächelte: „Ei, Liebste, Beste, unser Wagen hat Sie hieher gebracht. Sie sind bei meinem Vater. Er wird gleich hier sein. O, wie wird er sich freuen, der gute Vater. Ich habe ihm vieles von Ihnen erzählt. Er weiß es, daß Sie meine liebe Freundin sind. Er hat mir versprochen, Sie zu besuchen, und jetzt — wie reizend — jetzt sind Sie es, die ihn zuerst besucht.“

Elisabeth erhob sich: „Mir ist ängstlich zu Mut! Welche Verlegenheit! Was muß der vornehme Herr von mir denken? Ich, — ich —! O, Elsa! Wer war



Elisabeth barg das Gesicht in ihre Hände und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

der Mann, der neben dem Regier auf dem Kutschbock saß? Ist er ein Diener Ihres Vaters?"

Elsa brach in ein lustiges Lachen aus: „Ein Diener? Wie komisch! Es ist mein Vater selbst. Doch hier kommt er.“

Die Thüre öffnete sich und auf der Schwelle erschien die hohe Gestalt Vornheims, gefolgt von seinem Freunde Fürstmann.

Elisabeth starrte den Eintretenden entgegen, mit einem leisen Schrei sank sie auf das Sopha zurück.

Vornheim trat freundlich auf sie zu: „Mein Fräulein, es freut mich, Sie in meinem Hause begrüßen zu dürfen. Erholen Sie sich. Der leichte Unfall . . .“

Blöcklich stockte er. Er hatte in ein thränenüberströmtes Gesicht geblickt. „O Gott! Ist es möglich? Elisabeth!“ rief er in höchster Aufregung und streckte unwillkürlich die Arme nach ihr aus.

Elisabeth barg das Gesicht in ihre Hände und ein kramphafes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Vornheim rang nach Fassung.

Elsa blickte mit ihren Kinderaugen erstaunt zu ihrem Vater empor.

Fürstmanns ernste Züge verklärte ein verständnisvolles Lächeln. „Welch ein Glück, daß sie mir heute einen Korb gegeben hat.“

Vornheim hatte sich ermannt. „Elisabeth,“ sagte er mit sanfter, leise bebender Stimme, „Elisabeth, müssen wir so uns wiedersehen?“

Sie blickte zu ihm auf und wie durch einen Zauber gebannt, rang sie vergebens nach Worten.

„Arme, Unglückliche! Erkläre mir! Wie kommst du nach Amerika?“

Jetzt war der Zauber gebrochen. Mit einem Schrei mannsprechlichen Entzückens sprang sie auf und alles um sich her vergessend warf sie sich in seine Arme: „Wilhelm, einzig Geliebter. Ich, — o ich bin dir treu gewesen! Ich bin dir treu gewesen, — sonst hätte diese Stunde mich getödtet! Du glaubst mir nicht? Denkst du an meinen Schwur vor dem Gefängnisgitter? O, ich bin dir treu gewesen!“

Vornheim tief erschüttert, löste sanft die ihn umschlingenden Arme: „Und, Elisabeth! dein Gatte?“

„Anerkörter Betrug! Hier, hier! — Ich trage sie immer bei mir! Hier, deine Briefe! Ich fand sie in dem Nachlasse meines unglücklichen Vaters. Sie sind alle unterschlagen worden. Mit diesen Briefen, meinem köstlichsten Schatz flog ich nach Amerika, um dich, einzig Geliebter, zu suchen! O, ich bin dir treu gewesen!“

„Gelobt sei Gott,“ jauchzte Vornheim und zog sie an sein Herz. „So habe ich dich wieder, du verloren Geglaubte, du stets Geliebte! Elsa, mein Kind, küsse deine neue Mutter!“

Mit einem Jubelruf umschlang die weinende Elsa den Hals ihrer alten Freundin!

Elisabeth küßte sie und barg schluchzend ihr Haupt an der Brust Vornheims: „Wilhelm!“

„Hörst du, Geliebte, den Jubel nebenan? Sie feiern in meinem Bankettsale das heutige Fest. Meine Beamten, meine Diener! Komm, Geliebte, sie müssen heute noch meine Braut begrüßen, ihre Gebieterin!“

„O, welch' ein Tag, dieser Kaisertag!“

Wieder glücklich

nach zweiundzwanzig Jahren.“

Denkspruch.

Die Tiefe der Empfindungen wiegt oft beschämend die Höhe des Verstandes auf.

Der geheimnißvolle Besuch im Pfarrhause.



Ein warmer Abend war einem heißen Julitage gefolgt. Die Luft war noch von jener Schwüle erfüllt, die eine Abkühlung selbst in den der Sonne nicht ausgesetzten Räumen unmöglich macht und bei ruhigem Dazusitzen den Schweiß aus den Poren treibt. Nur von den Höhen des feinen

Namen mit der That führenden herrlichen Schwarzwaldes stutete ab und zu ein Luftzug durch das anmutige Thal an seinem Fuße und zog in lauen Wellen durch das Dorf, das unweit der großen Fahrstraße, teils hinter wogenden Getreidefeldern, teils hinter den grünbelaubten Zweigen mächtiger Obst- und Lindenbäume versteckt lag, so daß das Auge selbst aus kurzer Entfernung fast Mühe hatte, die von Rauch und Wetter dunkel gebräunten Strohdächer oder die aus Holz gezimmerten oder aus graubertünchten Ziegelsteinen hergestellten Wände der Häuser zu erkennen.

An dem Dorfe war sonst weiter nichts Sehenswertes oder Merkwürdiges, es war eben nicht schöner und nicht häßlicher als die meisten derartigen Dörfer in den Schwarzwaldthälern; aber durch etwas zeichnete es sich doch vor den andern weit und breit aus, das war durch die schöne große Kirche mit dem herrlichen Altarbilde darin, die heilige Familie darstellend, ein Geschenk von hoher Hand, wie die alte Ortschronik meldete. Schön war auch das Chorpult, ebenfalls ein Geschenk von gleicher Herkunft, welches einen majestätischen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellte. In frühern Jahren hatte das metallene Tier immer in blißblankem Schimmer gestrahlt, der Rost aber, der bekantlich wie die Motten alles Irdische nicht allein frisst, sondern auch trüb und schmutzig macht, hatte im Laufe der Zeit auch an ihm seine unheilvolle Wirkung ausgeübt, sodaß sich der Künstler gezwungen sah, den alten Vogel alle Sonntag-Morgen energisch abzureiben, der dann wieder wie in den schönsten Tagen seiner Jugend leuchtete.

An die Kirche und zwar an die Sakristei schloß sich das Pfarrhaus, ein eigentümlicher Bau, eine Art kleines Schloß, wenigstens gewährten die am Dache ausgezackten Mauern mit den vier kleinen Ecktürmchen einen solchen Anblick. Auf der hintern und der Giebelseite war das Pfarrhaus von einem ganz allerliebsten Garten umgeben, in dessen Mitte ein Springbrunnen lustig plätscherte, während rings auf sorgsam gepflegten Beeten und Rabatten allerlei schöne Blumen einen angenehmen Duft verbreiteten.

Das Haus war bewohnt von dem alten Pfarrer, einem freundlichen, milden, alten Herrn, der darin in süßer Ruhe lebte, Kindern Unterricht und Erwachsenen Rat erteilte, wofür er wiederum von alt und jung geliebt wurde.

An jenem Abend, es mochte gegen 10 Uhr sein, war der alte Herr in seinem lebernen alten Lehnsstuhl mit dem Lesen des Lehrer „Anzeigers für Stadt und Land“ beschäftigt und, ohne diesem wackeren Blättlein zu nahe treten zu wollen, eben im Begriff darüber einzuschlafen, als ein heftiges Schellen an der Thorglocke ihn aus seiner sanften Träumerei weckte.

„Wer kann noch zu dieser Stunde klingeln? Scholastika hat sich doch längst zu Bett begeben! Um, es wird sich doch nichts Unangenehmes ereignen haben!“ sagte er zu sich selbst, indem er sich erhob.

Scholastika war, wie wir hier gleich bemerken wollen, seine alte Haushälterin, die bereits wie er das sechzigste Lebensjahr längst überschritten hatte.

Gilgen Schrittes lief er über den kiesbestreuten Hof vor dem Pfarrhause und öffnete die Gitterthür, welche sich in der Hof und Garten umschließenden hohen Mauer befand, dann hob er die in seiner Linken befindliche Laterne empor, um besser erkennen zu können, wer noch so spät an seiner Thür klingelte. Vor ihm standen zwei Herren und eine junge Dame, die ihm alle drei unbekannt waren. Ehe sich der gute Pfarrer von seiner Überraschung erholt hatte, wurde er bereits von der Dame angerebet.

„Hochwürdiger Herr,“ begann sie, „Sie sehen hier drei in größter Verlegenheit sich befindliche Personen vor sich. Wir sind auf einer Schwarzwaldbreise begriffen und wollen von unserer Herberge in Rippoldsau aus heut früh eine große Tour unternehmen und zur Nacht wieder in unserm Quartier eintreffen. Bei der durch das aufsteigende Gewölk vermehrten Finsternis haben wir uns aber verirrt und stehen nun hilfloslehend vor Ihnen. Können Sie uns vielleicht zu einem Wagen verhelfen, der uns nach Rippoldsau zurückbringt, oder sagen, wo man ein Nachtquartier bekommen kann, denn wir sind müde und hungrig und vollständig erschöpft.“

„Ein Fuhrwerk, ein Nachtquartier?“ rief der Pfarrer. „Ja, da wird, was das erstere anbetrifft, guter Rat teuer sein. Zu dieser Nachtstunde spammt kein Bauer sein Bernerwägel an, und andere Gefährte als solche giebt's hier überhaupt nicht. Bezüglich des Nachtquartiers gilt dasselbe. Die beiden Wirtshäuser, die es hier giebt, sind für derartige Fälle nicht eingerichtet.“

„Das ist ja entsetzlich! Was ist da zu thun? Ich kann keinen Schritt weiter gehen! Zudem wird das Gewitter, das am Himmel steht, in den nächsten Minuten losbrechen!“ jammerte die junge Dame.

In der That hatte sich der Vorbote des Gewitters, der heftige Wind, bereits eingestellt und bog die Äste der Bäume im Pfarrgarten ächzend auseinander, während ein greller Blitz plöglch das nächtliche Dunkel erhellte. Furchtsam drängte sich die junge Dame an den größern und anscheinend auch ältern der beiden Herren, der wie zum Schutze seinen Arm um sie legte. Dem wackeren Pfarrer that die kleine Gesellschaft, namentlich aber die angsterfüllte junge Dame leid.

„Wenn Sie mit den beiden freien Zimmern meines Pfarrhauses vorlieb nehmen wollen, so stehen sie Ihnen zur Verfügung. Sie sind zwar nicht kostbar eingerichtet, aber sie enthalten alles, was nötig ist, um in ihnen eine gute Nachtruhe zu haben!“ sagte er, die Fremden mit einer freundlichen Handbewegung zum Eintritt auffordernd.

Ohne zu zögern traten sie ein. Der Pfarrer geleitete sie in das Haus und in das Speisezimmer.

„Machen Sie sich's einstweilen bequem, ich will in dessen Scholastika, meine Haushälterin, rufen, damit sie Ihnen einen kleinen Zmbiß bereite!“

Mit diesen Worten hieß der Pfarrer seine unbekanntn Gäste willkommen.

„Nein, nein, bitte machen Sie unsertwegen keine Umstände!“ rief die Dame.

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte zuvorkommend der alte Herr, hinter der Thür verschwindend.

„Welch wackerer Mann!“ sagte die junge Dame zu ihren beiden Begleitern.

„Gewiß! Das ist er! O, wenn er wüßte, was für Gäste er beherbergt, er würde sich zu den ewigen Flammen der Hölle verdammt glauben!“ erwiderte der eine der beiden jungen Herren.

Es war gut, daß die drei unter Dach und Fach waren, denn das Unwetter brach jetzt mit aller Gewalt los. Der Regen rauschte, vom Sturme gepeitscht, in Strömen nieder, die Blitze zuckten und die Donnerschläge trachten an den Bergen entlang, als ob der ganze Schwarzwald aus seinen Fugen springen wollte.

Inzwischen war der Pfarrer wieder zurückgekommen und zwar nicht allein, denn hinter ihm drein schlurte, die bloßen Füße in Filzpantoffeln, in einer hellblau- und weißgestreiften Nachtjade und einem melierten kattunen Unterröckchen, eine ziemlich zerknitterte weiße, mit Spitzen eingefasste und mit gelben Bändern verzierte Haube auf dem Kopfe, die alte Scholastika. Man sah es ihrem griesgrämlichen Gesicht an, daß sie ihr Herr aus dem ersten Schläfe geweckt hatte.

„Scholastika,“ sagte dieser möglichst sanft zu ihr — mit ihr war nämlich, wie es im Leben heißt, nicht gut Kirichen essen — „Scholastika, frage die Herrschaften hier, was sie zur Nacht zu essen wünschen!“

„Wünschen? Wünschen?“ gab diese erregt zurück, indem sie die fremden Gäste mit mißtrauischen Blicken betrachtete. „Zu wünschen wird wohl nicht viel sein! Ich kann nur geben, was da ist, ein Stüd kalten Braten, vielleicht auch einen Eierkuchen, Butter, Brot und Käse, dazu eine Flasche Apfelwein!“

„Mein Gott, so viel verlangen wir gar nicht! Das ist ja ein wahrhaft prächtiges Mahl, was Sie uns da in Aussicht stellen!“ rief die junge Dame, der alten, mürrischen, von Herzen aber guten Haushälterin freundlich zunickend, welche dadurch sofort für sie so eingenommen wurde, daß sie, so schnell sie es in ihren Filzschluren vermochte, das Zimmer verließ, um das Mahl zu bereiten.

Die drei Reisenden thaten demselben denn auch alle Ehre an und die Dame sagte über dasselbe der erwartungsvoll dreinblickenden Scholastika soviel Schmeicheleien, daß dieselbe in das größte Entzücken geriet, ihren sonstigen Geiz gänzlich darüber vergaß, und gegen das Ende hin, auf einen Wink des Pfarrers, geräuschlos das Zimmer verließ, um die Gastbetten fertigzustellen, die, wie sie zum Pfarrer sagte, aus dem Pfarrhause eine Herberge machten.

Während des Mahls hatte der Pfarrer Zeit, seine Gäste näher zu betrachten. Alle drei waren, jedes in seiner Art, hübsche Leute. Besonders galt dies von der jungen Dame, deren große tiefblaue Augen in einem wunderbar milden und dabei ausdrucksvollen Schmelz leuchteten. Wenn bei irgend jemand, so mußte bei ihr das Sprichwort sich bewahrheiten, daß das Auge der Spiegel der Seele ist. Das schöne Oval des zarten, rosig angehauchten Gesichts mit dem kleinen schwellen-

den kirschroten Mündchen und den perlenweißen Zähnen drin war umrahmt von herrlichem flachsblondem Haar, und ihre Stimme, wenn sie sprach, war von klangvollstem Wohlklang, der einen befriedigenden Zauber auf den Hörer ausübte. Der ältere der beiden Herren war eine stattliche Erscheinung mit einem edel geschnittenen Kopfe, in dessen Antlitz aus scharf markierten Zügen und blitzenden Augen eine nicht unbedeutende Energie und Klugheit hervorleuchtete. Als er dem Pfarrer für seine Güte dankte, fuhr der letztere beim Klange dieser Stimme fast zurück. Sie hatte eine Tiefe und eine Kraft, daß der Ton von dem Holzgetäfel des Speise- saals wie von einem Resonanzboden wiederhallte. Der andere Herr war schlanker und geschmeidiger. Er schien eine träumerische, nachdenkliche Natur zu sein, das zeigte seine tiefen, dun- len Augen und seine ge- wölbte, breite Stirn, während seine langen Haare ihm einen soge- nannten künstlerhaften Anstrich verliehen.

Das Gespräch drehte sich um die Sehenswür- digkeiten, Sitten, Ge- wohnheiten und Trachten der Gegend und wurde besonders lebhaft von der jungen Dame und dem Pfarrer geführt. Letzterer konnte sich an den wunderbaren Augen derselben gar nicht satt sehen und ein lange nicht mehr gekanntes warmes Gefühl begann seines Herzens sich zu bemäch- tigen, je länger er sie anah.

Lange sollte diese Au- genweide indessen nicht dauern, denn Scholastika erschien wieder mit der Meldung, daß alles zum Schlafengehen bereit sei. Bevor man sich jedoch eine Gute Nacht wünschte, sagte die schöne Blondine zu ihrem freundlichen Wirt:

„Der Pfarrer, gestat- ten Sie mir eine Frage.

Morgen ist Sonntag und Sie lesen um 10 Uhr die große Messe. Besitzt Ihre Kirche auch eine Orgel?“

Der Pfarrer sah sie einen Augenblick erstaunt an. Eine seltsame Frage, dachte er bei sich, dann aber er- widerte er:

„O, gewiß besitzt sie eine Orgel, und noch dazu eine ganz vorzügliche. Aber sie schweigt, seit der Schul- lehrer das Zeitliche gesegnet und die Gemeinde bis jetzt ohne Nachfolger gelassen hat.“

„Nun, unser Freund hier ist ein wenig Musiker und spielt auch die Orgel. Er würde sich gewiß ein Ver- gnügen daraus machen, morgen, während Sie die Messe lesen, das eingeschlafene Instrument einmal aufzuwecken!“

„Das würde meinen Kirchenbesuchern sicher große Freude bereiten!“ erwiderte der Pfarrer.

Bald darauf lag alles im Pfarrhause im tiefsten

Schlummer und nur das Ticken der großen Wand- uhr im Hausflur bildete das einzige monotone Ge- räusch, das sich vernehmen ließ.

Über Nacht hatte sich das Unwetter gelegt. Die lästige Schwüle war durch das Feuer der Blitze auf- gelöst worden und hatte einer abgekühlten Temperatur und einer würzigen balsamischen Luft Platz gemacht. Als am Morgen daher die schöne junge Frau die Läden ihres Fensters öffnete, da fiel ein klarer Sonnen- strahl aus heiterm, hellblauem Himmel auf ihre dunkel- blauen Augen und übergieß mit seinem Lichte das mit roten Blumen durchsäete grüne Kleeefeld jenseits des Weges, das sich in den auf den Blättern hastenden Taupfropfen brach und dieselben wie Milliarden funkelnder Diamanten blitzen ließ.

Es war in der That ein herrlicher Tag des Herrn angebrochen.

Nicht lange darauf er- tönte die Glocke vom Turme der Kirche, welche die Gläubigen zum Be- such der Messe einlad, und ließ ihren zugleich ernstern und freundlichen Ruf durch die Lüfte schallen. Und der Ruf erklang nicht vergebens, denn in ihrer saubern Sonntagstracht, die Männer in ihren schwar- zen langen Röcken mit roter Nahtpaspolierung und rotem Futter, mit dem runden Filzhut, die Weiber und Mädchen in den samtenen, gold- und seidengestickten Miederu und kurzen Röcken, welche in schöngewirkten Strüm- pfen die Waden kokett sehen ließen, mit den blend- weißen haushelligen, nur bis zur Hälfte des

Oberarms reichenden Hemdzärmeln und mit den breitbänderigen Kap- pen, die wie Schmetter- lingsflügel ausfahen, oder mit den weißen Strohhüten, die mit einer Anzahl schwarzer oder roter Kugeln obenauf ver-

ziert waren, schritten sie langsam und gruppenweise auf dem Wege oder an den Häusern entlang der Kirche zu, und während die Frauen sich über Herd und Stall, über Keller und Kammer leise unterhielten, sprachen die Herren der Schöpfung mit gewichtiger Stimme nicht bloß über kommunale, sondern weit darüber hinaus über Staats- und andere grundgelehrte Angelegenheiten.

Bevor die Messe begann, also kurz vor zehn Uhr, verabschiedeten sich die Gäste von ihrem Wirt. Sie hatten, wie sie zu ihm sagten, einen Wagen gefunden, der sie bis zu ihrem Absteigequartier zurückfahren sollte. Gegen das Ende der Messe hin würden sie abreisen und da sie ihn voraussichtlich dann nicht würden sehen können, so dankten sie ihm jetzt schon für seine so liebenswürdige und herzliche Gastfreundschaft.

„Mein Haus ist Gottes Haus, ihm müssen Sie



Einen solchen Gesang, solche Harmonien und Melodien hat noch keines von ihnen je gehört.

„danken!“ rief der Pfarrer, gerührt der jungen Dame zum Abschied die Hand reichend.

„Wir werden ihm auch danken, wir verschieben eben deshalb nur unsere Abreise!“ erwiderte sie.

Um zehn Uhr begann die Messe. Die Besucher der Kirche waren in ihre Gebetbücher vertieft und sangen mit leiser Stimme die heiligen Vitaneien. Blöblich durchbrausen ungewohnte Orgeltöne den weiten Raum. Alles wendet sich um und richtet den Blick bald nach der Orgel, neben der unbekannte Köpfe auftauchen, bald nach dem Altar, auf dem der alte Pfarrer mit ruhiger Stimme wie gewöhnlich den Eingang zur Messe spricht. Seine Ruhe teilt sich auch der Gemeinde mit, man wendet den Körper wieder zurück und beugt sich wieder über das Gebetbuch. Trotz des Talents des Organisten ist die Bewunderung nicht größer, als in den Tagen, wo der Lehrer das Instrument in seiner Weise spielte.

Jetzt aber, in dem Augenblicke, wo sie ihr Haupt unter dem Ton der silbernen Glocke des Priesters beugen, jetzt ertönen zwei Stimmen, die eine tief und schwer, die andere hell und frisch, und getragen von zarter Orgelbegleitung hört man die Klänge

von Mozarts herrlicher Komposition „O salutaris Hostia“ den heiligen Raum durchschallen. Alles wendet sich, wie von höherer Macht gezwungen, um und starrt nach den unbekanntem Sängern, ein fragt leise das andere, wer die Sänger seien und ob man sie nicht kenne, alles ist jetzt starr vor Staunen, die Glocke bleibt unbeweglich in den Händen des Chorknaben, der alte Pfarrer selbst nimmt an dem allgemeinen Staunen teil, er hält auf dem Altare still in seinen Bewegungen und steht wie eine Bildsäule, so sehr ergreift die Melodie, welche die Kirche erfüllt, seine Seele. Er fragt sich, ob das nicht ein Gesang von Seraphinen und Engeln ist, der sein Gebet begleitet. Kurz, alles ist voll von Bewunderung und Entzücken, einen

solchen Gesang, solche Harmonien und Melodien hat noch keines von ihnen je gehört, und dies stumme und entzückte Staunen hält noch an, als die Orgel und der Gesang längst schweigen, denn in den Ohren eines jeden tönt der überirdische Klang noch immer fort.

Als die Messe aber beendet war, da stürzte man schleunigst hinaus aus dem Gotteshause, um die Fremden zu sehen, die im Schatten der großen Orgel unerkennbar geblieben waren. Doch vergeblich. Die Gesuchten sind nirgends zu erblicken, der Wagen hat sie dem Bereiche des Gesichts bereits entführt. Auch der gute Pfarrer findet sich ein. Der muß wissen, wer die Fremden sind, der allein kann die gewünschte Auskunft geben. Alles stürmt auf ihn ein. Der Pfarrer aber zuckt die Achseln. Auch er weiß nicht, wer die fremden Gäste sind, und kann nur so viel sagen, als er weiß, daß dieselben spät abends, um Nachtquartier bittend, an der Glocke des Pfarrhauses gezogen haben. Das ist alles. Mehr kann auch Scholastika nicht erzählen, die von allen Tanten und Klatschbasen des Orts umringt und mit neugierigen Fragen schier zutode gequält wird.

„Ein Wunder ist in unserm Ort geschehen! So kann kein sterblicher Mensch singen und Orgel spielen! Das waren Engel, die menschliche Gestalt angenommen haben! Der heilige Anastasius, unser Schutzpatron, hat ein Wunder an uns verrichtet und uns diese Engel hergeschickt!“ so riefen und jubelten alle, und der gute Pfarrer, der seinen Kirchgängern die Freude nicht verkümmern wollte, stimmte mit ein und bestätigte, freilich mit seinem Lächeln, gerührt: „Ja, ja, das waren reine Engelsstimmen, die da sangen!“

Tage und Wochen hindurch bildete jenes Ereignis den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs in der Familie wie in den öffentlichen Wirtschaften, und der Glaube, daß man es mit einer überirdischen Erscheinung zu thun gehabt habe, befestigte sich immer mehr. Nur Scholastika schien denselben nicht ganz zu teilen; sie schüttelte wenigstens immer wie zweifelnd das Haupt, wenn in der Weise von der Sache geredet wurde.

Wie in dieser Welt alles, so verblähte mit der Zeit auch dies Ereignis mehr und mehr, und nur der wackere Pfarrer dachte, wenn er in seinem Lehnstuhle saß, ab und zu noch an seine geheimnisvollen

Gäste und strengte vergebens sein Gehirn an, um hinter das Rätsel zu kommen. Da brachte ihm eines schönen Abends der Briefträger mit der Zeitung auch einen großen, schweren Brief mit dem Poststempel „Karlsruhe“. Neugierig öffnete er ihn. Er enthielt eine schöne Photographie in Kabinettsformat, die er sofort erkannte: es war das wohlgetroffene Bild des weiblichen Gesangsengels, der schönen jungen blonden Frau, die er beherbergt hatte. Er befaß das Bild mit Rührung und Interesse, dann drehte er es um, um nach dem Namen des Photographen zu sehen. Da standen in zierlicher Schrift die Worte:

„Dem braven und gütigen Herrn Pfarrer zum Andenken an die, die ihn niemals vergessen wird,

Bianca, Großherzogin Hofopernsängerin.“

Eine dunkle Röthe schoß dem würdigen Geistlichen in das Gesicht.

„Eine Schauspielerin!“ murmelte er bestürzt, indem er der hinzutretenden Scholastika das Bild zeigte.

„Da haben wir den Salat! Hätten Sie die Leute, welche Sie aufnahmen, gefragt, wer sie seien, dann wäre es Ihnen nicht widersfahren, solche Künstler- und Komödiantensympchast zu beherbergen!“ rief diese ingrinnig.

„Du lieber Himmel, sie sang so schön!“ befänstigte sie der Pfarrer.

„Ist aber doch ein Satansbraten!“ eiferte die Wirtschaftlerin.

„Schweigen wir darüber gegen jedermann!“ sagte der Pfarrer leise, aber nachdrücklich und mit bedeutungsvollem Blicke.

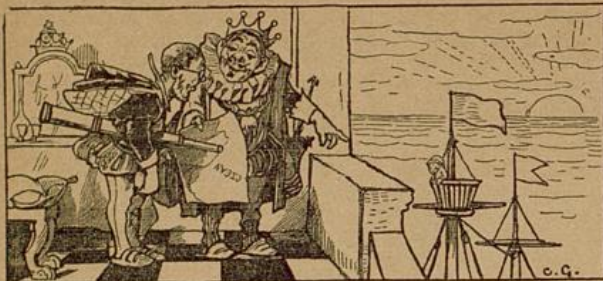
Und sie schwiegen. An demselben Abend aber besprengte Scholastika das Zimmer, in dem Bianca von der Hofoper geschlafen hatte, energisch mit Weichwasser.

Albert Jaenicke.



„Eine Schauspielerin!“ murmelte er bestürzt, indem er der hinzutretenden Scholastika das Bild zeigte.

Die Entdeckung von Amerika.



Et wör ens en Minste; de kunn de Eier staur laten, de het Klumbumbus. To den säd de Künig von Spanien: „Klumbumbus, kannst du nich Amerika entdecken? Hier heft du en Schep,



fett di dal un föhr hen.“

„Jau,“ säd Klumbumbus, „dat kümmy mi got to passe.“ Nu gung et los. Na dree Dage kem de Stüermann von et Schep to Klumbumbus und säd: „Klumbumbus, ick seh noch keen Land.“

„Dat Gi steit auf noch nich,“ säd Klumbumbus, „fik man von Frischen to.“

Na vertein Dage kem he weder: „Klumbumbus, ick seh noch keen Land.“

„Dat Gi steit auf noch nich, fik forts wier to.“

„So gung et noch en Stückener tein Mol. Met ens kem de Stüermann:

„Klumbumbus, Klumbumbus, ick seh Land!“

„Heww ick dat nich immer seggt,“ säd Klumbumbus, „et Gi steit auf.“

Un se föhrden ant Land, do wören luter swatte Minsten. „Gut Dag auf,“ säd Klumbumbus, „is dot hier Amerika?“



„Jau,“ säd-

den de Swatten.

„Sünd ji denn

Negers?“

„Jau,“ dat

sünd wi! Denn

bißt du wohl

Klumbum-

büs?“

„Stimmt,“

säd Klumbum-

büs.

„Dunnerslag,

..... denn

helpt dat nich, denn sünd wi entdeckt!“



Kinderlust.

(Siehe das Photographiebrückbild vorn im Kalender).

Das muß wahrlich ein verküchelter Mensch sein, dem beim Anblick einer jubelnden Kinderschar nicht das Herz aufgeht! Der böse Winter, der die muntere kleine Gesellschaft zur Gefangenschaft in Zimmer und Haus verurteilte, ist endlich vorüber, herrlich grünt wieder Flur und Wald. Da lassen sich die Kleinen nicht mehr halten; sie müssen hinaus in die reine duftgewürzte Waldesluft. Der Vater hat ja dort schon das erste Gras gemäht zum Futter für das liebe Vieh, das verlangend darnach im Stalle brüllt. Das muß also heimgelobt werden. Großmutter muß mit einem Rechen mit hinaus, ihr alter, am Rande bereits schadhafter Strohhut ist ja schon zurecht gelegt; der älteste Bub schiebt den Karren, und so zieht denn die frohe Schar in den „frischen, grünen Wald, wo's Echo lustig schallt.“

Während die Großmutter das Gras zusammenreicht, belustigt sich die übrigen kleinen Herrschaften damit, sich auf den bereits mit einem Teile des Grasses beladenen Schiebkarren zu setzen. Ein niedlicher blondlockiger Burich hat auf der Querlatte direkt über dem Rade als Kutscher Posto gefaßt, doch scheint ihm diese Würde von einem jüngern Brüderchen, das hinter

ihm hoch oben auf dem Grasbüchel thront, streitig gemacht zu werden. Ein älteres Schwesterchen hebt das jünste seitwärts auf das Gefährt, während das älteste Mädchen den den Karren schiebenden ältesten Bruder durch Ziehen vorn am Rade unterstützt. Alle atmen Frohsinn und höchste Lust bis auf ein kleines Schwesterlein, das weinend zur Seite steht und vor Schmerz die geliebte Puppe in der Rechten schlaff herabhängen läßt. Augenscheinlich ist ihr die Teilnahme an der Fahrt wegen Unart von den Geschwistern verjagt worden. Forschend aber ratlos ruht auf ihr der Blick der Großmutter, denn gegen den einstimmigen Beschluß der geschwisterlichen Jury ist nichts zu machen. Diese köstliche Scene ist es, die Laschs Künstlerhand uns in der prächtigen Illustration vorführt. Man fühlt förmlich die Regung in sich, an der Wonne teil- und mit auf dem Karren Platz zu nehmen. O du glückselige Kinderzeit! Wie bald, nur zu bald bist du entschunden, um dem rauhen Ernste des Lebens Platz zu machen! — Wohl dem, dem es vergönnt war, das Glück einer ungetrübten Kinder- und Jugendzeit zu genießen, denn diese allein

ist die selige goldene Zeit!

Das sind die Tage der Rosen!

Ländliche Hagestolze.

Eine Dorf-Sumoreste aus dem Kogellenbegener Lante.
Von C. Meruëll.



n dem kleinen Winkelgäßchen, das sich hinter meines Großvaters Haus hinzieht, oder eigentlicher hinter dem Garten und der Scheune, die dazu gehören, und das die Kirchgasse mit der Schleiergasse verbindet, stehen drei

Häuser, an deren jedes sich ein Garten anschließt. Das mittlere davon, in gelbem Anstrich prangend, mit dem hohen, spitzen Giebel in das Gäßchen sehend und von zwei prächtigen Birnbäumen beschattet, wurde vor Jahren von vier Geschwistern bewohnt: einer Schwester und drei Brüdern, welche letztere Tüncher waren. Der älteste davon, mit Namen Johann Peter, war ein kleiner, passiger Geselle, der im Hause das Wort und Regiment führte. Dann kam Johann Philipp, gleichfalls ein kleiner, aber im Gegensatz zu Johann Peter, sehr stiller Mensch, mit gelblichlichem, „verkrüppelten“ Gesichte; der dritte der Brüder, Johann Jakob, war das gerade Gegenteil der beiden andern: ein halber Riese, mit starken, ungeschlachten Gliedern, die unbeholfen an ihm herumischlenkerten — selbst sein ungeheurer Kopf hatte eine unwiderstehliche Neigung zum Schlenkern — und einem blaternarbigem Gesichte, das aussah, als ob einmal Erbsen darauf gedroschen worden wären. Kurz, keiner von den dreien war ein Adonis. Auch Ann'-Marie, die Schwester, konnte man füglich nicht zu dem „schönen“ Geschlecht zählen. Doch aber eines war an ihnen wirklich schön: es war dies die exemplarische geschwisterliche Eintracht, in der sie miteinander lebten; in dem gelben Hause zwischen den hohen Birnbäumen gab es nie Streitigkeiten, nie hörte man dort Zank und Lärm, wenn man vorüberging; die vier Geschwister lebten und hausten miteinander stille und von der Welt möglichst abgekehrt, jedes seinem Verufe nachgehend.

Ich habe schon gesagt, daß die drei Brüder das Tünchergewerbe betrieben, auf dem Lande aber kann der Handwerker nicht ohne ein wenig Landwirtschaft bestehen; so hatten denn auch die vier Geschwister etwas Ackerland und einen kleinen Viehstand, was alles Ann'-Marie neben den Haushaltsgeschäften besorgte, während die Brüder auf dem Handwerk arbeiteten.

So war dies schon jahrelang gewesen und keinem von ihnen noch je eingefallen, daß es anders sein oder einmal anders werden könne, sie hatten miteinander fortgelebt, ein Jahr um das andere, und waren mitein-

ander älter geworden, und mit den Jahren hatten ihre Gewohnheiten immer festere Wurzeln geschlagen. Sie spannen das Leben so fort, wie es zu Lebzeiten ihrer Eltern schon bei ihnen Gebrauch gewesen war. Da war niemals eines von ihnen ins Wirtshaus oder auf den Tanzboden gekommen; sie hatten mit niemand Kameradschaft geschlossen, nie an geselligen Vergnügungen Anteil genommen, sie waren immer für sich geblieben. An den Wochentagen wurde gearbeitet, denn für sie waren dies „Werktage“, und an den Sonn- und Feiertagen in die Kirche gegangen, und war das Wetter schön, so machten sie wohl auch einen Gang durch die Felder, um nach dem Gedeihen der Früchte zu schauen — das war alles.

Uns Heiraten aber hatte nie einer von ihnen gedacht; wozu auch? Ann'-Marie sorgte für alles, was die Brüder brauchten, und diese wieder sorgten ihrerseits, daß der Ann'-Marie nichts fehle, was sie für die Haushaltung nötig hatte. Was bedurften sie weiter?

So kam es denn, daß die Leute sich gewöhnten, das vierblättrige Kleeblatt im gelben Hause als Sonderlinge zu betrachten, die man sich als solche gefallen lassen müsse. In früheren Jahren da gab es wohl hier und da eine Mutwillige, die sich das Vergnügen machte, den Johann Philipp oder den Johann Jakob zu necken, und sich an deren linksischer Verlegenheit zu weiden — an den Johann Peter, der schneidiger war und eine scharfe Zunge hatte, wagte sich keine —, aber das war schon lange her und die Brüder wurden längst nicht mehr als Heiratskandidaten betrachtet; man ließ sie jetzt einfach ihre Wege unbeachtet gehen. Plötzlich aber nahm das Leben derselben eine ganz unerwartete Wendung: Ann'-Marie hatte sich eines Tages eine starke Erkältung zugezogen — und es dauerte nicht lange, so wurde aus dem gelben Hause ein Sarg auf den Friedhof getragen.

Das war ein harter Schlag! Der härteste, der die Brüder treffen konnte. Erst jetzt erkannten sie so recht, was sie an der Verbliebenen gehabt, denn bisher hatten sie deren Fürsorge als etwas ganz Selbstverständliches, als etwas, das gar nicht anders sein könne, hingenommen; nun aber wurden sie plötzlich mit Schrecken gewahr, welche Lücke der Tod in ihr Leben gemacht, was es heiße in einer Haushaltung, wenn die ordnende, sorgliche weibliche Hand fehlt. Daran hatten sie nie gedacht, und sie vermisten dieselbe jetzt an allen Ecken und Enden.

Ratlos saßen sie darum die ersten Tage nach dem Trauerfalle in der großen Wohnstube beisammen — sie kamen sich wie verwaist vor, diese drei Männer. Kamen sie nun müde und hungrig von der Arbeit heim, so stand nicht, wie sonst, das warme Essen schon auf dem Tische; sie mußten sich mit einem Stück Brot und Käse oder Wurst begnügen; das ging wohl einmal auch zweimal, aber nicht für die Dauer. Wollten sie frische Wäsche anlegen, so fanden sie nichts in gutem Zustande. Das Vieh brüllte im Stall, weil es kein Futter bekommen hatte; die Hühner und Gänse auf dem Hofe gaderten durcheinander und flogen gegen die Fensterscheiben, weil man auch ihrer vergessen hatte. Der Garten beim Hause verwilderte, und das abgefallene Obst lag haufendick unter den Bäumen und verfaulte. Kurz, die ganze Haushaltung war mit einemmal aus Rand und Band. „Hört,“ sagte endlich Johann Peter zu seinen Brüdern, „das Ding kann so nicht fortgehen! Es geht uns alles zu Grund und wir selber mit; wir müssen wieder eine Frauensperson im Hause haben, die für die Wirtschaft sorgt.“

Ja, das war bald gesagt. Die Brüder nickten auch ihre Einwilligung; sie ließen dem Johann Peter freie Hand, die erforderliche Frauensperson zu besorgen, denn es war unter ihnen eine längst ausgemachte Sache, daß dieser alles am besten verstehe.

Johann Peter mietete dem auch schon am nächsten Tage eine tüchtige Bauernmagd, die im Feld und Stall zu wirtschaften verstand, und vermeinte mit dieser wohlgeborgten zu sein und alles würde nun wieder seinem wohlgeordneten Gang nehmen. Aber man sollte bald zu einer andern Erkenntnis kommen. In einer Hinsicht zwar hatten sie es ja ganz gut getroffen, denn in Feld und Stall war die Gretel buchstäblich zu Hause — sie war eine richtige Bauernmagd, aber auch durchaus nichts weiter.

Der Bauer zeigt in der Regel mehr Fürsorge für sein Vieh als für seine Angehörigen — wenigstens in den meisten Fällen —, und wenn ihm eine Kuh krank wird, die ihm sein schweres Geld gekostet, so nimmt er sich dies oft mehr zu Herzen, als wenn sich seine Frau klagt; eine Frau kann er ja, falls der seinen etwas Menschliches zustoßen sollte, wieder bekommen und erhält dann sogar noch eine Wittig obendrein, eine Kuh aber! das ist für ihn schon bedenklicher. Umsonst sagt er nicht: „das liebe Vieh“, das „liebe“ Weib hört man ihn niemals sagen.

In dieser Anschauungsweise war auch Gretel aufgewachsen. Der Stall war daher der Hauptgegenstand ihrer Fürsorge; das Haus dagegen und besonders die Küche waren für sie geringfügige Nebensachen. Daber kam es denn, daß die drei Brüder jeden Tag eine neue Überraschung hatten, selbstverständlich aber keine angenehme und zwar lauter Dinge, die zu Ann-Maries Zeiten niemals vorgekommen waren. Setzten sie sich an den mit schwarzem Wachstuch, statt des weißen Tischtuchs, bedeckten Tisch — eine Mode, welche die hauswirthliche Ann-Marie eingeführt hatte, um die viele Wäsche zu sparen — so standen Speisen darauf, wie sie dieselben in dieser Form noch nie gesehen und verkostet hatten, auch fanden sie selten Geschmack daran. Wollten sie sich zu Bette legen, so konnte es vorkommen, daß sie ihre Lagerstätte noch im selben Zustande wiederfanden, wie sie dieselbe am Morgen verlassen; es blieb ihnen also nur die Wahl, entweder ihre Strohsäcke selbst aufzuschütteln, oder sich in den „alten Segen“ niederzulegen. Wollten sie frische Wäsche anlegen, so konnten sie dieselbe der Farbe nach von dem Aischentuche nicht wohl unterscheiden; von den vielen Knöpfen und Schnüren ganz zu schweigen, die sich durch ihre Abwesenheit bemerklich machten, während an der Stelle, wo sie von Rechts wegen hätten sitzen sollen, melancholische Furchen herrschte und der Welt Schmerz über die Vergänglichkeit aller Dinge aus allen Nähten herausfab. Was nun die kulinarischen Kunstproduktionen der wackern Gretel betraf, so hatten sich ihre Leistungen darin nach und nach fast bis ins Unmögliche gesteigert und lange hatten die Brüder dazu geschwiegen; Johann Philipp und Johann Jakob würden sehr wahrscheinlich noch ferner dazu geschwiegen haben, und hätte ihnen Gretel Schuhwische vorgefetzt, so würden sie diese vielleicht auch mit Todesverachtung hinuntergewürgt haben; aber Johann Peter hatte keine solche Lämmleinsgeduld und fühlte sich keineswegs zum Märtyrer des Kochlöffels berufen, daher gab es Reprimanden — zuerst piano, dann crescendo und endlich fortissimo.

Aber Gretel ihrerseits war auch durchaus keine Lämmleinsnatur, sondern ein resolutes, handfestes

Frauenzimmer, mit starken Augenbrauen und einem dunkeln Flaum auf der Oberlippe, sie ließ sich nichts gefallen und hätte es wohl mit einem halben Dutzend solch kleiner Johann Peter aufgenommen. Sie verstand ihre Sache, sie! sie wußte mit dem Vieh umzugehen, — alles andre war ja pure Nebensache! —

Unter solchen Umständen konnte es denn nicht fehlen, daß es eines Tages zum Zusammenstoß zwischen diesen beiden feindlichen Mächten komme. Die nächste Veranlassung dazu war der Besuch eines überheimischen Betters, den man mit versalzener Suppe und angebranntem Sauerkraut zu regalieren genötigt war, da Gretel einmal wieder ihren Stallpferdchen mehr Aufmerksamkeit zugewandt hatte als ihren Kochtöpfen. Der Better, überdies ein Feinschmecker, schüttelte sich vor Entsetzen, als er vernahm, daß die drei Leidensbrüder fast täglich zu solcher Kost verurteilt seien, und meinte, dann seien sie in dieser Beziehung ja schlimmer daran als Sträflinge, die wenigstens in der Regel ihre wohlzubereitete Nahrung hätten. „Ich wüßte euch ein Mädchen“, sagte er, „die für euch passen würde: der Polizeidiener in meinem Ort hat einen ganzen Haufen Kinder; seine Älteste hat in der Stadt gedient und versteht Küche und Haushaltung aus dem Fundamente. — Habe selbst eine Probe von ihrer Kochkunst verkostet, als sie kürzlich Hochzeitsköchin bei meinen Nachbarn war. Ich sage euch, das Wasser läuft mir allemal im Munde zusammen, so oft ich an den prächtigen Heringsalat denke, den sie gemacht hat!“ Und der Better schnalzte mit der Zunge im Nachgeschmack dieser Herrlichkeit und seine kleinen runden Augen drückten ein schmachthendes Verlangen nach einem künftigen Heringsalat aus.

Heringsalat! Was wußten die Brüder von solch einem „Herrnessen?“ Dergleichen Luxusgerichte waren noch nie auf ihren einfachen Tisch gekommen, und sie verlangten auch nicht darnach; ihnen genigte eine nahrhafte Hausmannskost, wenn sie nur irgend genießbar zubereitet war.

Johann Philipp und Johann Jakob nickten daher nur stumm ihre Verpflichtung zu des Betters Bemerkung, auch ohne eigene Erfahrung von der Vortrefflichkeit des von Mine bereiteten Heringsalates überzeugt, denn der überheimische Better war in kulinarischen und auch etlichen andern Dingen für sie eine Autorität.

Johann Peter, der Praktikus, aber meinte: „hm, wir brauchen just keine Herrschaftsköchin; wenn sie nur so kochen kann, daß ein menschlicher Magen nicht zu schanden wird. Wie steht es aber mit der Landwirthschaft, versteht sie die auch so gut? Denn darauf muß unferrens notwendig sehen.“

„Se, warum sollte sie die nicht verstehen? Ist sie doch auf dem Lande aufgewachsen!“

„Schon wahr — hm, — aber wenn sie die Stadtpossen im Kopf hätte, so taugte sie trotzdem nicht für uns; vielleicht gefiele es ihr selbst auch nicht in unserm Hause. Bei uns giebt es keinen Heringsalat — auch Braten nur alle hohen Festtage; so war es von jeher bei uns eingeführt. Wir sind einfache Handwerksleute, die hart arbeiten müssen, Lederbissen schlagen bei uns nicht an.“

„Ei nun, bei der Mine ihrem Vater giebt es auch nicht alle Tage Gebratenes; bei solch einem Haufen Kinder geht es manchmal knapp her, das könnt ihr wohl denken, und die Mine wird gewiß froh sein, wenn sie wieder einen guten Dienst bekommen und ungezählte Kartoffeln essen kann.“

Johann Peter rieb sich nachdenklich die Nase, denn

er, als der älteste, war der verantwortliche, das war so hergebracht; er mußte für die andern denken und handeln, darum auch vielleicht war er ein Grübler geworden, und wollte allem auf den Grund sehen. Er äußerte deshalb seine Verwunderung, daß die ländliche Kochkünstlerin unter so bewandten Umständen nicht lieber in der Stadt geblieben sei. Doch der Better entgegnete, daß das Mädchen die Stadtlust nicht habe vertragen können und deshalb gerade einen Dienst auf dem Lande suche.

„Nun, wenn es so ist,“ meinte zuletzt der bedächtige Johann Peter, „so wollen wir uns die Sache einmal überlegen.“

Am nächsten Tage schon, der Better war kaum wieder abgereist, kam Johann Peter ganz plötzlich zum Schluß seiner Überlegung.

Es hatte stark geregnet und er kam mit nasser Fußbekleidung von der Arbeit; rasch wollte er daher trockene Socken anziehen, allein er suchte an allen Ecken und Enden vergebens danach. O, Ann'-Marie, wie warst du doch so sorgsam! Endlich fand er ein Paar in einem Winkel, allein als er mit dem Fuß hineinschlüpfen wollte, kam der selbe am andern Ende wieder heraus. Da riß ihm denn doch der letzte mürrche Geduldsfaden:

„Was sind denn das wieder für Sachen, Gretel!“ rief er mit kaum unterdrückter Wut. „Hält Sie uns vielleicht für so vornehme Leut', daß wir durchbrochene Strümpfe tragen, oder meint Sie im Gegentheil, wir wären Bettel-leut', für die solche Lumpen gut genug wären?“ Wir sind keines von beiden, sondern ordentliche Bürgerleut', die an Ordnung in ihren Sachen gewöhnt sind; versteht Sie mich? Da war's doch anders bei uns zur Zeit unsrer seligen — „Ann'-Marie,“ ergänzte Gretel in höhnischem Tone. „Nun ja, man weiß schon, hat es ja oft genug hören müssen, um das alte Lied zuletzt auswendig zu wissen, aber wißt Ihr, Johann Peter, was die Leut' reden von der seligen Ann'-Marie? Ich will's Euch jetzt doch auch einmal sagen, denn ich bin's doch endlich müd', nur immer das bekannte Loblied anhören zu müssen — und damit Ihr auch wißt, warum unsereins nicht für nötig findet, sich für die paar Gulden Lohn so zu schinden und zu plagen und sich, wie Eure Ann'-Marie, unter die Erd' zu schaffen: Eure Ann'-Marie, sagen sie, war halt ein Geiztragen gewesen, der sich lieber zu tot gequält hätt', als andern auch etwas zu verdienen zu geben. So toll bin ich aber nicht, es auch so zu machen, ich hab' genug zu thun mit dem Vieh und der Feldarbeit, und wenn Ihr Eure andern Sachen in Ordnung haben wollt, so gebt ein paar Kreuzer aus. Auf Guern Kirchhof preßiert mir's noch lang nicht.“ Und damit war sie zur Thüre hinaus.

Johann Peter aber, ganz sprachlos vor Erstaunen,

machte ein langes Gesicht und sah ganz verblüfft, bald auf die Stelle, wo diese Huldgestalt seinen Blicken entschwand, bald auf die durchlöchernten Socken in seinen Händen.

Plötzlich aber weckte ihn ein wahrer Höllenlärm von der Küche her aus seiner Erstarrung. Es schien, als wolle Gretel ihren ganzen Zorn an den unschuldigen Töpfen und Schüsseln auslassen, denn das war ein Gerassel und ein Geprassel und Getöse, als ob dort das wilde Heer hauste oder ein Hexensabbath abgehalten würde.

Dieser heillose Unfug rief denn doch den mannhafsten Johann Peter zu den Waffen.

Al' seinen Mut zusammennehmend und sich seiner Hausherrnwürde erinnernd — denn einem so wehrhaften Frauenzimmer gegenüber, das zu einer schlagfertigen Antwort stets bereit war, bedurfte es dessen in hohem Grade — trat er,

die Arme übereinandergeschlagen und den Kopf emporgerichtet, in die Küchenthüre und sagte so ruhig es ihm immer möglich war: „Hör' Sie einmal, Gret! Das kann nicht so fortgehen; nervenschwach braucht man nicht gerade zu sein, um einen solchen Spektakel nicht vertragen zu können; wenn Sie aber den Geschirrhändler absolut in Erfahrung setzen will, so thue Sie es auf ihre eigenen Kosten. Dort ist die Thüre — verstanden?“

„Hm,“ machte die Gret schnippisch, „einen Wegweiser brauch' ich nicht, und einen andern Dienst hab' ich schon — und einen bessern als bei Euch — gebt mir nur meinen Lohn, dann sind wir gleich miteinander fertig und Ihr mögt Euch nach einer „seligen Ann'-Marie“ umsehen.“

Damit legte sie augenblicklich den Kochlöffel ans der Hand, packte ihr Bündel und, ohne auch nur das Mittagessen noch fertig zu kochen, verließ sie das gelbe Haus.

Das war die erste derartige

Erfahrung, welche die Brüder machten.

Als die beiden andern nach Hause kamen, waren sie nicht wenig verdutzt, kein Mittagessen vorzufinden; in dessen, das konnte nun einmal nicht geändert werden, sie mußten sich für diesmal schon mit kalter Kost begnügen und sie thaten dies auch stillschweigend, während Johann Peter, dessen Galle sich noch nicht ganz beruhigt hatte, ihnen das Vorgefallene berichtete, wobei natürlich alle schlimmen Eigenschaften der entwichenen Sünderin in das hellste Licht gesetzt wurden und dargethan, daß man nichts an ihr verloren habe; mit einer andern würde man sicher besser daran sein.

„Es hilft jetzt nichts,“ schloß der Redner, „eine andere müssen wir haben — und ich meine, es wäre halt am besten, wenn wir jetzt gleich die Mine holten, von welcher der Better soviel Rühmens machte; da wird man doch endlich wieder in die gewohnte Ordnung kommen. Du, Stilllieb (das war nämlich Johann



„Hält sie uns vielleicht für so vornehme Leut', daß wir durchbrochene Strümpfe tragen?“

Philipps Necknamen in der Familie, weil er der stillste von allen war) könntest dich morgen früh aufmachen und das Mädchen abholen. Du bist ja so ein süßer Zuckerstengel, so wird sie mit dir vielleicht am liebsten gehen.“

Johann Philipp machte nun zwar eine jämmerliche Grimasse und wehrte sich anfangs gewaltig gegen den listigen Auftrag, ein Mädchen abzuholen; allein es half ihm nichts, denn Johann Peter war die Autorität im Hause, der sich die beiden Jüngern von jeher zu unterordnen gewöhnt waren. So machte er sich denn des andern Morgens beizeiten auf den Weg und brachte am Abend des zweiten Tages richtig die Jungfer Mine wohlbehalten in das gelbe Haus.

Diese, das gerade Gegenteil von der resoluten Gretel, war ein bleichsüchtiges, hageres Mädchen, sehr zimpflich, ein wahres Kräutchen „Nührnichichtan.“ —

Johann Peter, der Praktische, erschrak nicht wenig, als er sie sah, und machte seinem Bruder Vorwürfe, daß er sie überhaupt mitgebracht, „denn das hättest du ihr doch gleich ansehen können, daß die für uns nicht paßt,“ hatte er zu diesem gesagt. Und darin hatte er auch nicht unrecht; indessen, was wollte man machen? sie war nun einmal da, „aber der Vetter ist ein Erz-dummkopf,“ meinte er, und darin hatte er wieder nicht ganz unrecht.

Es stellte sich nun auch bald genug heraus, daß Johann Peter, die „Jungfer“ Mine, wie er sie maliciös nannte, ganz richtig beurteilt hatte; sie paßte keineswegs in das gelbe Haus, d. h. ihre Hausarbeit verfaß sie pünktlich: da fehlte kein Knopf und kein Schnürchen, da gab es keine zerrissenen Socken und kein ungemachtes Bett mehr, auch in der Küche ging es bald wieder nach der althergebrachten Weise, nachdem Johann Peter ein für allemal den Küchensettel entworfen hatte, aber — was darüber war, das war vom Ubel. Von der Landwirtschaft verstand sie, trotz des Vetters Versicherung und trotzdem sie auf dem Lande aufgewachsen, auch nicht die Probe.

Garten und Ackerland glichen darum bald einer vollständigen Wildnis, und das Vieh brüllte und gackerte oft durcheinander, als ob ihnen allen der Hals abgeschnitten würde. Ging dann Johann Peter, um der Ursache dieses Betergeschreis nachzuforschen, so war dies meistens der Hunger, der die armen Tiere so quälte, daß sie unruhig wurden, — „Jungfer“ Mine hatte vergessen, sie zu füttern. Hatte sie nun einen Verweis, wenn auch anfangs noch so gelinde empfangen, so fing sie zu weinen an, lief in ihre Kammer und schloß sich ein, oder aber sie suchte ihre Unkenntnis hinter der Ausrede zu verbergen, daß „bei ihr zu Haus“ alles ganz anders sei.

Dergleichen Vorfälle häuften sich von Tag zu Tag mehr und somit auch die Verweise, die immer bitterer wurden, da in Johann Peters Natur ohnehin schon eine starke Dosis Herbigkeit lag. Kurz, Mine, die „empfindliche Stadjungfer“, wie jener sie nannte, erklärte zuletzt, sie habe das Heimweh und würde sicher krank werden, wenn man sie nicht ziehen lasse.

„Das fehlte gerade noch, daß man am Ende auch noch ein solches Schicksal über den Hals bekäme,“ meinte Johann Peter, „lieber dann heute als morgen!“ Dies ließ Mine sich nicht zweimal sagen.

Das war also Erfahrung Nummer zwei und die Brüder hielten abermals Rat, was nun zu beginnen sei, d. h. „Rat“ kann man nicht eigentlich sagen, denn es war nur Johann Peter, welcher Vorschläge machte, die andern nickten zu allem.

„Ich will euch etwas sagen,“ ließ jener sich vernehmen, „der krumme Schuster-Beitel in der Kloostergasse hat ja ein ganzes Regiment von Mädchen; sollte da denn keines für uns dazwischen sein? Der wird gerne eine abgeben und Heimweh bekommt die sicher nicht, denn in der alten Baracke, die er bewohnt, soll Schmaltshans Küchenmeister sein. Ich denke, ich gehe einmal zu dem Beitel und lasse mir ein Paar von meinen alten Stiefeln von ihm fliden; dabei kann ich mir seine Frauensleut' gelegentlich ansehen und finde ich, daß eine davon für uns paßt, so kann man weiter von der Sache sprechen.“

Die Brüder nickten, wie gewöhnlich, ihren Konsens und Johann Peter trabte, ein Paar alte Stiefeln unter dem Arm, zu dem Schuster-Beitel in die Kloostergasse.

Der Schuster-Beitel war ein Schlaupfopf; als er den Johann Peter das Gäßchen heraufkommen sah, konnte er sich schon so ziemlich denken, was ihn hieherführe, und die zerrissenen Stiefeln, die jener zum Vorwand nahm, machten den geriebenen Zunftgenossen des „heiligen Crispinus“ keinen Augenblick irre — hatten die drei Brüder doch nie vorher etwas bei ihm machen lassen, denn die brauchten wehrhaftes Fußwerk und der Schuster-Beitel machte nur Marktschuhe, zu welchen ihm das Leder geliefert wurde. — Rasch kommandierte er daher, daß die größten Zeichen einer gewissen Unordnung beseitigt würden, denn der nicht allzugroße Raum, in welchem die ziemlich zahlreiche Familie sich befand, diente zu gleicher Zeit als Schusterwerkstätte, Wohnstube, Küche und Schlafzimmer, und da man auf dem Lande nur bei großen Gelegenheiten die Fenster zu öffnen pflegt, die ohnehin nur wahre Gucklöcher sind, so herrschte darin eine unbeschreibliche Atmosphäre, und der Geruch von Pechdrath und kochendem Sauerföhl war wahrlich nicht geeignet, dieselbe zu verbessern. Wie die Menschen in solcher Luft gesund bleiben können, war mir stets unbegreiflich, indessen übel genug sehen sie freilich in der Regel aus, wenn ihre Beschäftigung sie oft in dieselbe gebannt hält.

Der Schuster-Beitel hatte Töchter „wie die Orgelpfeifen“ von zehn bis zwanzig Jahren. Die beiden jüngsten davon gingen noch in die Schule, die älteste war in einem Dienst, die zweite hantierte an einem Kochtopf auf dem Ofen und die dritte saß am Spinnrad und spann Schuhgarn, als Johann Peter eintrat. Beitel stieg von seinem Schemel auf und seine Frau ließ den Schuh, den sie gerade einzufassen beschäftigte war, erwartungsvoll auf ihren Schoß sinken.

Nach den üblichen Bewillkommungsredensarten und während Johann Peter seine Stiefelpatienten vorzeigte und mit dem Schuster besprach, was daran gemacht werden sollte, hatte er die beiden Mädchen am Kochofen und Spinnrad genau beobachtet und sich bereits für erstere entschieden.

Bei dem Schuster-Beitel hatte man schon von dem Weggehen der Mine gewußt, denn in einem Dorfe gehen die geringsten Neuigkeiten sofort wie ein Lauffeuer herum — und Pläne darauf gebaut; es wäre doch ein wahres Glück, wenn die Katharine oder die Bärbel einen Dienst und gar im Orte selbst und in einem so wohlhabenden Hause bekommen könnte! Und nun kam jetzt wirklich der Johann Peter selbst, der, wie man überall wußte, stets den Ausschlag daheim gab; das hatte sicher etwas zu bedeuten und man war daher „lauter Schmalz“, wie man dort zu sagen pflegt. Der Vater rückte sein pechglänzendes Käppchen und bot die schwierige Hand zum Gruß; die Mutter nickte und verzog den Mund zu einem ungewohnten Lächeln, das

sich darum in eine Grimasse verwandelte, und die beiden Mädchen boten ihm mit holdseliger Geberde einen „guten Tag“. Katharine rückte ihm dann den einzigen Stuhl, dem man den wichtigen Besuch noch anvertrauen zu können glaubte und wischte ihn mit ihrer zweifelhaften Küchenschürze (denn es hatte den Anschein, als diene dieselbe gelegentlich auch zu andern Gebrauch) sauber (?) ab. Johann Peter aber war gegen solche Artigkeit nicht unempfindlich und von diesem Augenblicke an gab er Katharinen den Vorzug vor ihrer Schwester, die ruhig am Spinnrad sitzen geblieben war.

Im Laufe des Gespräches kam man dann so ganz von ungefähr auf das eigentliche Anliegen; nach einigen Hin- und Herreden, wie das auf dem Lande so herkömmlich, auch wenn man im Grunde über die Sache schon ganz einig ist, kam man zuletzt überein, daß die Katharine morgen frühe in das gelbe Haus in der dreifachen Eigenschaft als Köchin, Haus- und Viehmagd einziehen sollte. Und so geschah es denn auch.

Die Katharine war ein Kapital-Frauenzimmer, das mußte man ihr lassen!

Sie verstand ihre Arbeit, sowohl was Haus und Küche betraf, als auch im Feld und Stall, denn sie hatte nicht immer in den beschränkten Verhältnissen der Schusterstube in der Klosterstraße gelebt, sie hatte fast ein ganzes Jahr auf einem großen Pachtthofe und dann drei Monate bei einem Krämer im nächsten Marktsteden gedient, und einen offenen Kopf hatte sie auch, besonders wenn es darauf ankam, einen Vorteil für sich selbst zu ziehen. Sie wußte alles ungemein schlau auszuklügeln, das sollten auch die Brüder — ich wollte sagen Johann Peter, denn die andern beiden hatten nicht mehr Arg als ein neugebornes Kindlein — bald genug gewahr werden. Allerdings ging es jetzt im gelben Hause viel ordentlicher zu als zu Gretel's und Winens Zeit. Man hatte sein gehörig zubereitetes Essen, die Leibwäsche war in gutem Stande, im Haus herrschte die gewohnte Ordnung und das Vieh wurde regelmäßig und angemessen besorgt. Im Feld und Garten war wenig mehr zu thun, denn es war bereits Ende Oktober, das Obst war also bereits geerntet, der Winterkohl im Garten eingeschlagen und mit Stroh gedeckt, die Rüben in Gruben und die Kartoffeln im Keller geborgen. Auch die Einmachgemüse gährten bereits in ihren Fässern und die Würste und Schinken von dem fetten Schweine, das man selbst gemästet hatte, hingen schon im Rauchfange; man konnte also unbesorgt dem „armen Manne“, dem Winter, entgegensehen. Des Abends saß man zusammen, um Apfel und Birnen zum Dörren zu schnitzen oder Nüsse zu kernern, um Salatöl daraus schlagen zu lassen, das war so der Brauch gewesen von jeher.

Bald kam nun aber Johann Peter, die Vorsehung des gelben Hauses, dahinter, daß der Vorrat an Apfel-

und Birnenschnitzen dieses Jahr ganz merkwürdig gering war, und doch hatten die Bäume getragen, daß die Äste fast gebrochen waren. Auch die Nüsse gaben lange nicht soviel Öl aus als sonst wohl, und doch hatte man das ganz gleiche Maß in die Mühle geschickt als in andern Jahren; was man nicht zu eigenem Gebrauch nötig hatte, wurde stets verkauft. Johann Peter schüttelte den Kopf und machte sich seine Gedanken darüber. Er ging in den Keller und fand auch hier mancherlei, was ihn in gerade fein besonders angenehmes Erstaunen versetzte. In dem Kartoffelhäufen in der Kellerecke war bereits ein großes Loch entstanden und auch der Sauertraut- und der Bohnenständer waren schon beträchtlich geleert, so daß man wohl kaum bis zum Frühjahr damit ausreichen würde — und abermals schüttelte Johann Peter den Kopf. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ dachte er bei sich selbst, „da muß man der Sache doch einmal auf den Grund gehen. Zu den Kellerlöchern kann niemand hinein, denn die sind fest vergittert, es muß also ein

Kellergeistchen sein, das sich mit zu unsrer Familie rechnet und misst; dem muß ich auf die Spur kommen. Ja, wenn ich nicht wäre! die zwei andern merken in ihrem Leben nichts, die essen tüchtig und ziehen das schwarze, lederne Geldbeutelchen, ohne zu fragen woher und wohin. Die ließen sich rein ausziehen.“

Beim Abendessen — natürlich aß die Katharine mit am Familientisch, wie das auf dem Lande so der Brauch ist — sagte Johann Peter ganz freundlich, als ob er von nichts wüßte: „Katharine, es ist morgen freilich nicht der Sauertrauttag, aber ich habe so merkwürdig Lust darnach, daß man wohl einmal den Küchenzettel ändern könnte, koche Sie also nur für diesmal Sauertraut.“

Die Katharine meinte lachend: „s ist gut; wird ja wohl keine Sünde sein oder Strafe darauffstehen, wenn wir einmal Dienstags Sauertraut essen, statt Donnerstags.“

Am andern Morgen that Johann Peter, als ginge er auf die Arbeit, kam aber zu dem hintern Gartenpfortchen wieder herein und versteckte sich in einem dunkeln Winkel im Keller. Es dauerte auch nicht lange, so kam Katharine mit zwei mächtigen Schüsseln und einem großen Handforb die Kellertreppe herab.

„Gut,“ dachte da Johann Peter, „das geht also gerade doppelt!“ Er verhielt sich jedoch mäuschenstill, bis sie die beiden Schüsseln gefüllt hatte. Als sie die eine davon aber in den mitgebrachten Handforb zu bringen veruchte, in welchem schon ein schönes Stück Speck lag, sagte plötzlich der indessen leise herangeschlichene Johann Peter, welcher ihr über die Schulter sah: „Will Sie das vielleicht ins Spital tragen, Katharine? Dann



Katharine rückte ihm dann den einzigen Stuhl, dem man den wichtigen Besuch noch anvertrauen zu können glaubte und wischte ihn mit ihrer zweifelhaften Küchenschürze sauber ab.

hätte ich aber doch ein wenig mehr genommen für die vielen armen Leut'; das ist ja nicht der Mühe wert! Geh' Sie lieber heim damit, aber wiederzukommen braucht Sie nicht — verstanden? Und sei Sie froh, wenn ich nicht den Hannes mit dem roten Kragen hereinrufe und Sie in „Nummer Sicher“ bringen lasse. Ihren Lohn aber haben Ihre Leut' daheim schon aufgegessen.

Die Katharine war so erschrocken über diese unverschämte Wendung, daß sie kein Wort sagen konnte; ganz verdukt packte sie ihre Siebensachen zusammen und nahm „französischen Abschied“.

Als um die Mittagszeit die beiden andern Brüder nach Hause kamen und das Vorgefallene hörten, machten sie große Augen und senkten dann die Köpfe in tiefem Nachdenken: „Der Johann Peter war doch „barbarisch“ gefehlt!“

Das wäre also Nummer drei gewesen! Was aber nun? Wieder war es Johann Peter, der Rat wußte.

Driten in Habenichtshausen wohnte eine „Wäschen“ (Bäschen) von ihnen; sie wußten eigentlich nicht recht, in welchem Grad sie miteinander verwandt seien, man nannte sich aber Vetter und Wäschen von Vater auf Sohn seit Ollms Zeiten, ohne den Stammbaum zu betragen, hatte sich bisher auch wenig um die arme Verwandte gekümmert, und das war auch ganz natürlich, sie hätten sonst am Ende die ledernen Geldbeutelchen ziehen müssen, denn die „Wäschen“ lebte recht kümmerlich von dem kleinen Verdienst, den sie sich durch Flickarbeiten bei den Bauern erwarb. Auch hatte sie eine Strickschule, aber nur während der Wintermonate, die ihr von jedem der wenigen Bauernkinder 30 Kr. per Monat einbrachte; hie und da erhielt sie statt dessen Naturalien: Brod, Kartoffeln, Mehl &c.

An diese arme Verwandte dachte jetzt Johann Peter. Sie würde herzlich froh und dankbar sein, meinte er, wenn man sie aus allen Sorgen herausreißt und ins Haus nehme, wo sie alles, was sie brauche, zur Genüge vorfinde für das „bißchen“ Arbeit, das sie dafür zu thun habe. Und im übrigen sei sie doch auch, sozusagen, von der Familie und würde darum schon auf den Vorteil der Brüder sehen, das verstehe sich ja von selbst.

Die beiden andern machten wie gewöhnlich keine Einwendungen gegen den Vorschlag Johann Peters des Weisen, und dieser übernahm es diesmal selbst, der „Wäschen“ seinen Vorschlag zu machen.

Am nächsten Sonntag-Morgen machte er sich frühzeitig auf den Weg nach Habenichtshausen; es war ein Marsch von guten drei Wegestunden und er wollte am Abend wieder zu Hause sein. Als Überredungsmittel, wenn es dessen überhaupt bedürfen sollte, hatte er einige geräucherte Würste dem Rauchfang entnommen und in die Tasche gesteckt.

Das Häuschen (wenn man der aus Lehm gebauten Hütte aus Höflichkeit diesen Namen geben will), worin die „Wäschen“ ein Stübchen hatte, lag so ziemlich am Ende des Dorfes, wo die ärmsten der Armen wohnten.

Seine wie Taubenhals schillernden, erblindeten und norddürftig noch hie und da in Blei gefassten Fensterscheiben waren an manchen Orten mit Papierstreifen überklebt. Um das winzige Gärtchen daneben war von alten Bohnenstangen ein dürftiger Zaun gezogen, auf welchem jetzt die Sonntagswäsche ausgebreitet war, um vollends bis Mittag zu trocknen, damit man sie wieder anziehen könne. In dem kleinen Höfchen hinter dieser Behausung watschelten zwei Enten herum und stürzten sich mit Wohlbehagen kopfüber in einen Tümpel;

auch einige Hühner gaderten herum und suchten sich ihre spärliche Nahrung. Doch nicht der „Wäschen“ gehörte dieses Federvölkchen, nein, so reich war sie nicht! ihr gehörte nur die schwarz- und weißgefleckte Miese, die sich da auf dem Fensterbrett zwischen dem Rosmarin- und Gelbveigleinstecke sonnte und den Ankömmling erstaunt anblinzelte.

Dieser Johann Peter, war vorsorglich erst im Dorftrug eingekiebert, ehe er bei der „Wäschen“ seinen Besuch machte, denn er wollte sie seiner Beköstigung wegen nicht in Verlegenheit und Unkosten bringen, darum wartete er auch bis gegen 12 Uhr, da 11 Uhr die Essenszeit der Leute auf dem Lande ist.

Dennoch fand er, in das niedere Stübchen eintretend, die „Wäschen“ noch bei Tische, d. h. mit essen war sie schon fertig, davon zeugte das Häufchen abgezogener Kartoffelschalen, die auf dem rotglasierten, mit einem sehr sinnreichen Töpferreim geziereten irdenen Teller lagen, sonst aber standen keine Speisereste auf dem Tische; entweder hatte die „Wäschen“ leere Schüsseln gemacht, damit es „schön Weiter“ gebe, wie man auf dem Lande sagt, oder sie hatte auf den hellen Sonntag wirklich nichts anderes gehabt, als abgefottene Kartoffeln, denn es war auf dem ungedeckten Tische nichts weiter zu sehen als das Salzfaß und das Brod. Doch ja, da stand auch noch ein winziges Töpfchen mit Zwetschenmus oder etwas dem ähnlichen, doch das war offenbar nur ein Schaugericht, denn der Inhalt sah bereits ganz eingetrocknet aus.

Die Landleute haben nämlich den eigentümlichen Ehrgeiz, andere gerne glauben machen zu wollen, daß sie besser speisen, als dies gewöhnlich der Fall ist. Meines Großvaters Hause gegenüber wohnte ein nur wenig bemittelter Bauer, der sich jeden Sonntag breitspurig in seinen Thorweg stellte und mit einem zugespitzten Bündelhölzchen in den Röhren herumstocherte, um die Leute glauben zu machen, er habe Tauben verspeißt, obgleich ich darauf hätte wetten mögen, daß er nie gewußt hat, wie die feinen schmecken, denn die wurden alle zu Marke gebracht.

So ganz trocken ging es indessen bei der „Wäschen“ denn doch nicht zu, denn es stand noch ein großer schwarzer Topf auf dem braunangestrichenen tannenen Tische; aus diesem Topfe goß sie in eine buntbemalte Tasse eine hellgelbe Brühe, die sie, vermutlich auch aus Höflichkeit, Kaffee nannte, in der aber sicher keine drei Bohnen jener köstlichen Frucht des „glücklichen Arabiens“ waren, sondern die vielmehr sehr vaterländisch ausah — so argwöhnte wenigstens Johann Peter.

Die „Wäschen“ war eine Vierzigerin von starkem Körperbau, dem jedoch die Fülle mangelte, wenn er auch von Natur dazu bestimmt schien und in bessern Tagen wohl auch befeßen haben mochte; dies deutete eine gewisse Ausweitung der Haut an, die jetzt well und schlaff um Gliedmaßen und Hals hing. Auch das Gesicht hatte unzählige kleine Fältchen, und Farbe und Ausdruck der Sorge, die ihr auch zwischen den drei Duerfalten auf der Stirne saß. Daß sie unverheiratet, auch keine Witwe war, sah man sofort, so wohl an ihrem peinlich netten und sauberen Anzug, welchen Frauen in ihrem Stande meist leicht vernachlässigen, als auch an der ebenso fast pedantischen Ordnung im Stübchen. An den Fenstern befanden sich kleine gestrickte weiße Gardinen, welche wenigstens von innen die mit Papierstreifen verklebten, zerbrochenen Scheiben verdeckten; an der einen Wand stand das „Himmelbett“ mit blau- und weißgewürfeltem Vorhang, hinter welchem sich aber vielleicht nicht viel

mehr als ein Strohsack verbar; an der andern Seite der Wand, wo der schon beschriebene Tisch stand, lief eine an derselben befestigte Bank. Weiter waren da noch einige Holzstühle von ziemlich roher Schreinerarbeit und eine blau angefrischene Kleiderlade, die gleichfalls noch als Sitzgelegenheit dienen konnte und neben dem Plattenöfchen stand, auf welchem die „Wäschen“ im Sommer wie im Winter kochte. Die weißgetünchte Wand war größtenteils mit bunten Bildern, die auf sehr wenig Kunstwert Anspruch machen konnten und mit Stecknadeln darauf befestigt waren, überdeckt. Ein sehr armseliges Mobiliar, aber alles rein und ordentlich.

„Ach, Herr Je! der Vetter Hann-Peter!“ rief die „Wäschen“ ganz erschrocken aus, als dieser zur Thüre hereintrat, und wurde vor Verlegenheit, bei ihrem frugalen Mittagmahl so überrascht zu werden, feuerrot. „Wo schreibt man denn das hin, daß Ihr auch einmal an einen denken thut? Ach, Herr Jechen! mit was wart' ich Euch denn jetzt auf? Wenn ich doch nur gewußt hätt', daß Ihr mir die Ehr' anthun und mich besuchen wollen thätet, dann hätt' ich ja mit meinem Mittagessen auf Euch gewartet, aber gerade bin ich damit fertig geworden und wollte nur noch ein Schlüchchen Kaffee drauf trinken, weil das so gut für den Magen ist, wißt Ihr?“

Johann Peter biß wacker die Zähne aufeinander, um nicht laut auflachen zu müssen über dieses Schwadronieren, und bei dem Gedanken, daß jene gelbe Brühgeut für den Magen sein sollte, war er nahe daran, sich vor Grauen zu schütteln.

„Na, laßt es nur gut sein, Wäschen!“ sagte er, „und macht Euch keine Sorgen von wegen der Aufwartung, ich bin deshalb nicht herübergekommen, im Gegenteil, ich habe Euch da eine Probe von unsern hausgemachten Wirsten mitgebracht, die Ihr Euch gut schmecken lassen sollt,“ und damit zog er dieselben aus der Tasche und gab sie ihr.

„Wäschen“ Gesicht strahlte, aber doch konnte sie sich erst gar nicht darüber beruhigen, daß sie „augenblicklich so gar nichts im Hause hätte, das sie dem Vetter Hann-Peter mit Ehren vorsetzen können.“

Erst als dieser ihr gestand, daß er bereits in der Dorfschenke eingekehrt sei, weil er sich hätte denken können, daß „eine ledige Frauensperson nicht allzeit auf den Geschmack einer Mannsperson eingerichtet sei,“ gab sie sich zufrieden.

Ja, der Johann Peter war ein feiner Diplomat, und obgleich ein alter Junggeselle, wußte er doch recht gut mit Damen umzugehen!

Bald saßen sie denn auch gemüthlich beieinander und nachdem die Familienneuigkeiten durchgesprochen waren, fing Johann Peter an, direkt auf sein Ziel loszusteuern.

Sich mit einem raschen Blick in der Stube umsehend, begann er: „Was Ihr doch alles so sauber und so ordentlich habt, Wäschen! — Ihr gemahnt mich an unsere selige Ann-Marie, die hat's auch verstanden, ein Haus in Ordnung zu halten, aber seit die tot ist, geht bei uns alles zu Grund, und wir Brüder haben gar keine Freund' mehr an all' den schönen und guten Sachen, die wir haben. Warum? Es ist alles aus Rand und Band gekommen durch die fremden Weiberleut'! — Ich mein' als, ich nehm' Euch mit, Wäschen — da wären wir alle miteinander versorgt. — Was sagt Ihr dazu?“

Die „Wäschen“ war im ersten Augenblick ganz verwirrt, wurde bald blaß und bald rot und war wie auf den Mund geschlagen, denn sie glaubte nicht anders,

als Johann Peter hätte ihr damit einen Heiratsantrag gemacht, und dies kam ihr natürlich ganz unerwartet, obwohl der Gedanke, Herrin des gelben Hauses zu werden, ihr durchaus nicht mißfiel; den Mann müßte sie aber, wohl oder übel, mit in den Kauf nehmen, wenn ihr auch die Persönlichkeit und noch weniger der Charakter des Freiers besonders zusagte.

Mit butterweicher Stimme sagte sie daher: „Ach, geht mir doch, Vetter Hann-Peter, Ihr macht doch gewiß nur Spaß und wollt mich utzen! Wie käm't Ihr denn auch dazu, jetzt noch an mich zu denken, und —“

Nun merkte dieser das komische Mißverständnis, und fürchtend, er könne seinen Zweck vielleicht verfehlen, wenn er es darauf ankommen lasse, daß sie sich in ihrem Irrtum ihm gegenüber kompromittiere, fiel er ihr rasch in die Rede: „Wäschen,“ sagte er darum, „guckt, thut uns die Freundschaft! Denn wenn Ihr es uns weigert, dann muß einer von uns heiraten — und das wär' doch „konträr!“ — Wenn einer von uns überhaupt hätt' heiraten wollen, dann könnt' Ihr Euch schon denken, wo man angeknöpft hätte! Aber das ist ja nie einem von uns eingefallen. Drum besinnt Euch und geht mit mir; es wird Euch nicht gereuen!“

Die „Wäschen“ machte ein langes Gesicht, als sie so grausam ihrem Irrtum entrißen wurde:

„Raum gedacht,

Ward der Lust ein End' gemacht.“

Aber sie faßte sich schnell. Der Vetter Hann-Peter durfte ja beileibe nicht merken, daß sie ihn falsch verstanden habe.

„Gerr Je, Vetter,“ sagte sie daher rasch, „Euer Vorschlag kommt mir so unerwartet, daß ich gar nicht weiß, was ich dazu sagen soll! Das muß ich mir doch erst recht überlegen, denn seht, ich hab' doch hier meine eigene Haushaltung, brauch' niemand nichts zu fragen, bin im Ort ästimmert — ja, und dann, Ihr seid doch alle drei ledige Bursche, da könnt'n die Leut' drüber schwätzen — — ich weiß doch nicht — —“

„Warte,“ dachte der Johann Peter, der Politikus, „da müssen wir andere Saiten aufspannen, sehe ich!“ Ganz trocken sagte er daher: „Je nun, zwingen wollen wir Euch gerade nicht, Wäschen. Wenn Ihr meint, es thäte Euch nicht passen.“

„Je, Vetter!“ fiel sie ihm aber nun gleich ins Wort, aus Angst, er möchte andern Sinnes werden; das wäre ihr nur sehr unangenehm gewesen, und wenn sie denn einmal nicht Herrin des gelben Hauses werden konnte, so war es gar nicht so übel, wenigstens als Haushälterin darinnen schalten und walten zu können; dann gab es keinen Gelbrübenkaffee mehr und keine trockenen abgekochten Kartoffeln. „Ja Vetter, seid doch nicht gleich so kurz geknüpft! Ich hab' ja grad noch nicht nein gesagt, und daß ich mir die Sach' erst ein bißchen überlegen will, das könnt' Ihr mir doch auch nicht übelnehmen.“

„Nun, wißt Ihr was, Wäschen,“ sagte Johann Peter lächelnd darauf, „die Mädchen halten sich, wie ich gehört habe, wenn sie uns Heiraten gefragt werden, gewöhnlich drei Tage Bedenkzeit aus; so lang wollen wir denn auch warten, wenn Euch das recht ist. Habt Ihr Euch dann besonnen und wollt meinen Vorschlag annehmen, so könnt' Ihr auf unsere Kosten ein Wägelchen nehmen und gleich mit Sack und Pack zu uns kommen. Paßt es Euch aber nicht, dann thut es uns zu wissen, daß man auch weiß, woran man ist. Jetzt aber ist es Zeit, daß ich an den Rückweg denke, denn durch den langen Wald möcht' ich bei Nachtzeit doch nicht allein laufen.“

Die „Wäschen“ hatte indessen keiner dreier Tage bedurft, um sich die Sache zu überlegen, denn schon am Abend des zweiten kam ein Bernerwägeli vor das gelbe Haus gefahren, und auf dem Wägeli stand die blau angestrichene Kleiderlade und auf der Lade saß die neue Haushälterin in ihrem besten Putz. Wahrscheinlich hatte die „Wäschen“ Angst gehabt, der gute Platz könnte ihr noch entgehen und dieses hatte ihren Entschluß beschleunigt.

Für eine Weile ging denn jetzt alles ganz prächtig im gelben Hause und die Brüder vermeinten sich jetzt auf immer geborgen und aller Sorge für die Zukunft enthoben. Allein nach und nach glaubte Johann Peter, der Wachsame, zu bemerken, daß das Essen schlechter und immer schlechter werde, als ob das Fett im Hause mangle, um es gehörig zu schmelzen, und dennoch gaben die Kühe soviel und so gute Milch wie irgend vorher; auch in den Mehlpreisen fehlten offenbar die Eier, und doch legten die Hühner noch ebenso fleißig als früher. Wohin kamen sie? — Sollte etwa die „Wäschen“ alles allein essen? Wohlgenährt genug

dazu sah sie jetzt aus; da war kein Fältchen mehr in ihrem Gesicht zu sehen, das nun so rund und so glänzend war wie der Vollmond; und auch die welke, schlaffe Haut, welche früher um ihren Körper hing, als sei sie ursprünglich nicht für denselben bestimmt gewesen und zu weit ausgefallen,

hatte sich nun recht hübsch und glatt ausgefüllt, so daß die Besitzerin ein ganz stattliches Frauenzimmer geworden war. Dies alles gab dem alten Gräbeler, Johann Peter, Veranlassung, sich wieder aufs „Spekulieren“ zu verlegen. Lange aber wollte es ihm diesmal nicht gelingen, etwas zu entdecken, was seinen Argwohn hätte rechtfertigen können, denn die „Wäschen“ war eine schlaue, geriebene Gevatterin.

Da endlich traf es sich einmal, daß jener eine Stunde früher als gewöhnlich von der Arbeit kam, er wollte etwas holen, das ihm dabei fehlte, und mußte seinen Weg durch die Küche nehmen. Hier sah er nun zu seinem größten Erstaunen die Botenfrau, mit welcher das gelbe Haus sonst nie Geschäfte gehabt hatte, die soeben aus den Händen der „Wäschen“ einige hübsche Butterballen, sowie eine Anzahl Käse und Eier erhielt, um sie in den großen Botenkorb zu legen, der neben ihr stand; auf dem Küchentisch aber prangte eine prächtige Torte, und mehrere Flaschen Wein mit prahlerischer Etikette ließen vermuten, daß sie keine niedere Sorte enthielten.

„Aha,“ dachte da Johann Peter, „das ist also des Pudels Kern? — Ei,“ wendete er sich an die „Wäschen,“ „was für ein Namenstag soll denn gefeiert werden, daß Ihr Euch so in Unkosten setzt, Wäschen? Oder was ist sonst für ein Feiertag, von dem wir

nichts wissen? Boz' Clement, die Tort' und den Wein wollen wir uns aber einmal schmecken lassen, wir haben doch schon lange nichts Gutes mehr gehabt! — Die Butter aber und die Eier und der Käse“ bleiben da — und Ihr Gue-Gret,“ wandte er sich an die Botenfrau, die nicht minder erschrocken war als die „Wäschen,“ „macht jetzt, daß Ihr zum Haus hinaus kommt, und merkt Euch: wir haben in Zukunft nichts mit Euch zu verhandeln, wir können unsre Sachen selber essen! — Verstanden?“

Die Botenfrau ließ sich dies nicht zweimal sagen, packte ihren Korb auf und entfernte sich ohne Widerrede.

Nun kam die Reihe an die „Wäschen.“

„Hört einmal, Wäschen!“ sagte er zu dieser mit einer Freundlichkeit, die nur verkappter Spott war und daher um so empfindlicher, „es kommt mir vor, als ob Ihr die Lust bei uns nicht gut vertragen könntet, Ihr seht merkwürdig übel aus; drum mein' ich, es wäre besser für Euch, und vielleicht auch für uns, wenn Ihr wieder heim nach Habenichtshausen ginget, und

das je eher, je besser. Ich will gleich ein Wägeli für Euch bestellen, Ihr braucht Euch um nichts mehr zu bekümmern; geht und packt Eure Sachen!“

Die „Wäschen“ fing nun natürlich an zu weinen und über Andank zu klagen, aber Johann Peter ließ sich nicht rühren; ohne weiter ein Wort zu verlieren, ging er, um ein Fuhrwerk zu bestellen, und es blieb der Tortenliebhaberin nichts übrig, als aufzustehen und dem gelben Hause mit all' den guten Sachen, die noch auf dem Küchentisch standen, Lebewohl zu sagen.

Ja, Johann Peter machte kurzen Prozeß! —

Das war nun Nummer vier gewesen, und noch war kein volles Jahr verstrichen, seit der seligen Ann-Marie Tod! Wo sollte das noch hinaus!

So dachte auch Johann Peter. „Das geht ja noch über die Katharine und übers Bohnenlied!“ dachte er, „kann man denn gar keinem Menschen mehr trauen? Da hab' ich Wunder gemeint, was ich Gescheites ausgeheckt hätte, wenn ich jemand aus der Freundschaft ins Haus nähme, und gerade die hat uns verkauft und verraten, die hatt' uns am Ende noch Haus und Hof für Torten und Wein verhandelt. Das kommt man doch nicht so fortgehen lassen und die Augen dazu schließen. Aber was jetzt?“

Er sann hin und her und zerbrach sich den Kopf, aber es wollte ihm absolut nichts Passendes einfallen, auch hatte er sein früheres Selbstvertrauen doch ein wenig verloren nach all diesen trüben Erfahrungen.

Da sah er denn einmal des Abends bei seinem Nachbar, dem Schreiner-Jost, auf der Bank vor dessen Häuschen und klagte demselben die verschiedenen Verdrießlichkeiten, die man mit all diesen Frauensleuten



Auf dem Wägeli stand die blau angestrichene Kleiderlade und auf der Lade saß die neue Haushälterin in ihrem besten Putz.

gehabt, sowie seine gegenwärtige Verlegenheit um eine neue passende Haushälterin.

Der Nachbar hörte ihn stillschweigend an, dann sagte er bedächtig: „Ja, Ihr habt recht, Johann Peter, es sind schlimme Erfahrungen, die Ihr da gemacht habt in dem einzigen Jahr — und werdet, schätz' ich, noch mehr machen, wenn Ihr das Ding nicht anders angreift.“

„Ja,“ meinte Johann Peter verdutzt, „wie meint Ihr denn das —? Wie sollen wir's denn angreifen?“

„Um,“ machte der Nachbar, „es muß eben einer von Euch heiraten. —“

Johann Peter sprang bei diesem Worte auf, als ob ein Pistolen schuß dicht an seinem Ohre abgefeuert worden wäre.

„Einer von uns — heiraten?“ und er schnappte nach Luft; „das ist doch nur Euer Spaß, Nachbar!“

„Warum Spaß? Ihr seid drei ledige Bursche und braucht jemand, der Euch die Haushaltung führt und zum Rechten sieht, und das thut niemand besser als eine richtige Frau. Wie Ihr mit fremden Weiberleut' dran seid, das habt Ihr nun gesehen; mit einer habt Ihr auf die Art Verdruß gehabt, mit einer andern wieder auf eine andere. Warum? Es waren eben halt Fremde, die Euch nichts angingen. Das Wäschen ging zum wenigsten Euer Hab und Gut nichts an, aber eine Frau, eine ordentliche, rechtschaffene Frau wird auf das Euerige sehen, weil sie teil dran hat, versteht Ihr? — Und dann, Nachbar, will ich Euch noch was sagen, Ihr dürst mir's aber nicht übel nehmen — seht, die Leut' schwätzen auch so allerhand, wenn so drei ledige Bursche mit fremden Frauensleuten wirtschafsten. Ich weiß natürlich, daß all das nur dummes Gewäsch ist, denn ich kenne Euch, aber gut wär' es doch, wenn Ihr dem Ding ein Ende machen und heiraten thätet.“

„Ach, geht mir doch weg, Nachbar!“ gegenredete Johann Peter fast ärgerlich über solche Zinnmütze, auch vielleicht noch immer ungewiß, ob er den Rat des Nachbarn wirklich für Ernst nehmen sollte. „Ich glaub' als, Ihr wollt mich ugen — wir und heiraten! Was denkt Ihr denn? Wir sind ja alle drei nicht mehr jung und welches Mädchen möcht' denn so einen alten Burschen auch nehmen? Und wenn auch, wir kennen ja gar keine, wenigstens keine, die für unsereinen passen thät'. Denn seht Nachbar, bei uns war's nicht wie bei vielen andern, die ins Wirtshaus und auf den Tanzboden gingen, daran durfte keines von uns

Geschwistern denken; wir sind anders aufgezogen worden, da hat es geheißt: am Werktag schaffen, denn darum hat er den Namen, und am Sonntag in die Kirch' gehen, denn dazu ist er gesetzt. Unser einziges Vergnügen war, wenn es Sonntags schön Wetter war, ein Spaziergang ins Feld, um nach den Acker zu sehen, oder auch in den Wald, um uns das Holz anzusehen. Bei der Gelegenheit kommt man aber selten mit Frauenspersonen zusammen; die wollen überall hingeführt sein: auf den Tanzboden, auf Kirchweihen und was weiß ich wohin alle; und das können wir nicht, das ist bei uns nicht Mode — nein, Nachbar, das geht nicht!

„Ei nun,“ meinte der Nachbar, „Ihr müßtet eben eine nehmen, die nicht mehr ganz jung ist und nicht mehr nach dem Tanzboden und dergleichen verlangt.“

Ich kann Euch sagen, man ist doch viel besser dran, wenn man einmal in die Jahre kommt, wie Ihr und ich, wo man versorgt sein will, wenn eine ordentliche Frau im Haus ist; Ihr könnt mir's glauben, noch keine Stund' hab' ich's bereut, daß ich geheiratet hab'!

„Ja,“ gestand Johann Peter zu, „Eure Frau, Nachbar, die laß ich gelten, das ist eine Staatsfrau! Aber die ist auch eine Ausnahme, die ist nicht wie die andern: da muß man Respekt haben! — Ja, wenn man so eine bekommen könnt',“ meinte er nachdenklich, „da könnt' man weiter darüber reden.“

„Nun, wenn's weiter nichts ist,“ sagte da der Nachbar, „da könnt' vielleicht geholfen werden — d. h., wenn Euch die Sach' wirklich Ernst ist.“

„Wie meint Ihr denn das?“ kam es etwas unsicher von Johann Peters Lippen.

„Nun seht, Nachbar, wie Ihr da eben so von meiner Frau gesprochen habt, daß wenn Ihr so eine kriegen könntet, nichts dagegen einzuwenden hättet, da dacht' ich so in meinem Sinn: deine Frau hat ja noch eine Schwester daheim, dacht' ich, die so ziemlich grad so ein Charakter ist und justament wie sie einer von den Nachbarn brauchen könnt': nicht mehr ganz jung, aber ein sauberes Weibsbild, genau, aber nicht geizig, und fleißig und still. Guckt, Johann Peter, das wär' so Euer Geschäft.“

Johann Peter versank nach diesem „Angebot“ in tiefes Nachdenken. Endlich, nachdem man noch eine geraume Weile herüber und hinüber geredet, wurde man einig, daß Johann Peter „das Ding“ einmal mit seinen Brüdern überlegen wollte. Der Nachbar Schreiner dagegen versprach, daß er seine Schwägerin auf



„Ei, was für ein Namensdag soll denn gefeiert werden, daß Ihr Euch so in Unkosten setzt.“

künftigen Sonntag „kommen lassen“ wollte, damit man sich so ganz gelegentlich sehe, und wenn sie dann einem von den Brüdern gefalle, so wolle der Nachbar selbst sie „fragen“.

Johann Peter überdachte den Vorschlag den ganzen folgenden Tag; endlich beim Abendessen, das, wie auch das Mittagessen, diese paar Tage, während deren die Brüder wieder selbst dafür hatten sorgen müssen, sehr frugal ausgefallen war, hielt das Haupt der Familie folgende Ansprache an die beiden andern:

„Hört einmal, Ihr zwei! Das Ding kann nicht so fortgehen! Wir gehen dabei zu Grund, wenn nicht Ordnung in die Sache kommt. Mit den fremden Weiberleuten ist es aber nichts, das haben wir jetzt vollauf gesehen — es hilft nichts: einer von uns muß heiraten.“

Wenn der Blitz zwischen die beiden gefahren wäre, so hätte dies keinen größeren Schrecken verursachen können, als diese letzten Worte ihres Bruders.

Dem Johann Philipp blieb die Kartoffel, die er gerade verpeiste, im Hals stecken, und Johann Jakob ließ den Topf mit Sauermilch, den er in der Hand hielt, fallen, sodas der weiße Strom sich über den ganzen Tisch ergoß.

„Ja, so ist es,“ begann jener von neuem, nachdem das Gleichgewicht in den Gemüthern wiederhergestellt und die Sauermilchüberschwemmung aufgetrocknet worden war. „Ja, so ist es. Und da ist auch noch ein anderer Grund, der das notwendig macht: unser Nachbar, der Schreiner-Jost, hat mir heut' gesagt, daß die Leut' schon anfangen, über uns zu reden, weil wir drei ledige Burche mit fremden Weibspersonen wirtschaften thäten, und das Gerede könnt' uns am Ende in unsern Geschäfte schaden, wißt Ihr? Also einer von uns muß heiraten; jetzt kommt es nur noch darauf an, welcher?“

Der vortreffliche Redner dachte dabei natürlich nicht, daß diese Notwendigkeit auch an ihn selber herantreten könne, er war ja der Älteste und vermeinte daher außer Frage zu stehen. Er sagte daher zu Johann Jakob dem jüngsten und daher naturgemäß nach seiner Meinung der geeignetste Heiratskandidat von den Dreien:

„Guck, Johann Jakob, du bist der jüngste und ein Staatsburich bist du auch, das muß wahr sein, du mußt!“

„Was!“ unterbrach ihn aber dieser voller Schrecken und wurde krebsrot, „was, ich soll heiraten? Das sollt mir auch noch einfallen, daß ich für Euch zwei die Köb' durch den Bach schleppen sollt! Nein, das thut' ich nicht; wenn einer von uns heiraten muß, so ist an dir zuerst die Reih', Johann Peter, grad' weil du der Älteste bist.“

Johann Philipp schwieg, als von ihm vorderhand nicht die Rede war, mänschenstill, und ließ seine Brüder ihren edlen Wettstreit ruhig fortsetzen.

„Geh' doch und schwätze kein so unvernünftiges Zeug,“ sagte hierauf Johann Peter, „ein Mädchen, das nicht grad' darauf rechnet, bald Wittfrau werden zu wollen, die nimmt doch lieber einen Jungen als einen Alten, — ich hab' ja schon einen ganz grauen Kopf.“

„Und meiner!“ widersprach Johann Jakob ganz eifrig, „fängt der vielleicht nicht schon an grau zu werden? Ja, und wenn ich heiraten müßt', dann wär' ich nach den ersten vierzehn Tagen gewiß schon schlossenweiß. Und grad' weil ich der jüngste bin, nachher hätt' ich ja das Kreuz wahrscheinlich am allerlängsten zu tragen. Und warum müßt' denn auch ich grad' das sein,

das seh' ich doch auch nicht ein! Da ist ja auch noch der Johann Philipp, das ist so ein Feiner, Stillter, der thät', mein' ich, noch am besten dazu passen.“

„Wer? — ich?“ rief jetzt dieser ganz entsetzt aus. „Ja, ich wär' auch grad' der Rechte! Ich weiß ja gar nicht einmal, was man da zu so einer Frauensperson sagen muß. Eh' ich das thut', lieber häng' ich mich an einen von unsern Birnbäumen auf. Nein, der Johann Peter ist der Gescheiteste, der hat Recht: wenn denn einer von uns heiraten muß, so paßt der jüngste am besten dazu.“

Da waren jetzt also zwei gegen einen — und das Ende vom Lied war daher, daß der arme Johann Jakob nachgeben mußte, freilich mit einem schweren Seufzer und nicht ohne großen Kampf.

Die Person des Heiratskandidaten wäre somit festgestellt gewesen, und nun rückte Johann Peter mit dem Vorschlag des Nachbarn hervor, der gründlich durchgesprochen wurde, d. h. nur von Johann Peter und Johann Philipp, welcher letzterer seine heimliche Freude, daß das Ehestandsschicksal so gnädig an ihm vorübergegangen, nicht verbergen konnte, und jetzt so rebselig war und auf das arme Opferlamm, den Johann Jakob, hineinsprach, wie das ganze Jahr hindurch nicht. Dieser letztere aber machte eine so jämmerliche Miene, als er warte er jeden Augenblick den Dorfbarbier, der ihm sechs Zähne auf einmal ausziehen solle.

Der Nachbar Schreiner seinerseits hielt Wort und am nächsten Sonntag kam richtig die vorgeschlagene Braut, seine Schwägerin, welche in einem benachbarten Dorfe, kaum eine Stunde weit entfernt, wohnte, auf dessen Einladung herüber.

Auch hatte er, was deren Persönlichkeit betraf, durchaus nicht übertrieben, denn die Bine war wirklich ein Kapitalsfrauenzimmer: kräftig und gesund, und das rote, runde Gesicht sah treuherzig aus dem weißen „Käppchen“ heraus. Dieses „Käppchen“ war damals noch die weibliche Nationaltracht jener Gegend; es war gewöhnlich von weißem, sehr steifgestärktem Biqué und hatte die Form und beiläufige Größe eines Aufsteckkammes, so daß es kaum den Wirbel des Kopfes bedeckte. Die Haare waren vorn glatt geschheitelt und über die Ohren gestrichen und hinten zu einer Art Chignon aufgenommen und unter dem „Käppchen“ mit einem Aufsteckkamm, den man aber nicht sah, befestigt. Unter dem Kinn, zu dem zwei sehr schmale Ohrklappen führten, lagen drei Maschen bunten Bandes. Der übrige Anzug der mutmaßlichen Braut bestand aus Rock und Jacke von blaugedrucktem Kattun, einem buntfeidenen Halstuch, das sie um die Schultern geschlagen trug, und einer großen grünen Merinoschürze, die ihr noch die Hüften bedeckte. Einen sehr feinen Geschmack hatte die Bine nicht, wie man sieht, aber alles um und an ihr war solide, ordentlich und reinlich.

Diesen Eindruck machte sie auch auf die drei Brüder, welche unter irgend einem Vorwand, einer nach dem andern zu dem Nachbar Jost kamen.

Ganz besonders gefiel es ihnen auch, daß die Bine, obgleich nur auf Besuch, doch die Hände nicht in den Schoß legte, sondern alsbald eine Küchenschürze vorband, die Armel aufstreifte und in der Haushaltung ihrer Schwester rüstig mithalf. Im übrigen war sie freundlich, aber gesetzt und still.

Es wurde so eingerichtet, daß Johann Jakob, als der letzte, der seine Erscheinung machte, gerade zum Nachmittagskaffee kam, und daher höflicherweise ein-

geladen ward, daran teilzunehmen, was denn auch, nach einigen Umständlichkeiten, wie das so ländlicher Brauch ist, angenommen wurde.

Freilich wagte der „Heiratskandidat wider Willen“ die Vine kaum anzusehen, noch viel weniger das Wort an sie zu richten, doch aber betrachtete er sie beständig, wenn er sich unbeobachtet glaubte, aus dem Augenwinkel mit etwas wie ängstlicher Scheu. Indessen schien sie ihm nicht so übel gefallen zu haben, denn als am Abend beim Nachessen der Brüder die Rede auf sie kam, sträubte er sich gar nicht mehr so sehr gegen dies Heiratsprojekt und als am künftigen Sonntag die Vine wieder kam — welcher, wenn vielleicht auch nicht der Johann Jakob selbst, so doch das gelbe Haus mit allem, was dazu gehörte, in die Augen gestochen haben mochte — da wurde es richtig gemacht und Johann Jakob war ein glücklicher Bräutigam.

Nachdem nun das Schwerste überstanden war, fand er sich merkwürdig schnell in sein Schicksal, ja, es kam dahin, daß er fast mehr in dem Heimatsdorf der Vine anzutreffen war als zu Hause, und zuletzt selbst zu der Hochzeit antrieb, unter dem Vorgeben, er versäume mit dem ewigen Hin- und Herwandern (was aber eigentlich niemand von ihm verlangte, nicht einmal die Vine) zu viel Zeit. Überhaupt hatte sich der gute Johann Jakob, seit er Bräutigam geworden war, ganz merkwürdig verändert: er war viel heiterer und lebhafter geworden; ich möchte fast sagen schöner, auch schlenkerte er nicht mehr so verzweifelt den Kopf und die ungeschlachteten Gliedmaßen, sondern hatte im Bewußtsein seiner Bräutigamswürde, eine viel sicherere Haltung angenommen.

So wurde denn der Hochzeitstag in kürzester Frist festgesetzt.

Daß die ganze Sache großes Aufsehen im Dorfe machte, läßt sich denken, auch wollte niemand recht daran glauben, bis man den Johann Jakob im langen Hochzeitsrock und den Bräutigamsstrauß im Knopfloch mit der Vine in die Kirche gehen sah.

Nun glaubten die Brüder, endlich im Hafen der Ruhe angelangt zu sein; alles ging wieder nach altgewohnter Weise in der Hausordnung und man fühlte sich wohl dabei; die Vine hielt, was man sich von ihr versprochen hatte, und alle vier lebten in ungetrübter Eintracht miteinander.

Nach Verfluß von nicht ganz zwei Jahren ließ sich auch eine Kinderstimme in dem gelben Hause vernehmen, lange nicht gehörte Töne für die drei Brüder, die sich erst gar nicht daran gewöhnen konnten; auch Johann Jakob sah das kleine Wesen in der ersten Zeit seines Daseins nur mit scheuen Blicken an und wagte gar nicht, es anzufassen mit seinen Niesenhänden, aus Furcht, es zwischen den Fingern hindurchfallen zu lassen oder zu zerbrechen. Als aber einmal der kleine Johann

Peter II anfang auf allen viere in der Stube herumzukriechen und in der überaus possierlichen Kinderprache zu plaudern, da begannen sie Spaß an dem kleinen Manne zu haben und bald war er der erklärte Liebling aller, und das erste, wonach sie sahen, wenn sie von der Arbeit heimkamen. Jeder trug denn das Seinige dazu bei, ihn zu verwöhnen.

Aber ach, diese Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn eines Tages brachte man Johann Jakob, den handfesten Mann, auf einer Bahre nach Hause; er war vom Gerüste gefallen und hatte das Genick gebrochen.

Da zog dann wieder der Jammer in das gelbe Haus ein, denn nicht genug mit diesem Todesfall, der allen sehr nahe ging, auch sonst hatte es den Anschein, als stehe man vor einer unangenehmen Veränderung, da die Vine mit ihrem Kleinen in ihr Elternhaus zurückkehren zu wollen erklärte, um dem Gerede der Leute zu entgehen, wie sie sagte, die sie schon nach den ersten Trauerwochen mit Sticheleien quälten.

„Da hieß es denn, einen raschen Entschluß fassen, wenn man nicht dem frühern Glend entgegengeben wollte;

also wieder mußte einer heiraten. Diesmal war Johann Philipp der jüngste, folglich war er an der Reihe, und natürlich dachte man dabei an keine andere als an Vine — die war man gewöhnt, die kannte man.

Doch diesmal gab es des Heiratsens wegen kein stürmisches Wetter, denn ehe noch das Haupt der Familie ein Nachwort gesprochen, hatte der stille Johann Philipp, der diesmal nicht im mindesten scheu war, die Vine gefragt, und sie — hatte nicht nein gesagt.

Nach der üblichen Wartezeit war also wieder die Hochzeit im gelben Hause und nach einem

Jahr hatte Johann Peter II ein Schwesterchen.

So lebte man denn wieder zwei Jahre lang in der gewohnten Weise miteinander fort im besten Einvernehmen. Doch auch jetzt sollte es nicht so bleiben, denn eines Tages kam Johann Philipp von der Arbeit heim und klagte über Frost, obgleich es im Hochsommer war, ein allzufalter Trunk war die Ursache. Er mußte sich zu Bett legen und nach einigen Wochen ward wieder ein Sarg aus dem gelben Hause getragen.

Nun war Johann Peter I allein noch übrig von all seinen Geschwistern. Es wurde ihm angst und bange, wenn er daran dachte, daß es der Vine in den Sinn kommen könne, mit ihnen beiden Kindern das Haus und ihn selbst zu verlassen, vielleicht gar einen andern zu heiraten. War sie doch noch immer eine „saubere“ Person und hatte zudem jetzt auch Anspruch an zweidrittel des Vermögens durch die zwei Kinder aus beiden Ehen! Schon darum würde es ihr an einem Freier kaum gefehlt haben.

Dies alles ging dem alten Politikus im Kopfe herum und machte ihm Gedanken. Das Alleinsehen,



Es wollte niemand recht daran glau'en, bis man den Johann Jakob im langen Hochzeitsrock und dem Bräutigamsstrauß im Knopfloch mit der Vine in die Kirche gehen sah.

besonders in seinem Alter, war durchaus keine angenehme Aussicht, auch wenn er die große Haushaltung aufgeben wollte. Er bedurfte nach und nach auch der Pflege und das Heiraten war allem nach doch keine so schlimme Sache, wie er sich früher eingebildet, das hatte er jetzt an seinen beiden Brüdern gesehen, die sich merkwürdig wohl dabei befunden hatten. Vielleicht — kurz er beschloß, mochte nun die Antwort ausfallen wie sie wolle, eine Anfrage bei der Vire zu wagen; mehr als nein konnte sie am Ende nicht sagen. „Vorwärts, Johann Peter,“ sagte er zu sich selbst, „frisch gewagt ist halb gewonnen!“

Und die Vire hatte auch wirklich nicht nein gesagt, sie kannte ihren Schwager nun schon seit so langer Zeit und wußte, wie sie ihn zu nehmen hatte, denn sie war eine kluge Frau und hätte das gelbe Haus auch jetzt nur ungern verlassen, da sie sich darin eingelebt hatte, und auch wohl ihrer Kinder wegen.

So wurde denn die dritte Hochzeit dort abgehalten, freilich war es die stillste.

Johann Peter gab in der Folge einen exemplarischen Ehemann und war den Kindern seiner Brüder ein guter Vater, ja er machte zwischen diesen und seinen eigenen zwei Knaben, mit welchen er erfreut wurde, nicht den geringsten Unterschied; auch mit dem Heiraten im allgemeinen, das er in früheren Jahren für eine Thorheit erklärt hatte, war er nun völlig ausgehört, obgleich er den Leuten gegenüber noch immer behauptete, daß er für seine Person nur der Notwendigkeit nachgegeben hätte; wie er denn auch seinem Nachbar damals als er eines Sonntag-Abends mit demselben auf der Bank vor dessen Haus gesessen, seine Heiratsgeschichte als Beleg zu seiner Behauptung, daß der Mensch mit nichts einen freien Willen habe, erzählt hatte. Er schloß mit den Worten: „Denn seht, Nachbar, wir alle drei Brüder wollten nicht heiraten, und doch haben wir alle drei gemußt — aber bereut hat es keiner von uns.“

kenntnis über eine Sache wie das Gefühl befanden. Der eine von ihnen hütete die Ziegen seines Gutsherrn droben im Schwarzwalde und lag den halben Tag auf dem Rücken und schaute in die Luft, ob sich nicht ein Vogel zeigte, den er mit einem Stein erreichen konnte. Oder er kletterte mit seinen Ziegen in dem Gesteine und Gestrüppe umher, und wenn er sie alle überreilt hatte und hoch über ihnen stand, schlug er die Arme über der Brust zusammen, warf das dunkle Lockenhaar in den Nacken, und lachte sie so kräftig aus, daß es weithin schallte. Oder er verfolgte eine Gidechse auf Leben und Tod, oder er balgte sich gar mit dem ersten besten Vorübergehenden herum, dessen Gesicht ihm nicht gefiel. Kurz, er befand sich auf einem beständigen Kriegsfuße mit allem, was da krecht und flucht, und wenn er nichts zu malträtieren, zu verfolgen und zu hassen hatte, so war ihm übel zu Mute.

In einer solchen Verfassung lag er eines schönen Tages mühsam auf dem Bauche, schlug mit den Beinen nach hinten aus und taute aus purer Langweile Gras. Sein Spitz saß neben ihm und schaute ihm aufmerksam zu. Dem Spitz that er nämlich nichts; das war das einzige Wesen auf der Welt, mit dem er in Güte auskam. Der Ziegenhirte sah hinab in das enge grüne Thal, das rechts und links vom niedrigen Gebirge umsäumt war, während der hohe Berges Rücken, auf welchem er selbst lag, sich beinahe in senkrechter Linie aus dem Thale hob. Plötzlich blieb des Burschen herumirrendes Auge an einer Herde Gänse haften, die drunten im Thale schnatterten, und von ihnen glitt sein Blick auf einen kleinen Burschen, der ungefähr gleichen Alters mit ihm sein mochte.

„Was macht denn der?“ sagte er und schaute schärfer hinab. Es war nicht zu verkennen, der Bube strickte.

„Hurra, du alte Strickkathrine!“ schrie der Ziegenhirte mit seiner hellen Knabenstimme, sprang auf die Beine und schwenkte den Filzhut, und der Spitz half ihm in seinem Provocieren und bellte eifrig hinab.

Der kleine Stricker sah herauf, wunderte sich über den lärmenden Gesellen und strickte ruhig weiter. Das verdroß den Ziegenhirten, er verdoppelte seinen Schlaruf und nahm endlich einen Stein auf; aber er ging dabei nicht hinterlistig zu Werke, sondern schrie:

„Paß auf, du —“ und damit flog der Stein dem Gänsehirt an den Kopf. Der sprang nun auf, legte seinen Strumpf zur Seite und beugte sich über den kleinen Bach, welcher die Wiese durchschnitt. Er blutete offenbar, denn er wusch sich eifrig mit der Hand die Stirne. Eine Weile schaute der kleine Ziegenhirt der Sache zu, dann setzte er sich plötzlich an eine besonders kahle, steile Stelle des Berges und rutschte von hier auf seinem Leinwandhöschchen so sicher und behaglich hinab, als säße er auf einem Schlitten. Der arme Spitz rutschte in etwas unbehaglicherer Stimmung seinem Herrn nach. Unten stellte sich das Ziegenbiblein vor den kleinen Gänshirten hin, die Hände in den Taschen, mit patzig ausgepreizten Beinen, und sagte zu dessen Troste und zu seiner eigenen Entschuldigung: „Du Esel.“

Der kleine, bedeutend schwächere Bube sah schlichtern zu dem fecken Gesellen auf, und bei dieser Gelegenheit gewahrte dieser zwei dicke Thränen in seines Gegners Augen.

Da riß er sein blaues Hemdlein auf, zeigte ihm seine sonnenverbrannte Brust und sprach:

„Schmeiß' mich auch!“
Aber der blonde Gänshirte schüttelte das Haupt:

Kastor und Pollux.

Von
S. Wilfrieds
Billinger.



nicht daß man sich auf zwei gelehrte Primmer gefast macht, die genau wissen, wie es um die schöne Freundschaft der beiden Griechenjünglinge gestanden, und

sich eine gleiche Freundschaft in deren Sinn zugeschworen hätten — nein, unsere beiden Hirtenbuben wußten nichts von Griechenland, und nichts von Kastor und Pollux. Es waren ein paar kleine zerlumpte Bursche, die mit der Kultur nichts gemein hatten und sich deshalb in gänzlicher Un-

„Ich mag nicht, du — du — Brauner —“
Der sah ihn halb mitleidig, halb verächtlich an, be-
sah sich ein paar Augenblicke und schlug dann plötz-
lich ein Krad, und noch eines und so fort, bis der kleine
Verwundete helle Thränen lachte und seiner schmerzenden
Wunde ganz vergaß. Alsdann schöpfte der Ziegen-
hirte Atem und meinte in wichtigem Tone:

„Gelt, Kleiner —“
Und er nahm den blauen Strumpf von der Erde
auf und wollte ihn sofort in seiner Art mißhandeln.
Aber das Ganshirtlein bat:

„Laß' mir meinen Strumpf, laß' mir meinen
Strumpf —“

„Nein,“ sagte der andere, „stricken ist eine Schande,“
und damit riß er alle Nadeln aus dem Strumpfe.

„Nun wird die Mutter schelten,“ seufzte der Kleine.
„Ach was, wenn der Vater schilt, setz' ich mich aufs
Dach und komme nicht herein — setz' dich auch aufs
Dach —“

„Da würde meine Mutter weinen,“ meinte der
Kleine mit einem ernsthaften Kopfschütteln.

Unser Ziegenhirt fraute sich hinter den Ohren:
„Nun, ich will meinewegen deine Gänse in Ruhe
lassen,“ sagte er, rief seinen Spitz und kletterte auf
allen Vieren den steilen Berg hinauf, in sein Revier.

Am folgenden Tage lag er schon in aller Frühe im
taufrischen Grase und blickte von seiner Höhe herab,
dem Ganshirtlein entgegen, welcher langsam seine Gänse
vor sich hertrieb. Ein Tuch war um seinen Kopf
geschlungen, und da der Ziegenbube droben sich
durch lautes Schreien bemerklich machte, blickte er hin-
auf und winkte ihm mit seinem Gertlein. Dann setzte
er sich nieder und holte seinen Stricktrumpf hervor.

Der droben sah ihn stillschweigend zu. Nach einer
Weile wurde dem Ganshirtlein die Zeit lang und er
holte sein trockenes Stück Brot hervor und fing an
zu frühstücken. Da sprang der Braune auf die Beine,
hing sich seinen leinenen Saß über die Schulter und
rutschte flugs hinab ins Thal. Der Ganshirtle
schluckte schnell seinen Stricktrumpf, indem er sich auf denselben
setzte, und sah dem Ziegenbuben mit einiger Scheu
entgegen.

„Du,“ sagte dieser vor ihm hintretend, „ich hab' auch
Käse,“ — und er warf sich ins Gras und schüttelte
den Inhalt seiner Tasche vor sich aus. „Nimm!“ be-
fahl er.

Und so saßen sie beisammen und ließen sich's treff-
lich schmecken, und der Spitz erhielt auch seinen Teil.
Dem Ganshirtlein war Käse ein seltener Packerbissen
und er befolgte mit ehrfurchtsvoller Scheu die Weisung
des Kameraden und langte tüchtig zu. Aber den letzten
Bissen wickelte er sorgfältig zwischen zwei Blätter und
steckte ihn in die Tasche.

„Was ist's damit?“ fuhr ihn der Braune an.
„Für die Mutter,“ erwiderte der Kleine, „willst du
deiner Mutter nicht auch etwas mitbringen?“

„Habe keine,“ sprach der Ziegenhirte, „aber wollen
wir nicht alle deine Gänse rupfen und sie dann nackig
ins Dorf laufen lassen — das wäre eine Lust!“

„D,“ rief der Kleine, „dann bekäm' ich ja
Schläge!“

„Das thut nichts, das muß einer aushalten können.“
„Und sie würden einen andern Ganshirtlein nehmen,
und ich könnt' nichts mehr verdienen.“

„Zhr seid einmal dumm in eurem Thale,“ sagte
der Braune schlang die Arme übereinander und sah
sich ratlos um, „bei uns droben ist's viel schöner,
komm' mit!“

„Das darf ich nicht — wer soll die Gänse hüten?“
Da lachte der Ziegenhirte hell auf:

„Sie können doch nirgends herunterfallen, — sie sind
ja auf ebener Erde. — Komm' mit herauf, meine
Ziegen sind weit klüger, sie kennen mich an der Stimme
und geben Milch — deine Gänse geben ja nicht ein-
mal Milch — wozu sind denn Gänse da?“

Und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, die
schmetternde Schar wenigstens ein bißchen aufzu-
scheuchen. Nach langem Hin- und Herreden brachte
er endlich den schwächern Kameraden dahin, ihm nach
seinem Berge zu folgen. Aber der Ganshirtle war
das schwierige Klettern nicht gewohnt — keuchend,
einem Schwindel nahe, blieb er halbwegs liegen.

„Ich kann nicht weiter — o hilf mir wieder hinab,“
bat er.

Und der Sohn der Berge sah verächtlich auf ihn
nieder, reichte ihm die Hand hin und sprach: „So
halte dich fest, Kleiner, gelt, der große, breite Weg
auf der andern Seite, der ist dir lieber — ja, mir
macht's Klettern keiner nach.“

Und sie rutschten ins Thal zurück.

„Du bist eben eine alte Strickkathrine,“ sagte er
zum Abschied.

Aber trotzdem fand er sich am andern Morgen wie-
der im Thale ein, diesmal die Taschen voll roter Beeren,
die er dem dankbaren Ganshirtlein als Müß aufwartete.
Aber da er immer so abenteuerlich-lustig war, kam
der arme Kleine gar nicht aus der Angst heraus, trotz
aller Glückseligkeit, die ihm des Ziegenhirtens Gegen-
wart gewährte. Dieser hatte seinerseits wieder Mit-
leid mit dem blassen, ängstlichen Kameraden und fragte
manchmal, bei dieser oder jener Mißthat, die er
vorschlug:

„Oder würde das deine Mutter auch betrüben?“
Und wenn dann der Kleine mit dem Kopfe nickte,
versichtete er großmütig auf das Vergnügen, das er
sich von einem Streiche versprochen hatte.

„Du hast wenigstens den Fluß,“ sagte er eines Tages,
als sie zusammen badeten, „sonst aber bin ich viel,
viel reicher als du — ich seh' über die ganze Welt und
ich habe tausend Schlupfwinkel, und es ist eine Ar-
beit — das Klettern, nicht wahr, Spitz, bis wir des
Abends unsere Ziegen beisammen haben! — Deine
dummen Gänse verlaufen sich nie, ich würde sie auch
alle umbringen, wenn sie nicht dir gehörten.“

Und sie tummelten sich in dem klaren Wasser und
warfen sich ins Gras, den Sonnenstrahlen das Troc-
kenen ihrer Glieder überlassend.

So waren sie sich mit der Zeit alles in allem ge-
worden — das heißt — der Ziegenhirte brachte dem
Kleinen Käse und Beeren, behandelte ihn aber im
übrigen mit einer gewissen mitleidsvollen Hoheit. —
Auf seinem hohen Berge droben gab's noch tausend
andere Dinge, die ihn interessierten und seine Gedanken
in Anspruch nahmen — da gab's Gefahren aller Art
zu bestehen, hassenswerthes Ungeziefer in Menge, das
er zu verfolgen hatte. Das Ganshirtlein aber ging völlig
auf in der Liebe und Verehrung zu seinem Gefährten.
Er erhob sich früher noch als die Sonne von seinem ärn-
lichen Lager, um seine Aufgabe vormweg zu stricken,
da der wilde Kamerad seinen Stricktrumpf so wenig
leiden konnte. Sein stilles, blaues Auge leuchtete vor
Seligkeit, wenn der fröhliche Geselle droben auf seinem
Berge stand und ihm dem Morgenruth zujubelte. Es
ging immer so viel Leben von ihm aus, er ver-
wandelte die stille, einsame Wiese in einen Tummel-
platz der ausgelassensten Freude. Hatte es doch der

Braune stets mit einem ganzen Heere unsichtbarer Feinde zu thun, und es war possierlich mit anzusehen, wenn er auf sie einhieb mit seiner jugendlichen Kraft, den Spitz an der Seite, der nie versahle, den kühnen Schlachten seines Herrn mit lautem Gebelle beizustehen. Das Ganshirtlein, dessen Phantasie weit weniger lebhaft war, als die des Kameraden, stand gewöhnlich mit einem halb erstaunten, halb blöden Lächeln in gehöriger Schuhweite von dem kühnen Kämpfer entfernt, und sah ängstlich dessen gewaltigen Anstrengungen zu. „Nun,“ schrie ihn der Braune einstmals an, „siehst du denn nicht, wie die Wölfe von allen Seiten hereinbrechen und sich über deine Gänse bemauchen? Sie sind nur zu dumm, sonst würden sie ein großes Geschrei erheben; nun aber heißt's die Herde verteidigen, nimm deine Gerte und hau' zu!“ Aber der Ganshirte rührte sich nicht, er konnte mit dem besten Willen der Welt die Wölfe nicht sehen, und die Gänse standen auch ganz friedlich beisammen und brauchten keinen Schutz. Da wurde der Braune zornig ob solcher Gleichgültigkeit. „Und wenn nun wirklich die Wölfe kämen, du — du — Schlafmütze —?“ „Dann würde ich davonlaufen,“ erklärte der Kleine

Im ersten Augenblick war der Ziegenhirte gewonnen, den Kameraden für diese Antwort klüftig durchzuprügeln, aber der sah ihn seinerseits mit ein paar so treuerzigen, vertrauensvollen Augen an, daß er's doch nicht über sich brachte. Er pfliff seinem Spitz, maß den Kleinen mit einem Blicke tiefster Verachtung und sagte nur, indem er sich zum Gezen wandte: „Du Feigling.“ Und er kam am folgenden Tage nicht auf die Wiese herab. Das Ganshirtlein war sehr betrübt darob; er sann und sann, wie er den Freund wieder versöhnen könne, aber leider besaß er nichts auf der weiten Welt, das er ihm hätte schenken können. Und er hatte schon lange den Wunsch, dem Freunde einmal eine recht große Freude zu machen. Der brachte ihm immer Beeren und Käse und weit besseres Brod, als er selbst hatte, und noch eine Menge wunderlicher Sachen, die in den Bergen droben zu finden waren. Auf seiner Wiese gab's nichts als Blumen, und aus denen machte sich der wilde Braune nichts! Ja, er war sogar zu stolz, sich eine schöne Gansfeder auf den Hut zu stecken. Tags darauf war des Kleinen Geburtstag, und da erhielt er von seinem Paten die ersten Schuhe. Nun kannte seine Freude keine Grenzen. Es ließ ihn nicht einschlafen in der Nacht und am andern Morgen, als das erste Tagesgrauen sich durch sein kleines Fenster stahl, machte er sich auf, nahm die neuen Schuhe unter den Arm und verließ die Hütte seiner Mutter. Die Freude beflügelte seine Schritte — zum erstenmale in seinem Leben hatte er etwas zu verschenken. . . . Und nun erklimm er mutig die steile Bergeswand; wohl sammelte sich der Schweiß auf seiner Stirne und das Herzchen klopfte hörbar vor Angst, er durfte nicht rechts, nicht links schauen,

immer wieder rutschte er zurück, aber sein Wille überwand die Schwäche seines Körpers: er kam oben an, just als die Sonne im Osten aufstieg. — „D,“ schrie er auf und sah über die Thäler in den Morgen-sonnenglanz, „da oben ist's wie im Himmelreich!“ Und er faltete die Hände und sprach sein vergeßenes Morgengebet. So traf ihn der Ziegenhirte, welcher mit seiner gehörnten Schar des Weges daherkam. „Holla,“ schrie er, „hast du dir ein Paar Gansflügel angeheftet!“ Da nickte ihm der Kleine zu und streckte ihm die Schuhe entgegen: „Sie sind dein, Brauner, nimm sie, ich habe sie zum Geburtstage bekommen.“ Der andere stand einen Augenblick betreten da, dann aber zog er eilig die Schuhe an, warf sich auf den Rücken und schrie, indem er die Beine in die Luft streckte: „Siehst du's, Himmel, schaut her, ihr Ziegen, und die Sonne soll mich schauen und die ganze Welt ringsum, ich habe Schuhe an wie ein ganzer Kerl.“ Nie in seinem Leben hatte sich der Kleine stolzer und glücklicher gefühlt wie in diesem Augenblicke! Er schaute sich ordentlich verschämt um, ob auch wirklich der Himmel und die Sonne und die Ziegen und die ganze Welt an dem freudigen Ereignis teilnahmen.



„Siehst du's Himmel, schaut her ihr Ziegen und die Sonne soll mich schauen und die ganze Welt ringsum, ich habe Schuhe an wie ein ganzer Kerl.“

Der Braune faßte ihn an der Hand: „Komm, nun zeig' ich dir alles; blick' um dich: das ist mein Berg und das sind meine Ziegen, diese da, die buntgeschedte, läßt keinen Menschen an sich herankommen, aber fürchte dich nicht, ich zwinge sie doch.“ — Hierauf führte er ihn zu einem vorspringenden Felsstück, unter welchem sich eine Art Grotte gebildet hatte. „Da setze ich mich hinein, wenn ich Lust habe,“ erklärte der Herr des Berges, „und wenn Gefahr im Anzuge ist, da sind meine Waffen, Steine so groß wie dein Kopf und ein paar dicke Bengel; mir holt keiner eine Ziege, ich würde ihn totschlagen; du, ja, du liebst dir deine Gänse all miteinander stehlen, aber dann brauchst du mich nur zu rufen und ich verteidige sie dir.“ — Und weiter zog er den Staumenden durch das Gestrüppe, über die moosbewachsenen Steine dahin, an den Ziegen vorbei, die ihn mit klugen Augen anschauten. An einer lichten Stelle machten sie Halt. „Schau,“ rief der Braune und deutete auf den angrenzenden Bergesrüden „das ist Vaters Berg, der hütet dort drüben die Klübe, und ihre Glocken tönen zuweilen herüber wie Kirchenläuten. Es sind stattliche Glocken das!“ — Und er hielt die Hand vor den Mund und that einen langgezogenen Schrei. Da tönte ihm zur Antwort ein Fodler herüber, und er jauchte wiederum, und so ging's eine Weile fort. „Gelt, Kleiner, das kannst du nicht mit deinen Gänsen?“ meinte er. Dann hockten sie sich zusammen ins weiche Moos, plauderten noch ein wenig und schliefen endlich ein, bis die Sonne sie mit ihrem heißen Kusse wieder weckte. Zum Glück war's Sonntag, da hatte der Ganshirte seine Herde des Morgens nicht zur Weide zu führen.

Des Nachmittags saß er aber wie im Traume unter

feinen Gänfen und vergaß ganz das Heimgehen. Die Sonne stieg eben hinter die Berge hinab und er sagte leise vor sich hin: „Nun kann sie der Braune fast gar anrühren.“ — Und er blieb noch immer sitzen und dachte an die klugen Ziegen, an das schöne Läuten der Kuhglocken, und seine grüne Wiese, und seine Gänse wollten ihm nimmer gefallen. Da sah er plötzlich einen zerlumpt aussehenden Mann des Weges daherkommen, dieser schaute sich ein paar Mal horchend um und beugte sich dann plötzlich zu den Gänfen nieder, daß dieselben schreiend auseinanderstoben. Zwei hatte er jedoch erfaßt, und machte sich mit seiner Beute davon. Im ersten Augenblick schrak der Kleine heftig zusammen und wagte sich nicht zu rühren, dann aber fielen ihm plötzlich die Worte des Braunen ein: „Du liebst dir deine Gänse alle miteinander stehlen.“ Sein Ehrgefühl erwachte, er wollte nicht feig sein, er wollte dem Braunen zeigen, daß er sich seine Gänse nicht stehlen ließ. Und er sprang auf und verfolgte den Dieb laut schreiend, die kleine Gerte in der Hand. Auf sein Geschrei erschien der Ziegenhirte oben am Rande des Berges die scheidende Sonne umfloß seine jugendliche Gestalt mit ihren goldenen Strahlen, er schwang seinen Stoc in der Hand und schrie aus Leibeskräften: „Halt, halt, Kleiner ich komme!“ — Und nun ging's abwärts mit Sturmeseil, der arme Spitz überpurzelte sich unzählige Male. Nichts war der Wut vergleichbar, welche des Ziegenbuben Brust zusammenpreßte, da er gleich einem Sinnlosen über die Wiese dahinrannte. Er hatte gesehen, wie sein kleiner Freund sich an des Räubers Rock geklammert hatte, und wie dieser ihn ins Antlitz schlug und abzuschütteln suchte. Und nun kam er herbei, der Braune, und schlug mit seinem



Hierauf hockte er sich neben ihn ins Gras, zärtlich den kleinen Kameraden umschlingend.

Stocke auf den Mann ein, mit seiner ganzen Kraft, und Spitz stand seinem Herrn getreulich bei und biß den Gänse dieb wiederholt ins Bein. Der war auf einen so heftigen Widerstand nicht gefaßt gewesen. Er fürchtete, das Bellen des Hundes und das Geschrei der Knaben möchte Leute herbeirufen. So ließ er seine Beute fahren und ergriff eilends die Flucht, noch eine ganze Weile vom Braunen und Spitz verfolgt. Der Gänshirte war inzwischen ins Gras gesunken, etwas blaß vom gehabten Schrecken und den Pflüssen, die er in ziemlicher Anzahl eingeerntet. Mit dem Ausdruck rückhaltlosester Bewunderung sah er dem zurückkehrenden Kameraden entgegen. Wie ein Feldherr, der eben eine Schlacht gewonnen, schritt der wackre Burche einher. Sein Antlitz leuchtete in heller Siegesfreude, er beachtete es nicht, daß seine Stirn blutete und seine Bluse in Fetzen um ihn hing. „Sei nur ruhig, Kleiner,“ sagte er und legte die Hand mit der Miene wohlwollendster Herablassung auf des Gänshirten Haupt, „ich sage auch nie wieder, daß du feig bist.“ Hierauf hockte er sich neben ihn ins Gras, zärtlich den kleinen Kameraden umschlingend — Rastor und Pollur — wie soll man sie anders nennen, haben sie's doch selbst nicht für nötig befunden, sich einander vorzustellen.

Am Schlachttag von Weiszenburg.

Es geht nichts in der Welt über Eintracht, Uebereinstimmung, Zusammenklang kurz, um es deutsch zu sagen, über Harmonie! Denn warum:

Wo Eintracht, da Liebe!
 Wo Liebe, da Frieden!
 Wo Frieden, da Segen!
 Wo Segen, da Gott!
 Wo Gott keine Not!

so lehrt schon seit uralten Zeiten der „Christliche Haussegens“ und für jeden, der aufpassen will, die alltägliche Erfahrung. Daß man die schöne Erfahrung nicht viel öfter, ja überall machen kann, dem steht gar viel entgegen, und nicht umsonst heißt's im Sprichwort: „Viel Köpfe, viel Sinne!“ — Und besonders da hält es schwer, die Leute zur Einsicht, zur Sinnesänderung, zur Uebereinstimmung zu bringen, wo das liebe Ich mit im Spiele steht, das eigene Interesse, die lieben Neigungen und Gewohnheiten, Schwachheiten und so weiter. Mitunter geht's aber doch, selbst da, wo man's am wenigsten erwartet. So ein Durchbruch der bessern Ueberzeugung, der Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung ist aber immer ein erfreuliches Erlebnis, sei es auch, bei wem es sei, und gar manchem kann es als Spiegel und nachahmenswertes Beispiel dienen. Drum sei hier die Geschichte erzählt, wie der Hausfrieder von Jakobszell zur Einsicht gekommen ist, daß er ein nichtsnutziger Kerl sei, und wie er es selber eingestand. Die Geschichte ist buchstäblich wahr, und der Kalendermacher giebt sie genau wieder, wie sie ihm der „Rechtspraktikant“ vorigen Winter beim Glase Bier erzählte, als die

beiderseitigen Erinnerungen aus der Zeit des Franzosenkrieges aufgefrischt wurden, das heißt, der Praktikant ist schon lange kein Praktikant mehr, sondern ein im Staatsdienst hochgestellter Beamter.

Also, es war am 4. August 1870, morgens, als der junge Rechtspraktikant beim badischen Amtsgericht in — na, der Name thut nichts zur Sache, — meinetwegen in Dingsda, in sein Bureau trat. Die Fenster standen weit offen und ließen Sonnenschein und frische würzereiche Morgenluft in reicher Fülle einströmen. Draußen aber eröffnete sich dem Blicke eine paradisische Landschaft. Von dem hochgelegenen Anthon sah man über das sich den Berg hinabsiehende freundlich-friedliche Städtchen zunächst in das tief eingeschnittene, malerisch in Krümmungen sich hinziehende Thal und auf die daselbe umfassenden hohen und mannigfaltig gestalteten Berge mit ihren Wäldern und ihren weit darüber hinaufstrebenden üppigen Wäldern. Und überall, wohin das Auge traf, da erblickte es reichen Gottessegens, der fröhlich der nahen Ernte entgegenreiste. Gegen Westen aber, wo das Thal sich verbreiterte und die Berge mehr zurücktraten, da schweifete der Blick über das in blauem Dufte erglänzende weite Rheinthal, bis er in dämmernder Ferne an den bald scharfen und eckigen, bald lieblich und sanft geschwungenen Linien der Vogesen und des Hardtgebirges haften blieb.

Der Praktikant hatte für all das aber vorerst keine Augen und keinen Sinn. Eilig hereinstürmend erfaßte er mit demselben Schwung, mit dem er seinen Hut in eine Ecke schleuderte, die Zeitungen, die ihm der Amtsgerichtsdiener schon vorher auf seinem Schreibtisch parat gelegt hatte, und nun vertiefte er sich darin mit gierigem Blick, der am liebsten den ganzen Inhalt mit einemmal verschlungen hätte.

Da gab es nun freilich viel und vielerlei zu lesen, aber all und alles bezog sich nur auf den Krieg, der alle Köpfe beschäftigte, alle Seelen erfüllte, und von dem es feststand, er möge einen Verlauf nehmen, welchen er wolle, daß es ein gewaltiges Ringen der Kräfte gebe, wie die Welt kaum je eines gesehen. Aber nicht bloß von den unendlichen Vorbereitungen zu dem Niesenkampfe, der heute noch beginnen konnte, vielleicht, ja wahrscheinlich schon in dieser Stunde begonnen hatte, las der junge Mann, sondern es wurde auch bereits von dem tragi-komischen Vorpiel berichtet, welches zwei Tage vorher, am zweiten August, bei Saarbrücken stattgefunden. War dieses Gefecht von Saarbrücken auch in seinem wahren Wesen kaum etwas anderes als eine lächerliche Komödie, gespielt zur Unterhaltung des Pariser Straßenpöbels, so gab es doch sehr viel zu denken. Schon aus der furchtbaren Leichtfertigkeit, eine so zwecklose und doch so blutige Komödie aufzuführen, eine offene und so gut wie wehrlose Stadt zu beschießen, konnte ein Schluß gezogen werden, in welchem Geiste man beabsichtigte, den Krieg zu führen, wenn es gelingen sollte, denselben auf deutsches Gebiet hinüberzutragen, und das grausame Spiel, das der Kaiser Napoleon mit seinem eigenen, noch im Knabenalter stehenden Sohne trieb, die Greuel, welche die wenigen Turkos und Zuanen, die nach Saarbrücken herüberkamen, daselbst verübten, bestätigten es.

Dem Rechtspraktikanten wurde es unendlich wehmütig, als ihn bei seinem Lesen diese Gedanken beschlichen. Er ließ die Hand sinken, welche das Blatt hielt, und starrte durch's offene Fenster, dem er nahestand. Aber sein Blick wurde durch das glänzende friedliche Bild, das sich ihm darbot, nicht erhellet, nur verdüstert. Denn er dachte daran, wie leicht und schnell, wenn die Glückswürfel des Kriegs sich ungünstig für uns wendeten, dies Bild sich in sein Gegenteil verkehren konnte. In wenigen Tagen, übermorgen, morgen schon konnte dieser selbe Himmel vom Brande der Städte und Dörfer geröthet erglühen, konnte dies stille Thal und die Gegend weit umher von allen Schrecken des blutigsten Kampfes durchtobt werden.

Der junge Mann hatte einen patriotisch begeisterten Sinn und ein zwar mutiges und feuriges, aber auch zugleich weich mitfühlendes Herz. Wenn wäre er mit in den Kampf gezogen, wie schon so viele seiner Freunde, Studien- und Altersgenossen, aber dagegen hatten sich viele Bedenken erhoben, manche gewichtige Einflüsse geltend gemacht, denen er sich fügen mußte. Heute machte er sich bittere Vorwürfe darüber und ward von der heftigsten Unzufriedenheit und Unruhe erfaßt. Wenige Stunden von hier standen sich die zwei gewaltigen Heere kampfbereit, ja wohl gar schon im heißen Kampfe gegenüber; vielleicht, wenn er nur gedurft und den nächsten Berg erstiegen hätte, würde er sich Gewißheit darüber haben verschaffen können. Je nach der Lage des Schlachtfeldes und der Windrichtung hätte man den Kanonendonner hören, den Pulverdampf sehen und je nach der Gegend, wohin er sich allmählich gezogen, vielleicht sogar einen Schluß über den Erfolg fällen können. Und er mußte hier sein, auf diesem

Bureau, für nichts, als seine sklavische Abhängigkeit sich selbst zu erweisen. Er hatte eigentlich hier gar nichts zu thun. Er kam sich überflüssiger vor, als jedes beliebige Stück Möbel. Niemand kam und wollte etwas von ihm, eine ältere Arbeit von irgendwelcher Dringlichkeit lag nicht vor, nicht dringliche Dinge vorzunehmen, war ihm geradezu unmöglich. Wo hätte er dazu die Stimmung hergenommen!

In einer nahezu komischen, für ihn selbst aber sehr ernstern Aufregung rannte unser Rechtspraktikant in seinem nicht sehr großen Bureau auf und ab gleich einem gefangenen Löwen in seinem Käfig. Er gelobte es sich aber fest, heute nachmittag würde das Gebirg erstiegen und ausgelugt. Wenn heute geschlagen wurde — und es war kaum anders möglich — so mußte es in der Lauterburg-Weissenburger Gegend sein und die konnte man von da aus erspähen. Kam es aber zum Ausruf von Reserven, kam das Vaterland in Noth, dann begnügte sich unser junger Freund nicht mehr damit; „dann freut euch, Franzosen, dann find wir auch mit da!“ rief er in zorniger Kampfeslust.

Da klopfte es bescheidenlich an die Thüre und der Praktikant rief mit lauter Stimme „Herein!“ froh, daß es wohl etwas geben werde, was geeignet wäre, ihn anderweitig in Anspruch zu nehmen.

Ein Bäuerlein trat gemächlich herein mit dem etwas scheuen Gruf: „Guten Morgen, Herr Rechtspraktikant!“ worauf er den schäbig-fuchtigen Nebelspalter über seinen Stod stülpte und diesen damit in die Ecke bei dem großen Altenschrank lehnte.

„Ah, Ihr seid's, der Hanfrieder von Jakobszell,“ erwiderte der junge Mann. „Guten Morgen! — Nun, was bringt Ihr?“ fuhr er fort und blieb mit fragendem Blick vor ihm stehen.

Der Hanfrieder, ein Mann schon in den höhern Jahren, mit wetterhartem Gesicht, spärlichem ergrauenden Haar und schwieligen Händen, beeilte sich nicht mit der Antwort. Er räusperte sich, blickte neben hinaus, fuhr sich mit einem Finger in den Hemdkragen und rückte sich diesen zurecht; hierauf wickte er sich mit dem linken Rockärmel über die Stirn, krachte sich hinter dem rechten Ohr und plagte endlich kurz heraus: „Heut' macht's aber dommerichiezig heiß!“

„Ja, ja — so ist's! Aber das macht nichts, das kommt allem zugut, besonders den Reben. Der Neue kann noch gut werden.“

„Ja, ja, er kann noch recht werden: 's ist noch nix verpielt,“ sagte der Hanfrieder bedächtig. Nach einer abermaligen Pause holte er mit verlegenem Eifer die birkenrindene Dose heraus, klopfte darauf und hielt sie geöffnet hin: „Ist's gefällig, Herr Praktikant?“

„Danke, danke!“ sagte dieser. „Aber noch einmal, Hanfrieder, was bringt Ihr? Was habt Ihr für ein Anliegen?“

Der Bauer führte sich sehr langsam und umständlich seine Preise zu Gemüth, wobei er an die Decke sah, und sagte dann: „'s ist nix Gut's, Herr Praktikant!“ worauf wieder eine Pause entstand.

Nun brach dem jungen Mann die Geduld und er fuhr heraus: „Ja was ist denn heute mit Euch los, Hanfrieder? So kem' ich Euch ja gar nicht. Ihr gadst herum wie eine kranke Heme, die nicht legen kann und kommt nicht zum Losschießen. Ihr habt doch wohl nicht am Ende schon wieder Streit mit Euern Nachbar, dem Hammlas vom Notmännlehof?“

„Und justement ist's so, Herr Praktikant!“ fuhr der Hanfrieder auf, wobei ihm das Blut plöblich zu Kopf schoß, daß er ausah wie ein tolleriger welscher

Hahn. „Der Himmelfahrtenkerl, der Notmännlebauer, der bringt mich noch unter die Erd'! Und weiter will er auch gar nix anderst! Dodrauf hat er's abg'sehe und wartet nur drauf — er und sein ganze bucklige Freundschaft. Auf d' Gant kömte se mich net bringe, das habe se schon g'sehe; jetzt probiere se's den Weg und möchte mich gern auf de Schrage lege. Aber sell solle se net fertig bringe, da steh ich ihne gut derfür. Der Hanfrieder hat e zäh's Lebe und werd ihne die Zeit lang mache, und so Gott will, derleb ich's noch, daß de Hannidels kein Span und keine Klaue mehr g'hört, dem Chaibezeug, dem nirnützige!“

Dem Hanfrieder, nachdem er erst auf die richtige Fährte gebracht war, lief es jetzt im wiedererwachten Grimme wacker vom Munde, und er hätte noch lange in dem Stil fortgemacht, wenn ihm nicht der Praktikant in die Rede gefallen wäre. „Aber was hat es denn schon wieder gegeben? und was wollt Ihr von mir?“

„E Protokoll solle Se mer mache, Herr Praktefant, e Protokoll auf e Beleidigungsklag'. Ich will dem Hanniflas zeige, wer e nirnütziger Kerl is — er oder ich! Setze Sie sich, Herr Praktefant, schreibe Se!“

„Aber Hanfrieder, seid doch geschickt, bedenk' Euch! Es ist ja eine Schande vor Gott und der Welt, die ewigen Händel zwischen Euch. In der kurzen Zeit, die ich hier auf dem Amte bin, wäre das jetzt schon die vierte Beleidigungsklage, und ich weiß, Ihr habt schon etliche Duzend miteinander gehabt, bei denen allen nicht viel herausgekommen ist. Der eine schändet hin und der andere her, und der Gegenstand, um den sich der ganze Handel dreht, ist nichts. So ist die Sache wettgeschlagen und das Gericht kann nichts anderes thun, als beide Parteien abweisen. So wird's auch jetzt wieder sein. Also rat' ich Euch, laßt die Sache auf sich beruhen und geht heim. Es sind jetzt Zeiten, in denen der Mensch wahrhaftig Besseres zu thun hat, als sich um solche Bagatellfachen herumzustritten. Wer weiß, wie schlimm es bald bei uns aussieht!“

„Herr Praktefant, und wenn's Lebe derbei auf'm Spiel ständ, ich laß net ab dervon! Durchg'setzt muß's sein! Dem Hannidels will ich's weise, und mein' Ehr' is mer mehr wert wie alles! — Setze Se sich!“

„Ach was!“ rief der Praktikant gereizt, „die Ehre! Die Ehre hat damit gar nichts zu thun, wohl aber die Pikanterie, die Bosheit und Mißgunst, die Rechtshaberei und Starrköpfigkeit! — Aber laßt hören, wie ist die Geschichte?“

Und nun erzählte der Hanfrieder mit aller Breite und Weiterschweifigkeit, mit allem Ballast von Neben- dingen, die längst vergangen waren und auch gar nichts mit der Sache zu thun hatten, eine ganz gewöhnliche Bagatellgeschichte. — Der Hannidels hatte Birnen gebrochen von einem großen Baum, der seine Äste teils weit in des Hanfrieders Baumstück herüberstreckte, und bei aller Vorsicht war es nicht zu vermeiden gewesen, daß eine Anzahl Birnen auf des Hanfrieders Gebiet gefallen. Um nun den Anlaß zu benehmen, daß jemand von dem Hof des verhassten Nachbarn herüberkomme

und sie hole, ließ der Hanfrieder die Birnen hinüberwerfen. Gehässig wie die Sache war, wurde sie auch ausgeführt und ebenso vom Nachbar aufgenommen, der wohl mit Recht der Ansicht war, daß sein Obst durch die Mißhandlung Schaden leide. Hierüber hatte sich ein Wortwechsel erhoben, der wohl von beiden Seiten nicht eben fein und immer gereizter geführt wurde und schließlich nach der Angabe Hanfrieders darin gipfelte, daß er von dem Nachbar ein „boshafter, nichtsnutziger Kerl“ gescholten wurde.

„Hab' ich mir's doch gedacht,“ fuhr der Rechtspraktikant auf, „und richtig ist's so! Jetzt verstehe ich auch Eure Verlegenheit beim Eintritt und Euer Herumdücken mit der Sprache, mit der Ihr nicht herauswolltet. Euer besseres Gefühl sagte Euch doch, daß es eine Schande sei, das Gericht immer und immer wieder mit solchen Lumpereien zu belästigen, aber der Eigensinn und die gemeine Rachsucht sind stärker und lassen die gute Mahnung nicht aufkommen. Da wird denn drauflos-prozessiert im Glauben, sein Mütchen am verhassten Gegner kühlen zu können. Wenn man aber verliert oder abgewiesen wird, so wird der Amut nur immer größer und man giebt nicht eber nach, bis neuer Streit entstanden ist. So geht's fort, bis endlich ein großes Unglück oder — noch schlimmer — ein arges Verbrechen begangen ist. Dann ist Heulen und Zähneklappern und jeder will die Schuld von sich abwälzen, und wenn ihn auch hundertfältig sein eigenes Herz anklagt.“

„Aber, Herr Praktefant, ich kann mich doch net runterhungen und mei' Ehr' verchände lasse von so eme Lump!“

„Das ist der Notmännlebauer nicht! Er ist ein ordentlicher Mann und Bürger, geachtet in der Gemeinde und im ganzen Amt, und bei Gericht liegt nichts gegen ihn vor als die unseligen Streitigkeiten mit Euch, bei denen Ihr aber doch fast immer als der Ankläger auftrittet und fast immer verliert.“

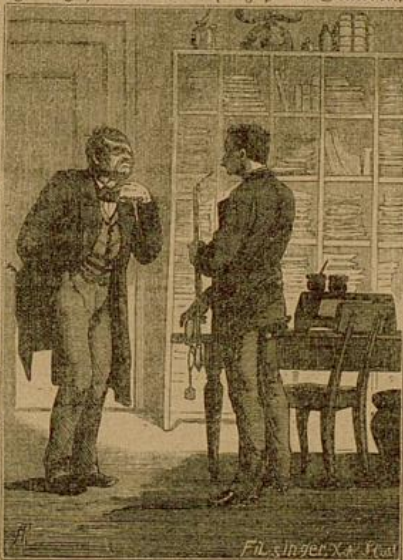
„So steht's!“ rief der Hanfrieder, und sein Gesicht wurde weiß, seine Lippen wurden blau vor Aufregung: „Sie stelle sich schon jetzt auf die Seit' vom Hanniflas und reden ihm das Wort. Da soll wohl gar ich der Lump sein!“

„Das sei fern von mir, so etwas zu meinen. Auch Ihr seid ein ganz rechtschaffener Mann, gegen den kein Mensch etwas aufbringen kann, bis auf den einen Punkt. Aber das ist ja eben das ärgerliche. Zwei brave Männer und Nachbarn, die alle Ursache hätten, die besten Freunde miteinander zu sein, die vermehren sich auf alle Weise und schädigen sich an Vermögen, an der Reputation und an der Gesundheit. Und um was und wie lange schon!“

„Seit fußeze Jahr schon sin mir im Streit,“ brummte der Hanfrieder.

„Sollte man es für möglich halten!“ lachte in grimmigem Kerger der Praktikant. „Und der Grund wird wohl so wichtig gewesen sein, daß Ihr ihn nicht mehr wißt.“

„Recht nimmer! Das ist wahr. Es ging wegen der Waldstreu her, die der Notmännlebauer zu ver-



„Deu' mach's aber donneschichtig heiß!“

teilen g'habt hat, der selbigsmal im Gemeindrat g'wese ist. — Aber das bleibt sich gleich! Heut' geht's darum, daß mich der Chait en nutzige Kerl g'heißt hat, und dadrüber verlang' ich mei' Protokoll. 's ander wolle mer na sehe!" fuhr wieder im vollen Ge- fühl der erlittenen Beleidigung der Hanfrieder auf.

"Wägelesbauer," sagte sich bezwingend mit aller Ruhe der Praktikant, "Ihr werdet Euch besinnen und Vernunft annehmen. Folgt meinem Rat und geht ruhig nach Haus. Der Feind steht vor der Thür, es ist Krieg, wie Ihr wißt, und keine Stunde sind wir davor sicher, daß er hereinbricht und den Meister bei uns spielt. Ist es schon zu allen Zeiten ein gut Ding um den Frieden im eigenen Haus, so doch dann doppelt, wenn man von außen bedroht wird und der Mann seine ganze Kraft braucht, das Seinige wahrzunehmen und zu beschützen. Und wie gut ist's dann, wenn einem ein treuer Mann zur Seite steht, der einem hilft, dem Schaden zu wehren oder auch die Not zu tragen. Wer könnte einem aber wohl besser der treue Freund sein, als der nächste Nachbar, wenn er ein braver Mann ist? — Geht heim und überlegt's! Am besten ist's, Ihr geht heut noch zum Hammidel, gebt ihm die Hand und veröhnt Euch. Kommt Ihr Euch aber das nicht abgewinnen, so vergebt ihm aufrichtig, was er euch vielleicht angethan hat, schwört in Euren Herzen allen Streit ab und geht allem Anlaß dazu aus dem Weg. Er wird das bald merken, wird es Euch danken und auch vergeben, und die Gelegenheit zum völligen Friedensschluß wird nicht ausbleiben. — Wollt Ihr, Hanfrieder?"

"Nein, Herr Praktikant, das thu i net!" sagte kalt, aber fest der Wägelesbauer.

"Nicht?"

"Nein, da müßt i e dummer Kerle sein, wenn i dem, der mir alle Schur anthut, auch noch Gutfreund werde thät'. Sie kenne den Hammidel net, Herr Praktikant! Des is e Kanof!"

"Aber doch nur dann, wenn er gereizt wird. Gott weiß, was Ihr ihm alles gesagt habt, bis er Euch im Zorn gescholten."

"Mir hab i ihn g'heißt! Kein böß Wörtle hab i ihm g'sagt!"

"Ach was, das sagt jeder, der kommt und klagt! Sich wascht er weiß und streicht den Gegner so schwarz an wie möglich. — Und nun kurz und gut, daß Ihr's wißt, ich nehme Eure Klage heute gar nicht an."

"Net?"

"Nein. Geht heim und überlegt's Euch, und wenn Ihr in acht oder vierzehn Tagen noch desselben Sinnes seid, dann kommt wieder, da wollen wir drüber reden."

"Sie wolle mir kein Protokoll mache?"

"Wie oft soll ich's sagen? — Nein!"

"Sie wolle mir's Recht verweigern?"

"Das nicht, aber ich weise für heute eine Klage ab, die ich für leichtfertig und unberechtigt ansehe."

"Des will ich doch sehe, ob Sie des dürfe!" kreischte der Hanfrieder, brennrot vor Zorn. "Sie sind dafür da, Herr Praktikant, und jetzt verlang' ich's. Wenn Sie mir's verweigere, so geh' ich weiter!"

Der Praktikant, empört über des Bauern Hartnäckigkeit und kaum minder zornig als dieser, biß sich auf die Lippen, ging ein paarmal mit den Absätzen stampfend im Bureau auf und ab und dann — setzte er sich schweigend zum Schreiben zurecht.

Aber weiß der Himmel, es wollte nicht gehen. Schon waren zwei angefangene Bogen zerrissen in den Papierkorb geflogen und ein dritter aufgelegt, da sprang

der Rechtspraktikant mit einem Schneller empor, warf die Feder auf den Tisch, daß sie mit einem Schwing wieder auf und mitten in's Zimmer flog, und rief: "Nein — und hundertmal nein! Ich protokolliere nicht! Der Rotmännlebauer hat Recht, und jetzt sage ich es Euch auch, Hanfrieder, Ihr seid ein boshafter, nutziger Kerl! Nun geht hin, wohin Ihr wollt, und verklagt mich meinetwegen auch. Aber macht schnell, daß Ihr mir aus den Augen kommt, sonst geschieht etwas, was mich doch hinterher reuen könnte!" Und der Praktikant sah bei diesen Worten danach aus, daß der Hanfrieder mit aller Schnelligkeit seinen Hut und Stod ergriff und ohne ein Wort der Erwiderung das Bureau verließ, aber nicht das Haus, denn der Herr Praktikant hörte, wie er am gegenüberliegenden Zimmer des Herrn Oberamtsrichters anklopfte und dann dort eintrat.

Nach einigen Minuten ertönte des Oberamtsrichters Glocke und der junge Mann wurde vor seinen Vorgesetzten berufen, den er, wie es schien, nicht eben in der rosigsten Laune antraf.

Unter Festhaltung des nötigen Ernstes und mit strenger Amtsmiene eröffnete der Herr Oberamtsrichter seinem Gehilfen, daß und wessen er durch den Wägelesbauer angeklagt werde, und fragte mit einem Tone, wie das Grollen des Donners vor einem ausbrechenden Gewitter, was er auf die Beschwerde zu erwidern habe.

Der Herr Oberamtsrichter war ein recht jovialer und im ganzen liebenswürdiger Mann, noch in seinen besten Jahren und nichts weniger als ein Menschenfresser, aber in Dienssachen war doch nicht gut Kir- sichen mit ihm essen, wie der Praktikant schon recht wohl erfahren hatte. Hier zu unterliegen und sich wohl gar vor dem Wägelesbauer eine Nase erteilen zu lassen, lag gar nicht in dem Geschmack des jungen Mannes, er stellte sich darum stramm auf die Absätze und sprach, zwar mit der geziemenden Bescheidenheit, aber doch mit allem männlichen Freimut und aus warmem Herzen heraus, was zu sagen war. Das Hauptgewicht legte er auf den Geist niedriger Gehässigkeit und Rachsucht, der sich noch in allen Hän- deln des Hanfrieder mit seinem Nachbarn geoffenbart und auch heute schroff erwiesen habe, eine Aeußerung des starrsten Egoismus, der durch nichts gebeugt und entwaffnet werden könne, selbst nicht durch die schwere Kriegsgefahr, von der jeder einzelne wie das ganze Vaterland bedroht sei; er gedachte der patriotischen Besorgnisse, von denen er sich selbst heute schon bestä- tigt gefunden habe und die ihm eine Stimmung er- zeugt, in der er des Hanfrieders Handlungsweise vollends verwerflich habe finden müssen. Davon sagte er aber nichts, daß er sich selbst habe zur Beleidigung hin- reißen lassen, da ihm ein solcher Vorhalt nicht gemacht worden war.

Der Hanfrieder hatte jedenfalls als richtiger schliß- öhriger Geselle es für politischer gefunden, darüber zu schweigen, denn ihm kam es ja nur darauf an, dem Hammidel ein's auszuwischen.

Wie der junge Mann sprach und die warme Er- regung des Herzens es ihm nicht nur leicht von den Lippen fließen ließ, was ihn bedrückt hatte, wie sein Auge immer lebendiger erglänzte und seine Wangen sich stets mehr röteten — da schwand auch immer mehr der strenge Ernst aus des Oberamtsrichters Miene, und er blickte schließlich mit wahren Wohlgefallen auf ihn, den er bisher von dieser Seite noch nicht kannte.

Als der Praktikant geendet, wandte sich der Richter zum Hanfrieder und sagte: "Das lautet freilich ganz

anders, als ich nach Eurer Beschuldigung glaubte annehmen zu müssen, daß es sich verhalte. Ich bin sogar der Meinung, es wäre recht und gut gewesen, wenn Ihr den Vorschlag oder den Rat des Herrn Praktikanten Euch zu Herzen genommen und Euch darnach gerichtet hättet. Es ist ein gutes Ding um den Frieden im Haus zu allen Zeiten, vorab aber wenn der Feind vor der Thüre steht; da soll jeder den Landsgenossen als Freund und Bruder ansehen und sich brüderlich gegen ihn beweisen, wer weiß, wie bald er des Bruders bedingt wird."

"Herr Oberamtsrichter," wandte der Hanfrieder ein, "ich bin g'wiß kein böser Mensch. Ich halt mit alle Menschen Fried'. Nur grad mit dem Hannickel ist's net möglich, der ärgert mich so oft ich ihn sieh'."

"Ja, Ihr ärgert Euch an ihm, nicht er Euch. Weil Ihr ihn alle Tage seht, weil er Euer Nächster ist, drum erlischt der ungerechte Groll nicht, geht von einem Tag auf den andern über und holt sich immer neue Nahrung. Wäre er Euch fern, sähet Ihr den Nachbar einmal Jahr und Tag nicht mehr, Ihr wüßtet bald nicht mehr, daß Ihr Euch einmal an ihm geärgert habt."

"Sell wär' vielleicht möglich," sagte der Hanfrieder kalt und mit ungläubigem Lächeln, "aber jetzt ist's eben e mal so."

"Bedenkt," sagte der Oberamtsrichter, "jetzt stehen unsere Soldaten zu Hunderttausenden im Feld. Wie leicht, daß gar viele Tausende darunter sind, die sonst im Leben sich feind waren und jetzt Schulter an Schulter im Glied stehen; meint Ihr, die würden ihren Zorn festhalten und als schlechte Kameraden aneinander handeln oder sich im Stich lassen?"

"Sell glaub' i wohl net."

"Nehmt an, Ihr hättet einen Sohn im Feld —"

"Den hab' ich auch, den Hanjörg, bei der Infanterie."

"So, desto besser. — Und der Hannickel auch einen —"

"Den hat er auch. Unfre Bube steh'n bei einer Kumpenie."

"Also, da haben wir sogar als Faktum den Fall beieinander, den ich bloß als Beispiel aufstellen wollte! — Nun seht einmal, Hanfrieder, es könnte der Fall eintreten, daß einer Eurer Söhne, sei es welcher es wolle, den andern aus Todesgefahr retten könnte, haltet Ihr sie für so schlecht, daß sie anders handeln würden, als es ihnen Christen- und Soldatenpflicht vorschreibt?"

"Om! Ich mein' wohl, sie thäten's thue."

"Und während so die Söhne sich als Kameraden gegeneinander bewähren, sollen zu Hause die Väter

gegenseitig sich vernehren und verwünschen. Das wäre ja schreiende Unnatur und stritte gegen alle Vernunft und jedes Sittengebot."

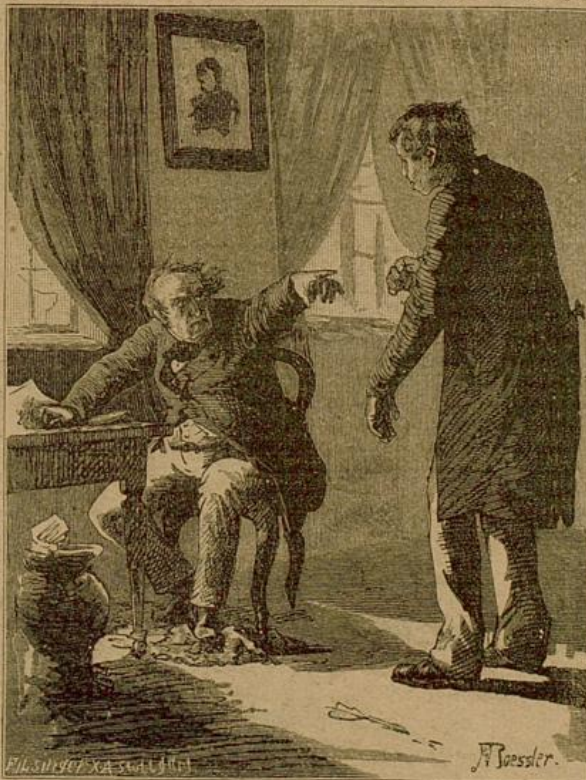
Es entstand eine große Pause der Erwartung seitens des Richters und des Praktikanten, während der Hanfrieder sich mit der Hand über den grauen Schädel fuhr und dann sich hinter dem Ohr kratzte, alles in offenbar innerem Kampfe. Dann aber sagte er mit aller Ruhe: "s ist schon möglich, was der Herr Oberamtsrichter sagt, aber jetzt ist's eben e mal so, und ich verlang' mein Recht!"

Jetzt war es am Oberamtsrichter, unwillig zu werden, aber er bezwang sich und ging schweigend ein paar mal auf und ab, worauf er zum Praktikanten sagte: "Ich will Ihnen nicht zumuten, sich noch einmal

mit der Sache zu befassen, ich werde selbst das Protokoll aufnehmen. Es wird diesen Vormittag scheint's nichts weiter geben, holen Sie sich auf einem Spaziergang eine andere Stimmung. Guten Morgen!"

"Nun sagt mir, Hanfrieder," fuhr der Richter fort, nachdem sie allein waren, "wie ist Eure Klagegeschichte. Aber so kurz wie möglich, ohne alle Umschweife."

Jenehr nun der Wägelesbauer die erbärmliche Geschichte breit schlug, desto klarer wurde es dem Richter, wie recht der Praktikant gehabt, wie sicher der Hanfrieder der herausfordernde Teil war, der den Gegner so lange gereizt, bis er ihn dahin gebracht, wo er ihn haben wollte. Diese Wahrnehmung erbitterte den wackern Mann, der durch das Vorhergegangene ohnehin schon aufgeregter gewesen, so, daß es ihm um kein Haar besser ging als seinem jungen Praktikanten, ja, daß er für sein Protokoll nicht einmal einen ihm



Der Rotmännlebauer hat nur die Wahrheit gesagt, als er Euch einen boshaften, nichtsnützigen Kerl geheißt und damit Ihr's besser glaubt, so sage ich's Euch auch.

schicklich dünkenden Anfang fand, was ihn erst recht in Harnisch brachte. Und plötzlich flog auch bei ihm die Feder im Bogen durch's Zimmer, und auch er schellte zornig vom Sitz in die Höhe, daß er wie ein gereizter Löwe vor dem Hanfrieder stand, der zusammenknickte vor Schreck, wie ein halbabgeklapptes Taschenmesser."

"Er ist ja ein ganz unverschämter Mensch, Wägelesbauer!" sprudelte der Oberamtsrichter heraus. "Jetzt, nachdem ich die Streiterzählung habe, verstehe ich erst, was der Herr Rechtspraktikant gemeint und wie recht er gehabt hat. Aber der Rotmännlebauer hat nur die Wahrheit gesagt, als er Euch einen boshaften, nichtsnützigen Kerl geheißt, und damit Ihr's besser glaubt, so sage ich's Euch auch — Ihr seid einer! Und nun macht, daß Ihr fortkommt!"

Der Hanfrieder stand ganz perplex und verdattert da und stotterte heraus: „De—e—es ha—at der Pr—r—ak—teta—ant auch scho—on g’ja—agt!“

„Hat er das? — Desto besser! Die Wahrheit kann nicht oft genug zu Gehör gebracht werden,“ sagte der Oberamtsrichter. „Zu guterletzt hört noch das: laßt Ihr Euch noch einmal einfallen, die Justiz als Fliegenklatsche gebrauchen zu wollen, um die Streiche auszu- teilen, die Eure Bosheit Euch in den Sinn giebt, so werde ich es Euch für alle Zeit vertreiben. Für heute geht’s noch so ab. — Adieu!“

„Danke auch recht schön für de gnädige Spruch, Herr Oberamtsrichter!“ stammelte der Hanfrieder und entfernte sich so schnell als möglich. —

Der Rechtspraktikant hatte von der empfangenen Erlaubnis zum Spazierengehen nicht sogleich Gebrauch gemacht, denn er war ja beim Zeitungslesen erst durch seine eigenen Gedanken, dann durch den Hanfrieder gestört worden. Als er es beendet und nun eilig weggehen wollte, da klopfte es leise. Einen unwillkommenen Aufenthalt befürchtend, murmelte er einen leisen Fluch vor sich hin und rief dann etwas heftig: „Her- ein!“

Die Thüre ward schüch- tern geöffnet und der Han- frieder erschien wieder unter derselben.

„Ja, Wägelesbauer, reitet Euch denn der leib- haftig Satan! Ihr seid schon wieder da?“

„Picht! — Schelte Se net, Herr Prattefant!“ rief begütigend der Han- frieder, „ich geh’ gleich wieder fort! picht!“

„Na, da kommt nur herein und sagt geschwind, was giebt’s noch?“

„Herr Prattefant, ich hab’ Ihne nur sage wolle: Sie habe ganz recht.“

„In was?“

„Ja, Sie habe recht: ich bin e boshaftiger, nirnutziger Kerle!“

„Und wie ist Euch die Einsicht gekommen?“

„Wenn sie’s halt alle sage — der Herr Oberamts- richter auch, da muß mer’s wohl glaube, und jeh sieh ich’s ein, daß’s so is. — Nix für ungut, und verzeihe Sie, daß ich Sie so g’ärgert hab’. Unserens is halt doch nur e dummer Kerle!“

„Nun, Hanfrieder, das freut mich herzlich, daß es so gekommen ist. Meinet halben macht Euch keine Sorge, ich verzeihe gern. Aber wenn Ihr zur Einsicht ge- kommen seid, so solltet Ihr auch wieder gut machen.“

„Picht! Herr Prattefant! rede Se nix! ’s g’schieht, verlaße Se sich drauf. Sie werde von mir höre. Und jehst Adje, Herr Prattefant, ich will Ihne net weiter aufhalte.“

Der Hanfrieder ging, aber der Praktikant hörte vorerst lange Zeit nichts mehr von ihm, denn schon

in ganz kurzer Zeit wurde er auf eine entlegene- re Stelle berufen, wo seine Arbeitskraft nötiger war. In dem Drang der großen Ereignisse, die darauf folgten, war das kleine Erlebnis mit dem Hanfrieder und seiner Befehrung bald ganz dem Gedächtnis entschwinden.

Drei Jahre darauf bekam unser Rechtspraktikant einen Ferienurlaub, und er hatte sich mit einem Kol- legen und frühern Studiengenossen dahin verabredet, daß sie den Urlaub zu einer größern Fußtour durchs heimatische Gebirge benützen wollten. In Erinnerung an die fröhliche Studentenzei wanderten sie, den Stab in der Hand und das leichte Ränzle auf dem Rücken, durch das Land. Ihr Weg führte sie in das Amts- städtchen, in welchem wir des Praktikanten Bekann- tschaft machten, und auch nach Satobzjell.

Als die Freunde so dahinwanderten, stieg dem Praktikanten plötzlich die längstenschwundene Er- innerung an die Geschichte mit dem Hanfrieder auf, und zur Wegverkürzung erzählte er sie dem Freunde, dem sie viel Spaß bereitete.

„Ei, den suchen wir auf, wenn er noch lebt,“ sagte der Freund. „Das muß ja doch, trotz aller kaf- serischen Verbohrtheit, ein ganz kernhafter Kerl sein!“

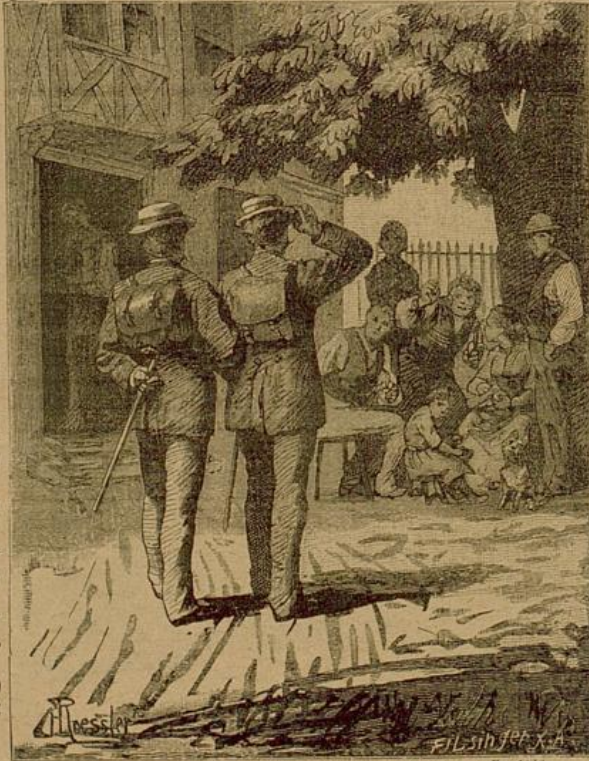
„Gewiß ist er das,“ meinte der Praktikant, „und mich verlangt selbst, zu wissen, was aus der Geschichte hervorgegan- gen, dauernder Friede oder neuer Krieg.“

Bald war im Orte der Wägeleshof erfragt, und als die Freunde da- rauf zuzogen, trafen sie, wie es schien, die ganze Bewohnerchaft vor dem- selben versammelt, welche in der noch sehr warmen Luft und dem goldenen Widerschein des Abend- rots der Ruhe gepflegte, unterm weitüberhängen- den Blätterdach der Nuß- bäume.

„Kreuzdividomini! Jetzt schlag’ Gott den Teufel tot!“ erscholl plötzlich eine Stimme aus dem Kreise, und der Hanfrieder sprang auf und hielt beide Hände hin. „Der Herr Prattefant! Jo, Bigott, Sie sunn’s. No, daß ich mir auch noch die Freund’ erleb’!“

Nun gab es viel des Erzählens, und nach und nach erfuhren die Freunde, was ihnen und uns zu wissen notwendig.

Der Hanfrieder hatte an jenem Tag, an dem er beim Amtsgericht gewesen, befehl von den besten Gedanken eilig den Heimweg angetreten und, damit der gute Geist des Friedens nicht ungenüßt entfliehe, erst des Han- nickels Haus betreten vor dem eigenen. Als der Nach- bar das aufrichtige Schuldbekenntnis Hanfrieders ver- nahm, seine lebendige Reue und seinen guten Willen zum Frieden gewahr wurde, da zeigte er sich auch nicht als Währwolf, und freudig schlug er in die dargebotene



„Kreuzdividomini, der Herr Prattefant! Jo, Bigott, Sie sunn’s!“

Hand des bekehrten Feindes. Die allgemeine Freude, die damals alle deutschen Herzen belebte, als Schlag auf Schlag eine glänzende Siegesbotschaft der andern folgte, kam gewiß auch der neuen Freundschaft zugut, und sie wurde nie wieder durch das leiseste Wölkchen getrübt, wenn auch mitunter trübe Tage kamen; aber dann half man den Schmerz mit tragen und ihn lindern, der im befreundeten Nachbarhaus eingekehrt war.

Am Tage von Muits war es, dem ruhreichen Tag, welcher dem Siegeskranz der badischen Waffenehre das herrlichste Blatt einfügte, da sah Hanjörg, des Hanfrieders Sohn, den Jakob, des Hamidels Sohn, stürzen und hörte ihn noch rufen: „O weh! mich hat's! Gut Nacht, Welt!“

— Im Verlauf des Kampfes war nichts zu machen, aber gleich nach Beendigung desselben begab sich Hanjörg auf die Suche nach dem Kameraden. Ohne diese treue Fürsorge wäre der Jakob verloren gewesen, denn seine schwere Schulterwunde war derart, daß er schon infolge des Blutverlustes hätte sterben müssen, wenn Hülfe länger ausgeblieben wäre und das war vorauszusehen, da er weit abseits und in einer Vertiefung und überdies wie tot dalag. Der Jakob hatte



Dem seine schwere Schulterwunde war derart, daß er schon infolge des Blutverlustes hätte sterben müssen, wenn Hülfe länger ausgeblieben wäre.

zwar sehr lange zu thun, bis er wieder genas, und trat in den Invalidentand, aber dem Tode war er doch entronnen mit der Aussicht, noch lange ein frohes Leben zu genießen. Dem Hanjörg hat er den Liebesdienst nicht danken können, denn er sah ihn nie wieder. An der Lisaine traf ihn die Todesstugel, wo er das stolze Heldenwort „Hier kommt keiner durch!“ mit seinem Herzblut unterriegeln half.

Der Hanfrieder mußte nicht genug zu sagen, wie froh die sämtlichen Glieder der beiden Nachbarfamilien gewesen, daß sie bei Eintritt dieser Ereignisse sich nicht mehr im Zustand der Feindschaft befunden hätten.

Aber auf die Tage der Trauer waren auch wieder solche der Freude und des Glückes gefolgt.

Der mit dem eisernen Kreuze dekorierte Invalide Jakob sei keineswegs arbeitsunfähig geblieben, nur vor ganz schweren Arbeiten und vor übergroßer Anstrengung habe er sich zu hüten, und es sei Aussicht da, daß mit den Jahren es noch immer besser werde. Der Jakob nun, der habe die Magdalene, des Hanfrieder Aelteste geheiratet. Der erste Bube sei schon da, und es bestehe Hoffnung, daß noch mancher nachfolge, und ein Band der Liebe umschlinge die beiden Familien, wie es nicht kräftiger und dauerhafter gedacht werden könne.

Alle Familienglieder der beiden Häuser wurden zusammengerufen — der Hanfrieder that es nicht anders, — und der Rechtspraktikant mußte sich durch den Augenschein von dem guten Stand der Dinge überzeugen.

„Dem,“ sagte der Hanfrieder, „wem habe mer's zu danke, daß alles so schön in 's Blei komme is, als Ihne, Herr Praktikant? hätte Sie mein Klag' ang'romme, hätte Sie mir net z' Gmüt g'führt, daß ich e nix-nutziger Kerl war, hätte Sie mich net pflaumeweich g'macht, so wär' ich auch net zum Herr Oberamtsrichter komme, der mich vollends breiweich g'macht hat.“

„Halt, halt!“ lachte der Praktikant. „Ihr schreibt mir zuviel Verdienst zu, Hanfrieder. Das war nicht ich, der das gethan, sondern die Stimmung des Tages, die mein Gemüt bedrückte und mich selbst beherrschte, denn Ihr erinnert Euch ja wohl noch, es war —“

„Ja freilich weiß ich's noch,“ unterbrach der Hanfrieder, „es war am Schlachttag von Weißenburg!“

Eine geographische Verwechslung.

Wer eine feine Zunge hat und Käseliebhaber ist, kennt jene weichen kleinen, meist in Stanniol verpackten Dessertkäse, welche als fromage de Brie, de Neuchâtel u. s. f. in Delikatesswarenläden zu haben sind.

Sitzt die Frau Kommerzienrätin Süßmilk in ihrem Witwenstübchen in der Reichshauptstadt Berlin und studiert mit der Brille auf der Nase ein Heft aus ihrem Journallesezirkel. Da klopft es und herein tritt ihr Neffe, der Referendar Fjodor Süßmilk.

„Ah, lieber Fjodor,“ sagt sie und schiebt die Brille einen Zoll tiefer, worauf sie ihn zärtlich die Hand zum Kusse reicht, „ich ahne, daß du Abschied nehmen kommst. Rücke dir den Stuhl da her, ein Viertelstündchen wirst du für deine einlame alte Tante wohl Zeit haben.“

„In der That, liebste Tante,“ meint er, ihrem Winkte gehorhamend.

„Nun, wie hast du dir denn den Reiseplan gemacht?“

„Ich gehe nach der Westschweiz, Neuchâtelleser See, Genfer See, Ziel: Chamounix und der Montblanc. Ein gletscherhaftes Ziel, nicht, liebe Tante?“ witzelt er. So plaudern sie eine Weile, dann nimmt er Abschied.

„Mein lieber Fjodor, was mir einfällt,“ ruft sie



Dem Hanjörg hat er diesen Liebesdienst nicht danken können, denn er sah ihn nie wieder. An der Lisaine traf ihn die Todesstugel.

ihm von der Thür zurück, „ich esse so leidenschaftlich gern die Neuschäteller Käse, und da du nach Neuschätel kommst, so könntest du mir ein halbes Schock aussuchen und gegen Nachnahme herschicken lassen, damit ich sie einmal ganz echt habe, denn ich höre, sie werden auch schon nachgemacht.“

„Mit Vergnügen, Tanten; wird sofort notiert und sorgsam ausgeführt,“ spricht er, winkt eine Kuffhand und geht aus der Thür.

Die Zeit verstreicht, und die Frau Kommerzienrätin Süßmilch fängt an zu glauben, daß ihr geliebter Isidor glatt über den Käsepunkt hinweggefahren ist. Allein eines Tages erscheint der Postbote mit einem Briefchen aus der Schweiz, worin Herr Isidor Süßmilch der harrenden Erbtante meldet, er habe in Person die Käse aus gesucht und wünsche, daß sie ihr wohl schmecken möchten.

Wiederum wartet die Frau Kommerzienrätin acht Tage. Die Sendung des „lieben Jungen“ muß doch endlich eintreffen!

Und richtig: Da steht der Bote von der Eisenbahn, welcher eine Sendung Käse aus der Schweiz anmeldet und vierhundert Thaler in Empfang nehmen will.

„Bierh —“ die Hundert bleiben der Kommerzienrätin in der Kehle stecken. „Zeigen Sie doch mal her!“

Sie holt die Brille, setzt auf und studiert, und der höfliche Bote erklärt ihr den ganzen Zettel.

„Bierh —“ Sie sinkt auf einen Stuhl und starrt den Mann wie einen Geist an.

„Das ist unmöglich. Das brauche ich nicht zu nehmen. Hören Sie, mein Lieber, Sie werden ja Bescheid wissen: mein Neffe Isidor hat mir in Neuschätel ein halbes Schock Neuschäteller Käse bestellt —“

„Stimmt auffallend, Frau Kommerzienrätin,“ sagt der Mann.

„Die können doch unmöglich vierhundert Thaler kosten! Meine Karoline holt mir das Stück für dreißig Pfennig.“

„Na, die Art kriegen Sie wohl nicht für 30 Pfennig das Stück,“ lacht der Besante. „Das sind ja ganze Schweizerkäse, so groß wie die Wagenräder.“

„Allmächtiger Gott, ich habe ja die kleinen Käse ge-

meint, die man in Silberpapier hat — kennen Sie die nicht?“

Der Mann zuckt die Achseln.



Sie sinkt auf einen Stuhl und starrt den Mann wie einen Geist an.

„sind versorgt; aber vielleicht nimmt sie Löwenthal und Kompagnie.“ Die Frau Kommerzienrätin fährt zu Löwenthal und Kompagnie.

„Bedaure lebhaft, meine Gnädigste, habe vor kurzem erst eine große Bestellung aufgegeben. Vielleicht versuchen Sie's bei Wilhelm Goldbaum.“ Immer hoffnungsloser wird die unglückliche Bestkerin der dreißig Käseungeheuer: Wilhelm Goldbaum verzichtet, ein halb Duzend anderer Firmen gleichfalls.

Erstöpft fährt sie endlich nach Hause. Da hält ein Karren von der Bahn, hoch gepackt.

Straßenpublikum steht in der würzigen Atmosphäre und ergötzt sich daran, wie die getreue Karoline voll Zorn gegen die Abladung, welche nichtsdestoweniger ihren Gang nimmt, protestiert.

„Frau Kommerzienrätin, ach du lieber Gott, det is doch unmöglich unser Käse, det sind ja dreißig Mühlräder zum jraulen. Wie soll ik man in dem Keller Platz daför finden!“

„Es hilft nichts, Karoline,“ sagt die Frau Kommerzienrätin, steigt aus und geht durch den Hausflur voll Marmor, Mosaik und Käse in ihre Zimmer hinauf. Dort sinkt sie in einen



Da hält ein Karren von der Bahn, hoch gepackt. Straßenpublikum steht in der würzigen Atmosphäre und ergötzt sich daran, wie die getreue Karoline gegen die Abladung protestiert.

Sessel, stumpf vor Verzweiflung. „Karoline, er bringt mich mit den Käfen um.“

„Wer denn, Frau Kommerzienrätin?“

„Mein Neffe Jzidor! Natürlich hat er diese Käse nicht ausgekostet, sondern mir das nur vorgeklunkert. Ich wollte die Hälfte Geld an den Käfen verlieren, wenn der Mann sie wieder nähme oder hier jemand sie kaufte. Herrgott, warum habe ich das nicht gleich den Leuten angeboten! Karoline, ich schreibe dir die Namen auf, du gehst noch einmal herum —“

„Izig Goldstaub von der Firma Löwenthal und Kompanie,“ ruft das Stubenmädchen.

Izig Goldstaub verneigt sich und bringt Vollmacht von seinem Chef, wegen des Preises zu verhandeln. Mit dreiunddreißigedritteln Rabatt nimmt er sie, erklärt er, begnügt sich jedoch auf Karolinens Einschreiten mit zehn Prozent und verspricht sofortige Abholung.

„Junger Mann,“ sagt die Frau Kommerzienrätin mit erleichtertem Herzen, „dürfen denn die Käsehändler in Neuschätel, wenn Käse bestellt werden, wirklich ohne weiteres von den großen schicken?“

„Von den großen, gnädige Frau? In Neuschätel in der Schweiz giebt es keine andern. Ah, Sie meinen die kleinen Dessertkäse? Die kommen aus einem andern Neuschätel, hinter Paris, her!“

Die Narren-Rosel.



Die Stadt St., bestehend aus einer einzigen langen Gasse und ungefähr dreitausend Einwohner zählend, befand sich eben in einer gewissen Aufregung. Der alte Fürst, dessen Güter in der Nachbarschaft lagen, wünschte plötzlich die Gebeine seines Vaters in die Familiengruft zu überführen. Mit denen hatte es folgende Bewandnis. Der Fürst war im Jahr 17... gestorben, gerade als die Umgegend in unerquicklichen Kriegshändeln lag. Man begrub daher den alten Herrn über Hals und Kopf auf dem Kirchhofe zu St. Der Sohn aber wurde von seinem Erbe vertrieben, lebte eine Zeitlang im Auslande, erhielt später seine Güter zurück, heiratete und erlebte so vielerlei, daß er es immer hinauschieben mußte, die Überreste des alten Fürsten in die Familiengruft zu verbringen. Nun aber war der junge Fürst selbst zum alten Mann geworden, die Ereignisse hörten auf, sich in seinem Leben zu drängen,

und der sehr begreifliche Wunsch, den Vater endlich der Reihe seiner Vorfahren anzuschließen, erwachte von neuem in ihm. So ritt er von seiner Burg herab gen St., hinter sich das wunderbarlich gefornnte Geschlecht der Hegauerberge, rechts von der Straße zogen sich anmutige, rebenbepflanzte Hügel hin, aus der Ferne blinkte der Bodensee. Der Fürst ritt fürbaß und langte des Abends in St. an; die Kinder des Städtchens gaben ihm das Geleite bis vor das Amtshaus, wo ihn der Oberamtman empfing. Dieser führte den hohen Gast nach kurzer Besprechung nach dem Kirchhofe, der inmitten des Städtchens die Kirche umschloß. Schon viele Jahre jedoch wurde kein Mensch mehr hier begraben; die alten Grabsteine lehnten teils an der Kirche, teils längs der Mauern. Auch rasenbedeckte Hügel erhoben sich noch da und dort unter uralten Kastanienbäumen.

„Ja,“ sagte der Fürst und schaute sich ratlos um, „also Sie wissen es auch nicht — das ist eine fatale Sache.“

Der Oberamtman erwiderte: „Gewiß giebt es unter den alten Leuten solche, die die Grabstätte Sr. Hoheit des Fürsten noch wissen; ich bin erst kurze Zeit hier, werde es mir aber angelegen sein lassen, das Grab herauszufinden.“ — „Nur keinen Irrtum,“ meinte der Fürst.

„Der ist unmöglich, Hoheit,“ erklärte der Oberamtman, „wir haben es ja verbrieft, daß der Fürst sechs Fuß tief statt acht unter der Erde liegt, und daß seine Überreste zudem in einem Zinnarge ruhen. Wer sollte sonst von den hier Verstorbenen in einem Zinnarge liegen?“

Der Fürst nickte, und da er sah, daß die ganze Kirchhofmauer mit neugierigen Kindern besetzt war, und daß dahinter mindestens halb so viele Weiber schwarzen und mutmaßten, wandte er sich mit einem ungeduldrigen Achselzucken zum Gehen. Vor ihm her stob das Volk wie eine aufgeschreckte Herde Gänse auseinander.

Der Oberamtman begann seine Nachforschungen damit, daß er die alten Leute des Ortes einzeln auf den Kirchhof kommen ließ, und sie nach dem Grabe des alten Fürsten befragte. Es kam aber nichts dabei heraus, denn jeder bezeichnete ein anderes Grab, und alle schwuren hoch und teuer, daß dieses, welches sie meinten, das richtige sei. Somit stand eines Tages der Oberamtman vor acht richtigen Gräbern und bemerkte, daß die Sache weniger leicht war, als er sich eingebildet.

Er hatte gerade zu Nacht gespeist auf der kleinen Veranda hinten am Haus, als Sales, der Amtsdieners, mit seinem Arm voll Akten in den Hofraum trat.

„Zu melden, Herr Oberamtman,“ begann er, „bleibt uns gewissermaßen nur noch ein Mittel in der bewußten Geschichte, und das ist die Narren-Rosel. Die Narren-Rosel nämlich ist gewissermaßen das älteste lebende Exemplar in der Stadt; sie zählt ihre hundert Jahr so gut wie ein Kreuzer, aber sie giebt sich unverschämtermaßen für eine Fünfzigjährige aus. Das wollte ich aber noch hingehen lassen, Herr Oberamtman, wenn es mit der Narren-Rosel nicht noch eine ganz absonderliche Bewandnis hätte, indem sie gewissermaßen zugleich eine Judenfrau und getaufte Christin zusammen ist.“

„Rieber Sales,“ unterbrach der Oberamtman den Nebenfluß seines Dieners, „es handelt sich doch wohl hier um weiter nichts als darum, ob die Frau imstande ist, uns das Grab zu bezeichnen oder nicht.“

„Und ob sie's imstande ist,“ entgegnete Sales,

„denn wozu ist diese Kreatur nicht imstande! Herr Oberamtmann, sie weiß was jedermann tocht; kaum ist einer gestorben, steht sie schon vor der Thür und will sich die alten Kleider erhandeln; sie ist gewissermaßen das Ugerneis unserer Stadt, Herr Oberamtmann und ich wollte —“

„Zuvörderst, mein lieber Sales,“ fiel ihm hier der Oberamtmann abermals ins Wort, „wäre es mir angenehm, wenn Sie mir sofort die bewußte Persönlichkeit nach dem Friedhof bestellen wollten.“

„Zu Befehl, Herr Oberamtmann,“ lautete die Antwort des Amtsdieners, aber er bewegte sich nicht von der Stelle, „es ist mir nämlich gewissermaßen darum zu thun,“ sagte er, „dem Herrn Oberamtmann eine bestgemeinte Warnung zukommen zu lassen. Der Herr Oberamtmann wissen, daß diese Stadt hier die privilegierte Narrenstadt St. ist, ich selber aber bin privilegierter Narrenschreiber und möcht' deshalb auf unsere privilegierte Narrenzunft nichts kommen lassen. Die Narren-Rosel aber ist sonderhaft schlecht auf diese Zunft zu sprechen, denn sie hat ihr die heilige Taufe zu verdanken; statt sich nun aber zu freuen, durch diesen Umstand der himmlischen Glückseligkeit gewissermaßen teilhaftig zu werden, schimpft sie über die privilegierte Zunft in der ausdrücklichsten Weise, so daß ein Fremder leicht des Glaubens werden könnte, unsere privilegierten Herren Narren hätten in der That ein Unrecht“ —

„Genug,“ sagte der Oberamtmann, „ich bin nun vorbereitet. Bestellen Sie die Frau auf den Kirchhof.“ Damit erhob er sich und ging ins Haus, so daß dem Sales nichts anderes übrig blieb, als endlich zu thun, wie ihm befohlen worden.

Den Oberamtmann aber fing die Sache an zu interessieren. Er selber war kurz vor der Faschingszeit in die kleine Stadt versetzt worden und hatte hier einen Fasching erlebt, wie er toller, ausgelassener und ungebundener sich nicht gedacht werden konnte. Und diese Faschingsfeier stand ganz vereinzelt da unter sämtlichen Städtchen und Ortschaften der Umgegend, denn das katholische St. war in der That eine privilegierte Narrenstadt. Damit war es also zugegangen. Als Herzog Albrecht der Weise von Osterreich mit seinen Truppen im Jahre 1315 in die Schweiz marschierte, bemerkte er zu spät, daß ihm der Rückzug abgeschnitten war und er voraussichtlich der Uebermacht der Schweizer unterliegen mußte. Da sprach Ruony, sein Hofnarr, welcher ein Kind der Stadt St. war, im Kriegsrat zu Stein: „Euer Rat gefällt mir nit; ihr habt wohl geraten, wie ihr in das Land Schweiz kommen wollet, aber ihr hättet besser gethan, zu beraten, wie ihr wieder wollet herauskommen.“ Und er führte die bedrohten Osterreich

glücklich auf heimlichem Weg aus der Schweiz heraus. Dafür erbat sich Hans Ruony die Narrenfreiheit für sein Heimatstädtchen, und also verlieh Herzog Albrecht in Anerkennung der weisen Mahnungen seines Hofnarren der Stadt St. die Narrenprivilegien. Dies alles stand getreulich in der Urkunde verzeichnet, welche dem Oberamtmann bei seiner Ankunft in die kleine Stadt überreicht wurde. Das Motto des Narren diploms aber lautete:

„Warum soll im Leben
Ich nur ernsthaft streben?
Warum soll beim Wein
Ich nicht narretlein?
Besser ungebunden
In der Tafelrunde

Als das ganze Jahr ein Narr zu sein. Die Leute von St. nun freuten sich ihres Rechts und gebrauchten es redlich, so daß von dem Augenblick an, wo der große Narrenbaum aus dem Walde geholt und mit Bändern gepußt neben den Narrenbrunnen gepflanzt wurde, es keinen vernünftigen Menschen mehr in St. gab, außer dem Häuflein schüchternen Juden, die sich in der einzigen Nebengasse des Städtchens aufhielten. Der Oberamtmann hatte gesehen, wie mancher alte Brauch aus längstvergangener Zeit an diesen Tagen wieder auflebte. Kinder, welche man während der Faschingsstage zur Taufe trug, wurden von den Narren abgefaßt und zur Kirche gebracht. Sie standen als Zeugen während des Aktes, und der Geistliche durfte nichts dagegen einwenden. Ja, er mußte am sogenannten schmutzigen Donnerstag eine Narrenmesse lesen, in der aller im Herrn verstorbenen Narren im Gebet gedacht wurde.

Wie er sich vorgenommen, begab sich der Oberamtmann nach dem nahegelegenen Friedhof. Bald sah er eine kleine wunderlich aufgepußte Persönlichkeit des Weges daher kommen. Sie trug eine schmutzige Haube bis tief in die Stirne, ihre übrige Kleidung kennzeichnete die Inhaberin eines Trödelhandels. Einige Kinder verfolgten die Alte, und so oft eines von ihnen, „Narren-Rosel“ schrie, schalt sie laut und schlug mit dem rotfarierten Regenschirm lebhaft um sich.

Der Oberamtmann ging der alten keuchenden und laut schimpfenden Frau ein paar Schritte entgegen. Bei seinem Erscheinen blieben die Kinder verlegen zurück, die Alte stellte ihr Geschimpfe ein und trippelte nun unbefellig neben dem hochgewachsenen Mann durch das Thor des Kirchhofes.

„Wollt Ihr Euch nicht setzen, gute Frau?“ meinte der Oberamtmann, „Ihr habt Euch ganz außer Atem gelaufen.“

„Geärgert hab' ich mich außer Atem,“ entgegnete sie und machte ein paar unterthänige Kniefse, „bitt' um Entschuldigung, recht um Entschuldigung, zuerst über



„Zu melden, Herr Oberamtmann, jezt bleibt uns gewissermaßen nur noch ein Mittel in der bewußten Geschichte.“



Bald sah er eine kleine wunderlich aufgepußte Persönlichkeit des Weges daher kommen.

den naseweisen Sales, und dann über das schlechte Kindervolk hab' ich mich geärgert." —

Sie nahm nicht auf der Bank neben der Kirche Platz, sondern gegenüber auf einem wunderbar geformten, halbzylinderförmigen Grabstein, über den sich die Zweige einer Trauerweide tief hernieder senkten. Hier saß die Alte wie in einem Nest und schaute schweratmend, offenbar in größter Erregung in das Gesicht des Mannes, der vor ihr stand. Zählte sie auch nicht hundert Jahre, so machte sie auf diesen doch den Eindruck einer tiefen Achtzigerin, deren scharfe unruhige Augen jedoch noch auf vollständige Geistesfrische schließen ließen.

„Ich wollt' Euch fragen,“ begann der Oberamtmann, „ob Ihr instande seid, mir sichere Auskunft über das Grab des alten Fürsten zu erteilen, der auf diesem Kirchhof liegt?“

Die Alte antwortete nicht sofort, erst nach einigen Besinnen sprach sie in langsam gedehnter Weise: „Das kann ich.“

Der Oberamtmann schaute sie hierauf erwartungsvoll an, aber sie schüttelte listig den Kopf: „Ich bin eine arme Frau, warum soll ich was thun ganz umsonst? So lang ich leb', hat mir auch keiner was umsonst gethan.“

„Ihr könnt Euch darauf verlassen,“ sagte der Oberamtmann, „daß sich der Fürst gegen Euch erkenntlich zeigen wird.“

Das kleine Gesicht mit der scharfen Nase und den tausend Falten verzog sich zu einem ungläubigen Lächeln. „Meint Ihr? was wird er mir geben — einen Gulden — was ist ein Gulden! Kann ich mich für einen Gulden lassen begraben — kann ich mir zurückkaufen für einen Gulden, was ich erduldet im Leben? Ich will keinen Gulden — was anderes will ich — und beschworen will ich's haben, daß mein Wille geschieht, sonst könnt Ihr lange stehen und warten, bis ich das Grab verrate.“

„Aber,“ fragte der Oberamtmann, „was ist das für ein Wille?“

„Nun, was wird's sein, kann's eine Kleinigkeit sein, wenn ich opfere einen Gulden? Die Tauf' sollen sie mir wegwischen und mich begraben auf dem Judenkirchhof, damit ich weiß, wo ich hingehör' in der Ewigkeit.“

Der Oberamtmann schaute das in diesem Augenblick leidenschaftlich erregte Weib mit Blicken tiefsten Mitleidens an. Er nahm ihr gegenüber auf der Bank Platz, wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte und meinte dann:

„Wie seid Ihr denn überhaupt zur Taufe gekommen, wollt Ihr mir das nicht erzählen?“

Die Narren-Rosel blieb einen Augenblick stumm vor Erstaunen über dieses Ansinnen, dann sagte sie wie verloren vor sich hin:

„Ist es doch genau das erste Mal in meinem Leben, daß mich ein Mensch nach meiner Geschichte fragt, was kann's bedeuten, was soll's heißen, ist's zu meinem Schaden, oder ist's nicht zu meinem Schaden?“ —

„Nun, Mütterchen,“ unterbrach sie der Oberamtmann, „wie soll's denn zu Eurem Schaden sein, weiß ich erst, wie alles geworden, und was Ihr erlebt, bin ich auch instande, Euch zu helfen und zu raten. Be- greift Ihr das?“

„'s kann sein,“ nickte sie, „'s kann aber auch nicht sein, weshalb solltet Ihr mir helfen oder raten wollen? 's ist nichts ohne Grund in der Welt. Gewiß hat der Sales, der schlechte Kerl, Euch das Märchen auf-

gebunden, ich sei hundert Jahr alt, und nun wollt Ihr mir nachrechnen.“

„Aber, liebe Frau,“ sagte der Oberamtmann, „be- greift Ihr denn nicht, daß wenn ich Euch soll Genug- thung widerfahren lassen, ich erst genau wissen muß, was Euch geschehen ist?“

Die Alte schaute den Sprecher einen Augenblick an, als wollte sie ihm mit ihrem Blick bis ins Innerste der Seele dringen, dann nickte sie kurz und starrte ins Leere. Eine Weile regte sich nichts weit und breit, nur ein Vogel sang in den Zweigen. Langsam zog das Abendrot über den Friedhof hin und überhauchte das fahle Gesicht der Jüdin. „Sie muß einmal schön gewesen sein,“ dachte der Oberamtmann und wartete geduldig, bis die Erzählerin den Faden zu ihrer Ge- schichte fand. Sie saß ein paar Sekunden ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit regungslos da, bis plötzlich ihre scharfgeschweiften Nasenflügel zu zittern begannen und sie mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Worte ausbrach:

„Aus der kleinen Gasse dort trug sie mich heraus, die alte Rebekka trug mich, meiner Mutter Amme, denn sie selber lag krank darnieder; ein Geschwisterkind der Mutter sollte mich mit ihrem Säugling aufziehen, zu ihr wollte mich Rebekka bringen. Es war aber Fastnacht-Dienstag, und sie zogen herum, die Narren, und trieben ihren Unfug, und als sie die Rebekka daher- kommen sahen, ergrieffen sie mich und trugen mich in die Kirche. Die Amme meiner Mutter schrie und rang die Hände, die Narren aber hielten sie fest unter der Kirchenthür, und so hat der Pfarrer mich getauft, und taufte mich Rosel; er hat gesagt, er hätte es nicht gewußt, er hat gesagt, er hätte mich gehalten für ein Christenkind; wer aber getauft sei, der sei getauft. Sie haben zerrissen ihre Kleider wie bei einem Töten, sie haben geschrien und gebetet, sie haben mich getaucht ins Zuelbad, sie haben gefastet; doch die Taufe blieb. Da hat meine Mutter vor Schmach geschlossen die Augen und ist eingegangen in das Reich ihrer Väter. Ich aber wuchs auf und sollte nicht lernen die Gebete meines Volkes, sondern sollte beten wie die Christen. Wenn Rebekka zum Rabbiner ging und schrie mit auf- gehobenen Händen: „Nehmet sie auf in die Gemeinde,“ gab er zur Antwort: „Sie ist getauft, und wir müssen schweigen, wir müssen uns fügen und duden; soll ich die ganze Gemeinde der Heimatlosigkeit aussetzen, um dies eine Schaf zu retten! Wir sind in der Ver- bannung und müssen die Verfolgung ruhig ertragen.“ Also wusch mich Rebekka des Sonntags und nahm mich bei der Hand und führte mich vor die Kirche der Christen. Und ich bin hineingegangen und habe ihr Zischen und Richern gehört, und sah, wie sie sich anstiegen, und ver- nahm's, wie sie mich Jüdin nannten. Da hat mir die Schmach auf die Seele gebrannt, daß ich umfiel wie ein Stück Holz, und sie trugen mich hinaus. Ich aber hab' den Sabbath abgepaßt und mich hineinge- stohlen in die Synagog', in die hinterste Ecke der Weiberschul' hab ich mich gedrückt, um zu hören, wie sie es machten, und wie ich sollte rufen zu Gott in meiner Not. Sie aber haben sich angestoßen und nach mir hingeblickt und mich Goseh geschimpft. Da bin hinausgelaufen wie ein räudiger Hund, und wo ich mich habe blicken lassen, da riefen die Kinder „Narren- Rosel“ hinter mir her, und bei Gott dem Allmächtigen, mein wahrer Name ist Esther! Esther!“ schrie die alte Frau und rang die knöchernen Hände, „und ich hab' ihn nicht sollen hören diesen schönen Namen all mein Lebenlang, und er gehört mir doch zu; so gut als mir

wär' gekommen, als dem schönsten Mädchen der Gemeinde, des reichsten Juden Weib zu werden, so gut als mir wär' gekommen, Kinder zu haben und Enkel, die mein Alter gepflegt und gehegt."

Sie schwieg, der Mond stand jetzt über dem Friedhofe, und die Blätter der Bäume bewegten sich leise in der Abendluft. Die Frau rechte sich ein wenig von ihrem Sitze auf und spähte mit ihren scharfen Augen hinüber zu dem Manne, der stille dajaz und in Gedanken verloren vor sich hinblickte. „So bin ich gekommen zur Tauf“, sagte sie, „was aber hab' ich für eine Garantie, daß mir Wort gehalten wird, und ich die Tauf' los werde und meine Ruhe finde, hab' ich Euch gezeigt das Grab?“

„Liebe Frau“, sagte der Oberamtmann, „ich gebe Euch mein Wort, es soll Euch geholfen werden, nennet mir ruhig das Grab.“

„Daß ich ein Narr wär“, fuhr sie auf, „denn wo steht's geschrieben und wer hat's gehört, daß Ihr mir Euer Wort gegeben?“

Der Oberamtmann erhob sich: „Gehört haben es wir beide, ist das nicht genug, wollen Sie, die Sie so treuen Herzens sind, nicht auch an die Treue eines andern Menschenglaubens, Esther?“

Damit reichte er ihr die Hand hin, sie legte heftig auffahrend die ihre hinein: „Gott, lebendiger,“ schob sie auf, „was hab' ich gehört, hat's doch getönt wie Musik in mein Ohr, möcht' ich doch wieder jung sein und noch einmal leben und nichts hören als: Esther, Esther! So hat geheißt meine Großmutter, so hat geheißt meiner Mutter Urgroßmutter, und wenn ich bin abgetauft und meine Gebeine liegen draußen unter den Gebirgen der Juden, dann wird der Tag kommen, an dem ich auf-erstehe und sagen kann: Esther, so heiße auch ich!“

„Der Tag wird kommen“, sagte der Oberamtmann. Die Alte fuhr auf aus ihrem Traum: „Not und Elend komme über Euch, wenn Ihr mir nicht Wort haltet, und ich muß weiter irren in der Ewigkeit wie im Leben! Und der Gott meiner Väter mag mir verzeihen und mich nicht strafen dafür, daß ich Euch vertraue!“

Nach dieser Einleitung hatte sich ihr Gemüt offenbar beruhigt, denn ihre Stimme klang um vieles natürlicher, als sie nach einer kurzen Pause zu sprechen fortfuhr: „Ich weiß es noch wie heut, sie begruben ihn an einem Maitag, der ganze Friedhof lag voll roter Kastanienblüten, fremde Reitersmänner umstanden das Grab, es war Abend und sie hatten Eile, denn Krieg war im Land. Ich zählte fünfzehn Jahr; fern von den Kindern, die alle waren gekommen, um das Begräbniß des Fürsten zu sehen, sah ich unter dem Baume dort, der damals voll rothiger Blüten hing; er ist dürr geworden, und doch ist's gar nicht lang her, taum vierzig Jahre sind's.“

Die Alte warf einen schüchtern ängstlichen Blick auf ihren Zuhörer, als erwarte sie einen Widerspruch von seiner Seite, da er aber schwieg, fuhr sie zu sprechen

fort: „Sie fargten ihn ein, und schwangen die Rauchfässer und über den Rauch hinweg startete einer der Männer unverwandt zu mir her, der Schönste war's von allen, er trug einen weißen Rock, und in seinem Helm leuchtete das Abendrot, und als sie alle gingen, blieb er zurück. Er kam und hob die Zweige des Baumes, unter dem ich saß, in die Höhe, und es ging ein Glänzen über sein Gesicht, als er sprach die Worte: Bei Gott, Mädchen, du bist schön! Regungslos muß' ich sitzen und ihn anschauen, regungslos muß' ich es lassen geschehen, daß er mich aufhob von der Erde und herauszog aus dem Dunkel ins Licht. Da hat er gefragt: wie heißt du? und was mich hielt gefangen, war dahin. Esther, jagt' ich. Esther, schrie er auf, so bist du eine Jüdin, Gott im Himmel und wie lieblich trotzdem, ich aber bin Soldat und darf keine Jüdin zum Weib nehmen, komm', komm' heimlich mit mir, nimm meinen Glauben an, empfang die heilige Taufe; ich will allem trotzen, allem dir zuliebe, denn dein Gesicht ist schöner als alles auf der Erde, und ich muß sterben, wenn du mir nicht folgst; da war's ein anderer, der aus mir sprach, ein anderer, der ein gelendes Lachen ausstieß, und die Taufe schmähete und das Christentum verfluchte, und ich segne diesen andern, der also wider meinen Willen sprach; es war das Blut meiner Väter, das sich aufbäumte und schrie zum Himmel gegen die Gewalt, die ihm von neuem sollte angethan werden. Der Christ floh, ich aber ging hin und riß ein Reis vom nächsten Baum und pflanzte es auf das frische Grab und sprach: Wirst du zum Baume, so hat Gott gesegnet meinen Entschluß, so nimm er dich als Opfer an dafür, daß ich selber muß ein nutzlos Reis bleiben mein Lebenlang. Der Baum ist gewachsen“, fuhr die Alte nach einer kurzen Pause fort, „und ich sitz' unter seinen Zweigen.“

„So ist dies das Grab des

Fürsten?“ fragte der Oberamtmann.

Sie nickte.

„Ich danke Euch“, nahm er wieder das Wort, „Euer Schicksal hat mir den innigsten Anteil entlockt, verlaßt Euch fest auf mich, liebe Frau.“

Sie hatte ihren Sitz verlassen und stand nun plötzlich wieder in der ganzen Lächerlichkeit ihrer Erscheinung vor dem Oberamtmann da, ihn teils mit Artigkeiten, teils mit Drohungen überhäufend. Endlich aber verließ sie ihn und trippelte die mondbeckienene Gasse vor ihm her. Ein Hund bellte sie an, und sie holte mit ihrem Schirm aus, und ihr lautes Ranken und Schelten tönte scharf durch die abendliche Stille.

Der Oberamtmann ließ das von der Narren-Nosel bezeichnete Grab öffnen, und es fand sich alles vor, wie es in dem alten Familienarchiv zu lesen stand. Der Zinnarg lag in der That nur sechs Fuß tief unter der Erde, und auf seinem Deckel befand sich das Wappen des fürstlichen Hauses. Das ganze Städtchen war auf dem Kirchhofe, und für wen es keinen



Da hat er gefragt: wie heißt du? und was mich hielt gefangen, war dahin.

Platz mehr gab in dem kleinen Raum, der faß auf der Mauer oder stand draußen und reckte den Hals. Die Narren-Kosel natürlich befand sich zunächst beim Grabe, denn sie kam nie zu kurz, wenn es etwas zu sehen gab, sondern wußte sich immer Nats zu schaffen mit ihrem rotlarierten Regenschirm und ihren bissigen Redensarten.

Nach stattgefundener Prüfung wurden die Gebeine des erlauchten Herrn feierlich zum Friedhof hinausgetragen; draußen stand der Leichenwagen, der sie aufnahm. Als der Oberamtman sich umwandte, stand die Narren-Kosel in geringer Entfernung von ihm und schaute ihn erwartungsvoll an; unweit der alten Frau stand St.'s zerrissene Gassenjugend und wartete gespannt des Moments, um der Narren-Kosel das Geleit nach Hause zu geben. Aber der Oberamtman trat mit einem freundlichen Kopfnicken an die Narren-Kosel heran, und das Städtchen erlebte das Schauspiel, die beiden ungleichen Gestalten nebeneinander durch die Hauptgasse wandeln zu sehen. Sofort waren die Weiber der Ansicht, das bedeuete etwas, entweder daß die Narren-Kosel wahrscheinlich jemanden fürchterlich betrogen habe, oder daß das Amt es endlich für gut fände, ihr das abscheuliche Geschimpfe zu verbieten, mit dem sie die Jugend verfolgte.

Aber die Verbote des Amtes trafen ganz andere Leute als die Narren-Kosel. Zuvörderst waren es die Lehrer, denen die Aufgabe gestellt wurde, das Herz der Kinder für das Geschick der Narren-Kosel zu erweichen. Sie erzählten von dem Leben der alten Frau, wie der unüberlegte Narrenstreich ihr zum Fluche geworden, und wie sie, fortwährend herumgestoßen und verhöhnt, keinen Augenblick in ihrer Treue für den Glauben ihrer Väter gewankt habe. Den Kindern wurde indes nichts weiter vorgegeschrieben, nur die Bitte des Oberamtmanns legte man ihnen ans Herz, der alten Frau ferner nicht mehr Narren-Kosel nachzurufen. Es sei dies doch ein Vergnügen sehr trauriger Art, einen armen alten Menschen zu verspotten. Dafür wolle der Herr Oberamtman den Kindern ein anderes Vergnügen machen; zu Pfingsten sollten beide Schulen mit ihm zum See hinunter, und da sollten sie es so gut haben, als sie nur wollten. „Und er geht selber mit.“ Das war es, was die Schuljugend nebst des gut-Habens besonders erbaute. Und so legte sich an diesem Abend das kleine Volk mit den besten Vorsätzen und freudigsten Hoffnungen zur Ruhe, indes der Oberamtman, um den sich alle Gedanken drehten, seinerseits nichts anderes im Auge hatte, als das Unrecht wieder gut zu machen, das seine Mitschrisfen einer armen Jüdin angethan.

Die kleine Judengemeinde, welche sich erst seit einem Jahrhundert in dem katholischen Städtchen angesiedelt, war genau ebenso orthodox, als die Einwohner des letztern strenggläubig genannt werden konnten. Der Oberamtman verfügte sich demnach mit einigen Bedenken zu dem Rabbiner, von dessen Bereitwilligkeit so ziemlich alles abhing.

Er fand den Mann in einer dumpfen Stube, damit beschäftigt, den jungen Sproßen seiner Gemeinde Religionsunterricht zu erteilen. Der Raum war zugleich das Familiengemach, denn die Gattin des Rabbiners gab sich darin ihren Vorbereitungen zum Mittagmahl hin; auf der Erde krabbelte eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der Oberamtman ersuchte den Rabbiner um eine kurze Unterredung, die ihm bereitwilligt zugesagt wurde. Alsdann verschwanden in Zeit von zwei Minuten sämtliche Kinder, Böglinge und Küchengerät-

schaften wie durch einen Zauberschlag, und die Männer standen einander allein gegenüber. Der Oberamtman erzählte nun dem Rabbiner in kurzen Zügen das Leben der Narren-Kosel; der Mann hörte ihm aufmerksam zu; er hatte die Geschichte in den Einzelheiten, wie sie hier erzählt wurde, nicht gekannt.

„Es wäre mir nie eingefallen,“ sagte er, „der alten Frau die Synagoge zu verschließen, aber sie kommt nicht.“

„Das ist es eben,“ unterbrach ihn der Oberamtman, „die Empfindung, daß sie nicht in die Synagoge gehört, daß die Frauen um sie herum sie spöttelnd betrachteten und begafften, das hat sie einst hinausgetrieben. Es müßte also ein äußerer Akt vor sich gehen, der ihr die Taufe, wie sie sich ausdrückt, wegwischt, und sie innerlich berechtigt, zu ihrem Volke wieder zu gehören.“

„Aber,“ wendete der Rabbiner ein, „wird es nicht Argerniß geben, wird ein solcher Akt nicht übel vermerkt werden?“

„Überlassen Sie das mir,“ unterbrach ihn der Oberamtman, „die Frau steht am Ende eines unverhältnismäßig langen Lebens, das eine Kette von Qualen bildet; wenn wir, was unbedachter Übermut an ihr gesündigt, wieder gut machen können, so den' ich, sollten wir uns nicht besinnen.“

Der Rabbiner neigte das Haupt: „Die Frau soll wieder eintreten ins Judentum, ihre Aufnahme soll ausgesprochen werden von dem Drei-Richterkollegium, dann kann sie am Freitag-Abend feierlich in der Synagoge erscheinen.“

Der Oberamtman begab sich an dem betreffenden Tag selbst in das Häuschen der Narren-Kosel. Schon über eine Stunde saß sie in ihrem Sterbekleid mitten unter ihrem Trödelkram und wartete, bis es Zeit war, in die Synagoge zu gehen. Als sie ihres Besuches ansichtig wurde, erhob sie sich und sprach: „Euer Wort ist ein Wort, und der Herr segne Euch!“

Der Oberamtman konnte in dem niedrigen enger Raum kaum aufrecht stehen; es war, als ob aller alter Plunder des Städtchens und der Umgegend sich hier ein Stelldichein gegeben, um gemeinsam zu vermodern.

„Hier bringe ich Euch vom Fürsten zwanzig Gulden als Belohnung für den Dienst, den Ihr ihm geleistet,“ begann er.

„Zwanzig,“ schrie die Alte, „Gott lebendiger, hab' ich wollen schenken der Synagog' einen Gulden, nun soll sie haben einen und einen halben.“

Sie verwahrte das Geld sorgsam in dem kleinen Raum neben der Trödelbude, dann klopfte es an die Thür, und die Weiber kamen, um die Narren-Kosel in die Synagoge zu holen. Sie vergaß nicht, beim Verlassen des Hauses dieses sorgsam abzuschließen, und trippelte alsdann die Gasse entlang, an deren Ende sich die Synagoge befand. Eine Anzahl Leute standen am Wege, und sie machten ihre Glossen, denn es war unbegreiflich, wie der Oberamtman einer alten närrischen Jüdin wegen soviel Aufhebens machen konnte. Die Kinder, welche natürlich nicht fehlten, standen eng zusammengedrückt, als lebten sie in der Angst, dem Zuge ihres Herzens nicht Widerstand leisten zu können, denn wie über alle Begriffe lächerlich sah das mumienhafte Frauchen aus in dem steifen weißen Kleid, und wie herausfordernd schaute sie um sich, gerade als lege sie es darauf ab, die Lachlust der Leute zu reizen. Und in der That, ein kleiner Bengel vermochte den Mund nicht länger zu halten, indes soviel Einsicht besaß er, daß er statt Narren-Kosel Esther, Esther! schrie; denn so sollte ja nun die Alte genannt werden.

Aber wenn die Kinder erwartet hatten, daß sie nun wieder um sich schlagen und in Schimpfwörter ausbrechen würde, so sahen sie sich getäuscht. Ein Lächeln, zum erstenmal vielleicht seit Jahr und Tag, ein Lächeln ohne Bitterkeit umspielte den zahnlosen Mund der Greisin. „Esther,“ murmelte sie, „ja wohl, Esther!“ Dann streckte sich der kleine verwachsene Körper und mit einem Blick, dessen Ausdruck an Erhabenheit grenzte, betrat die Narren-Nosel den kleinen Vorhof der Synagoge und verschwand.

Was Kathrin erlebte.

Geschichte einer Bäuerin, nachgezählt von Mathias Warnak.

Weltabgeschieden liegt ein kleines, armes Dorf in den rauhen Ardennenbergen, an der Grenze der Grafschaft Külsberg, dem einstigen Stammsitz eines längst verschwundenen deutschen Kaiserhauses.

Gering ist der Besitz der wenigen Menschen, die jenes Dörflein ihre Heimat nennen, hart und schwer ihr Tagewerk, mit dem sie sich ein kümmerliches Dasein fristen, und dennoch trennen sie sich ungern, mit Schmerzen von der Stätte, auf der sie in Armut und Dürftigkeit geboren wurden.

Gemüthlich und fröhlich, sind sie zufrieden mit ihrem bescheidenen Lebensloos und sehnen sich nicht hinaus aus den engen Grenzen ihres Daseins.

Wild zerklüftete Felsenberge, dichte Wälder schließen das Dorf ein und breiten selbst an den längsten Sommertagen, eine frühzeitige Dämmerung darüber, nachdem sie spät erst das Tageslicht zugelassen haben.

Auf dem schmalen, steinigen Fußpfad, der sich in vielfachen Windungen von der Stadt Luxemburg her durch die Ardennen zieht, schreitet mit einem schweren Tragkorb auf dem Rücken, ein junges Bauernweib dem Dorfe zu. Trotz der Last bewegt sie sich rasch vorwärts. Der festen kräftigen Gestalt in der schmutzen ländlichen Tracht, dem frischen Gesicht mit den munteren und klugen braunen Augen, sieht man Gesundheit und fröhlichen Lebensmut an. Mit einem Lächeln auf den Lippen und mit elastischen Schritten geht Kathrin, so heißt die Bäuerin, durch die Berge, als wäre der steinige Felsenpfad ein ebener Tanzsaal, auf dem sie einen lustigen Reigen vollführen wolle.

Jetzt wendet sich ihr Weg um einen Felsenvorsprung, von dem sie gerade unter sich ihr Dörflein liegen sieht. Sie rastet ein Weilchen und blickt auf die bereits in Dämmerung gehüllten Häuser, während die Sonne auf ihrem Scheitel noch in der vollen Augustglut ruht.

Kathrin unterscheidet ihr eigenes Häuschen deutlich in der Tiefe, und ein hellerer Glanz leuchtet in ihren Augen auf, als sie es erblickt.

Dort wohnt sie mit dem Heinrich, dessen Weib sie seit kaum einem Jahr ist, den sie aber geliebt hat, so lange sie denken kann. Nachbarskinder waren sie, Spiel- und Lerngefährten, und nur in der Zeit getrennt gewesen, da der Heinrich als Soldat drei Jahre in der fernern Stadt am Rhein, in Köln, zubringen mußte. Er hätte dort auch nach verbrachter Dienstzeit sein Brot reichlich erwerben können, denn es fehlte dem bescheidenen, anstelligten kräftigen jungen Mann nicht an Anerbietungen verschiedener Art, sowohl von seinen Vorgesetzten, die ihn alle als tüchtigen brauchbaren Menschen schätzten, als auch von Handwerksmeistern, die ihn gern in ihren Gewerken aufgenommen und unterwiesen hätten. Der Heinrich aber schüttelte zu allem, auch den vorteilhaftesten Vorschlägen den Kopf

und sagte: „Ich gehe heim in meine Ardennenberge!“ Dahin zog es ihn. Die Heimat und Kathrin hielten ihn fest.

Nun war Kathrin sein Weib geworden, und beide sind glücklich in Liebe, Einigkeit und gemeinsamer angestrengter Arbeit um das tägliche Brot!

Der Widerschein ihres innern Glückes spiegelt sich in den Zügen der Frau, als sie rasch ihre Last aufnimmt und mit verdoppelter Eile weitererschreitet. Hat sie doch noch eine gute Stunde zu gehen, an Abhängen und Felsgründen vorüber, bevor sie ihr Dorf erreichen kann.

Längst hat die Wendung des Weges ihr den Anblick der Heimat wieder entzogen, ihre Gedanken aber weilen dort und bei ihrem Heinrich, den sie daheim finden wird, wenn sie nach Hause kommt. Er ist wie alle Dorfbewohner Arbeiter in dem nahen Steinbruch, und heute wird dort schon um 6 Uhr Feierabend gemacht, denn es ist Ablöhnungstag. Er geht nie, wie so manch anderer seiner Genossen, in das Wirtshaus, das auch in dem Dorf nicht fehlt, um die sauer verdienten Groschen zu vertrinken, sondern bleibt daheim und erzählt seinem Weibe von dem Leben jenseits der Berge wie er es kennen lernte, oder macht mit ihr Pläne, wie sie mit ihren ersparten fargen Verdiensten ihr Anwesen dereinst verbessern wollen.

Au ihr friedliches anspruchsloses Glück denkt Kathrin, indem sie rüstig fortwandert, und ihr Herz wird so davon erfüllt, daß sie unwillkürlich laut sagt: „Nimmer und nirgends kann es zwei glücklichere Menschen geben als meinen Heini und mich!“

Wie ein Jubelruf klingen die Worte, mit denen Kathrin abermals um einen Felsenvorsprung biegt, und nun liegt das Dorf kaum noch eine Viertelstunde entfernt am Bergesabhang da. Der Sonne letzte Strahlen glühen nur noch auf den Felsenhäuptern, drunten im Thal läutet die Abendglocke, und Kathrin kniet betend auf die Knie. Als sie sich wieder erhebt, haften ihre Augen auf der dichten Dunstwolke, die just über ihrem Häuschen lagert. Sie denkt: „Der Heini ist zurück, und hat schon das Herdfeuer angezündet für unsre Abendsuppe. Sie soll uns schmecken! Er wird so hungrig sein wie ich!“

Eilig geht sie wieder weiter, da wurzelt plötzlich ihr Fuß wie gebannt am Boden. Deutlich nimmt sie über dem Dach ihres Hauses einen aufzuckenden roten Schein wahr, und mit der Schnelle ihres eigenen Atemzuges, schießt aus den Holzschindeln ein spitzes dünnes Flämmchen auf, das zisternd hin- und hertanzte, bis es gierig um sich fressend dem dicht hervorquellenden Rauch freien Ausgang öffnet.

Ihr soeben noch freundlich winkendes Haus wird vor Kathrins Augen ein Raub des Feuers, und sie steht vor Schreck erstarrt, regungslos das Grausige anschauend.

Sie sieht, wie die Funken von der Brandstätte auf die nächsten Häuser fliegen und auch dort zünden. Das ganze Dorf steht plötzlich in Flammen. Die Menschen drängen sich in sinnloser Verwirrung zwischen den brennenden Häusern und suchen ihre Habe zu retten. Einzelne Männer bringen die Dorfspritze und versuchen vergeblich, damit dem Feuer Einhalt zu thun. Bald ist die schwache Menschenkraft an der Gewalt des Elements erschöpft. Die Häuser brennen nieder und die Bewohner haben wenig mehr gerettet als das nackte Leben.

Das laute Jammern und Schreien der vor den Flammen fliehenden Weiber und Kinder weckte endlich Kathrin aus der Betäubung.

Sie kommt zu dem Bewußtsein, daß es kein Traum ist, was sie sieht, daß in Wirklichkeit dort vor ihr die Stätte ihres Glückes, all ihr Hab und Gut in Trümmer sinkt, zu Asche verglüht. Mit einem gellenden Schrei wirft sie den Tragkorb nieder und stürmt mitten hinein in das Flammenmeer.

„Heini, Heini!“ ruft sie laut mit dem herzererschütternden Ton verzweifelnder Angst, aber kein Gegenruf giebt ihr Antwort.

Im ganzen Lande ringsum ward für die armen Dörfler, die alle ihrer Habe durch das Feuer beraubt worden waren, Geld, Kleider und Nahrungsmittel gesammelt. Es stand fest, daß der Brand im Hause Kathrins und Heinrichs ausgebrochen war, sich von dort aus verbreitet hatte, und nur durch eine Unvorsichtigkeit des Besitzers entstanden sein konnte, der in den Flammen umgekommen war, wie die traurigen verkohlten Reste seines Körpers bewiesen, die beim Aufräumen des Brandschuttes gefunden wurden.

Durch die ihnen werdende Hilfe wurde es den geschädigten Dorfangehörigen möglich, ihre Häuser wie-

der aufzurichten. Sie halfen einander getreulich, nur Kathrin entbehrte jeden Beistandes.

Das schuldlöse Weib ward wie eine Verbrecherin von allen ihren seitherigen Genossen gemieden. Verächtlich zeigten sie mit Fingern auf die Armste und schalteten sie das Weib des toten Mordbrenners.

Der arme Heinrich, der, wenn er wirklich, wie allerdings angenommen werden mußte, durch Fahrlässigkeit das Unglück herbeigeführt, hatte durch seinen Tod die Schuld geführt, dennoch aber sollte er nun noch in seinem Weibe, die mit blutigen Thränen um ihn trauerte, gestraft werden.

Verzweifelt an der Gerechtigkeit des Himmels, war Kathrin mehr als einmal nahe daran, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und wer weiß, wie bald sie durch die grausame Härte ihrer Mitmenschen in den Tod getrieben worden wäre, wenn die göttliche Vorsehung sich ihrer nicht erbarmt hätte.

Etwa vier Wochen nach dem Brande kam, wie alljährlich zu der Zeit, der alte Hausierer in das Dorf, der landauf und ab mit seinen Waren zog und schon der Kathrin längst verstorbene Eltern, als Kinder mit mandern bunten Tand aus seinem Kram erfreut hatte.

Er hörte teilnahmsvoll die Erzählungen der Einzelnen von dem Unglück an und schüttelte ärgerlich den Kopf bei den Schmähungen, die jeder auf Heinrich und ein Weib, als die Urheber davon, häuften.

„Schämt ihr Euch nicht,“ sagte er mit mühsam verhaltenem Zorn, „die arme hilf- und schutzlose Frau, die mit Heinrich ihr Liebstes auf Erden und ihren Ernährer obendrein verloren hat, so schmachvoll zu behandeln? Was kann sie, die fern war, als der Brand ausbrach, der die Flammen den Eintritt in ihr Haus verschlossen, für eine Schuld an dem, was geschehen ist, treffen? Und Mordbrenner nennt Ihr den unglücklichen Heinrich? Pfui über Euch! Ihr wollt Christen sein und seid schlimmer als die ärgsten Heiden. War es wohl des Toten Absicht, sein Glück zu vernichten? Ein Mordbrenner sucht seinen Vorteil, indem er andern Schaden zufügt. Was aber wäre das für ein Vorteil gewesen, sein Eigentum zu vernichten? War er mit hohen Geldsummen gegen Brandschaden versichert? Nein, ebensowenig wie Ihr. Der Zufall oder sein Verhängnis, wie Ihr's nennen mögt, wollte, daß sein Haus ein Raub der Flammen ward, in denen er, Ihr wißt nicht, welch ein qualvolles Ende fand, und daß das Feuer dann um sich fraß, nach seiner Art, von Euch nicht eingedämmt werden konnte, dafür soll Kathrin büßen? Ist da Menschenverstand, christliche Denkart drin?“

Mit einem Ruck warf der alte Mann den Tragriemen seines Kasten über die Schultern, wandte sich und ging nach dem Haufen verkohlter Balken, dem Überrest von Kathrins Hause, bei dem sie, in stumpfer Verzweiflung, brütend kauerte.

Das einst so blühende Weib war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Kummer, Herzweh und Hunger hatten sie verzehrt. Das wenige, trockene Brot und Obst, das ihr die Kinder brachten, die mitleidiger als die Eltern, die Armste nicht ganz verschmachten ließen, hatten ihre Kräfte nicht zu erhalten vermocht.

Der Hausierer setzte sich neben sie, öffnete seinen Lederranzen und nahm Brod, geräuchertes Fleisch und eine Flasche mit Kirschbraunwein hervor.

In den matten Augen Kathrins glühte ein gieriger heißhungeriger Strahl. Die Hand streckte sich nach den Speisen aus, die der alte Mann ihr hinstob. Mit bitterem Lächeln sah er, wie die fast verhungerte Frau schnell alles verschlang, und seine Lippen murmelten zornige Verwünschungen gegen die von weitem herüberziehenden Weiber und Männer, die in ihrer Dummheit und starren Herzlosigkeit das hilflose Weib dem Mangel und Elend überantwortet hatten. Er begriff nicht, daß sich niemand gefunden, der Kathrin in Schutz genommen, sie aufgerichtet und ihr von dem Ort ihrer Bein fortgeholfen habe.



„Weine dich aus, Kind, Thränen sind wie heilender Balsam auf brennenden Wunden.“

Nachdem Kathrin sich gesättigt hatte, brach sie in Thränen aus, die ersten, die sie weinen konnte. Der Quell war verstopft gewesen, nun hatte ihn die Teilnahme, die wirkliche Freundlichkeit des alten Hausierers neu geweckt. Der Anblick des Mannes erinnerte sie an ihre und Heinrichs Vergangenheit, und ihren Verlust vermochte sie nun erst zu beweinen. Der Alte legte seinen Arm um sie, und drückte ihren Kopf an seine Brust. „Weine dich aus, Kind,“ flüsterte er, „Thränen sind wie heilender Balsam auf brennende Wunden.“

Eine Stunde später wanderte der Hausierer mit Kathrin aus dem Dorf. Er hatte mit ihr gesprochen wie ein Vater, sie getröstet und aufgerichtet. Dankbar folgte sie seinem Rat und zog mit ihm nach Trier, der Mosellstadt, wohin er wandern wollte; dort kannte er gute Menschen, bei denen Kathrin als Magd Aufnahme und Unterhalt finden sollte.

Von Menschen hatte Kathrin keinen Abschied zu nehmen, außer von den Kindern, die ihr heimlich die tagen Bissen, mit denen sie das Leben fristete, zugesteckt hatten. Für diese flehte sie Gottes Segen herab in dem letzten Gebet, das sie auf der Stelle verrichtete, wo ihr Haus gestanden hatte. Dann verließ sie ihre Heimat und sah nicht mehr zurück.

Etlche Tage später erschien der geistliche Herr, zu dessen Sprengel das Einöddorf gehörte, und fragte nach der Kathrin. Sein Vikar, der in der kleinen Gemeinde seines Amtes wartete, hatte von dem unchristlichen Benehmen derselben gegen die Frau mit dem Bemerkten berichtet, daß er vergeblich den störrigen Sinn seiner Pfarrkinder zu erweichen bestrebt sei, und aus eigener Kraft auch nicht für die Arme, bei seinem Geringem durch den Brand noch mehr geschmälernten Einkommen, Hilfe schaffen könne. Nach einer scharfen Vermahnung wegen ihres schlechten Verhaltens gegen einen Mitmenschen verließ der fromme Hirt seine Herde wieder. Für Kathrin war ja jetzt nichts mehr von seiner Seite zu thun, nachdem sie das Dorf verlassen hatte.

Der Hausierer wanderte indessen mit seinem Schützling gen Trier.

Drei Tage waren sie bereits ohne Unfall rüstig vorwärts geschritten, in den Nächten teils in Drischafte, teils in einzelnen Gehöften gastliche Aufnahme findend. Überall war der Hausierer wohlbekannt und willkommen.

Der September ist im Mosellande noch ein gar heißer Sommermonat, in dem der Herbst sich nur durch die reife Fruchtsfülle der Obstbäume und das Schwellen der Trauben in den Weinbergen ankündigt. Von dem wolkenlosen Himmel brannte die Sonne mit heiß sengenden Strahlen auf Kathrin und den Hausierer herab, die langsam im Staub der Landstraße fortzogen. Beide waren erschöpft und sehnten lebhaft das Ende ihres Tagesmarsches, eine kleine Stadt jenseits des Waldes, der vor ihnen lag, herbei. Der Weg dorthin aber war noch weit und kein Dorf, in dem sie zur Nacht bleiben konnten, lag an demselben. Unter den ersten Waldbäumen standen sie still. Der Hausierer sagte: „Laß uns hier Mittagskraft halten, nachher geht es rascher vorwärts. Mein Kasten ist leicht. Ich habe all meine Waren verkauft und eine hübsche Summe Geld dafür eingenommen. Wir wollen darum auch von der Stadt die Eisenbahn nach Trier benutzen. Morgen abend sind wir dort und du fängst dann ein neues Leben an. Sei getrost und fasse Hoffnung, es wird noch alles gut werden.“

„Ach, Vater Hagen,“ erwiderte Kathrin schmerzlich seufzend, „ich bin Euch so dankbar für die Gutthaten, die Ihr mir erzeigt, und die ich Euch nie vergelten kann, aber wie soll ich hoffen? Die Toten leben nicht wieder auf, und mein Glück ist mit dem Heinrich gestorben!“ Leise weinend barg Kathrin ihr Gesicht in den Händen, und Hagen störte sie nicht. Er wußte, daß solcher Schmerz, wie der ihre, mit keinen Trostgründen zu stillen ist und von der Zeit allein gelindert, wenn auch nicht geheilt werden kann.

Er überlegte, wie er für die arme betrübte Witwe ferner sorgen wolle. Weib und Kind waren ihm längst gestorben, und er hatte trotz Zeit und rastloser Arbeit ihren Verlust auch nicht ganz verschmerzen können. Nun gab ihm Gott noch an seinem Lebensende eine neue Aufgabe, und die wollte er treulich erfüllen. Kathrin sollte in ihm einen Vater finden. War er auch nicht reich genug, um für ihren Lebensunterhalt sorgen zu können, so besaß er doch so viel um ihr, wenn es not that, beizustehen, und das wollte er jetzt zunächst. Fand sich nicht in Trier für sie ein passender Dienst, dann brachte er sie nach Köln zu seiner dort im Kloster lebenden Bruderstochter. Die, das wußte er, würde sich mit Rat und That der jungen Witwe annehmen.

Kathrin hatte ihr Haupt an einen Baumstamm gelehnt und war eingeschlafen. Unter den geschlossenen Augenlidern aber quollen noch einzelne schwere Thränentropfen hervor, und ihre Lippen stammelten undeutlich den Namen Heinrich.

„Ja, ja,“ murmelte der Alte „solch junges Herz bäumt sich auf gegen den Schmerz und will ihn nicht geduldig tragen. Hab's selbst ebenso empfunden und nicht stille halten wollen. Auch das muß das Menschenherz erst lernen. Den Schlaf gönne ich ihr, will sie nicht stören. Vielleicht träumt sie von ihm, den sie beweint! Jedenfalls sammelt sie ihre Kräfte, damit wir vor der Nacht die Stadt erreichen können.“

Hagen versank in Gedanken, er bemerkte nicht den Flug der Zeit, nicht die dunklen Wolken, die schwer heranzogen und die Sonne verhüllten.

Ein Windstoß, der plötzlich heulend durch die Wipfel der Bäume fuhr, weckte ihn aus seinem Sinnen. Er sah, daß ein arges Unwetter loszubrechen begann. Auch Kathrin fuhr aus dem Schlaf empor, und beide sprangen zugleich vom Boden auf, da fiel auch schon der erste Donnersehlag. Ein Blick auf seine Uhr belehrte den Hausierer, daß der Nachmittag weit vorgeschritten war, und die Stadt keinesfalls vor dem Abend mehr erreicht werden konnte. Es galt nur noch, ein schützendes Obdach vor dem Unwetter zu gewinnen. Ein solches lag eine Viertelstunde abseits vom Wege im Walde. Es war ein einzelnes Gehöft, dessen Besitzer er kannte, doch mied er es stets auf seinen Gängen durch das Land, denn die, welche darin wohnten, waren übel berufene Gesellen, denen ehrliche Leute gern fern blieben.

Jetzt aber mußte Hagen wohl oder übel dort Unterkunft suchen. Das Gewitter tobte so fürchterlich, daß er nicht zögern durfte. Das schlechteste Obdach war dem Aufenthalt draußen vorzuziehen.

Er faßte Kathrins Hand und bog mit ihr in schnellem Lauf in einen Fußpfad an der Landstraße ein. Bald standen sie vor einem kleinen halbverfallenen Gebäude, dessen Thüre und Fenster fest verschlossen waren.

Der Hausierer klopfte und rief laut, Einlaß begehrend, aber es verging eine geraume Zeit, bevor sich die Thüre ein wenig öffnete, und die Gestalt eines schmutzigen in Lumpen gehüllten Weibes sichtbar ward, die mit

widerlich gellender Stimme unter Schimpfworten fragte, wer da draußen solchen Lärm vollführe.

Kathrin befreuzte sich und flüsternte ängstlich: „Laßt uns fortgehen, Vater Hagen, mir graust vor der wüsten Frau.“

Der Hausierer aber achtete nicht auf die Bitte, sondern drängte sich mit Kathrin an dem Weibe vorbei in das Haus.

„Gebt Raum, Frau,“ sagte er, „und laßt uns bei Euch das Unwetter abwarten. Wir brauchen nichts als einen trockenen Platz an Eurem Herd.“

„So, so, also treibt Euch das Unwetter auch mal zu uns,“ sagte jetzt das Weib, indem sie die Thür hinter dem Hausierer fest verrammelte. „Ihr hättet uns manchen Weg in die Stadt eriparen können, wenn ihr uns nicht stets vorbeigegangen wärt!“

„Nun, ich meinte, bei Euch gäbe es nichts zu verdienen,“ antwortete Hagen.

Grinsend rief das Weib: „Uhl, Mann, komm' 'mal 'runter, der Hausierer ist da, er hat vielleicht, was du

in der Stadt kaufen willst. Auf der nach dem Boderraum führenden Treppe wurden Schritte laut, und zwei Männer kamen langsam herab, bei deren Anblick Kathrin sich zitternd näher an Hagen drängte. Es waren wilde unheimliche Gefellen in verlumpten schmutzigen Anzügen, mit struppigem ungekämmten Bart und Kopfsaar,



„Uhl, Mann, komm' 'mal 'runter, der Hausierer ist da!“

denen man die liederlichste Verkommenheit, wenn nicht Schlimmeres noch, auf den ersten Blick ansah.

Hagen packte seinen Knotenstock unwillkürlich fester mit der Rechten, als die beiden wüsten Strolche dicht auf ihn zutraten, und mit frechem Lachen Kathrin anstarrten.

„Ich habe nichts für Euch,“ sagte er barsch, „der Kasten ist leer, meine Ware verkauft, und ich bin auf dem Weg nach der Stadt, vom Gewitter überrascht, nur gekommen, um bei Euch Schutz vor dem Unwetter zu suchen!“

„Hoho, schade, hätte Euch gern was abgekauft,“ sagte der ältere der beiden Männer. „Nun denn, auf einandermal. Geht nur in die Stube und seht Euch.“

„In der Stube sah es besser aus, als die Erscheinung der Bewohner des Hauses vermuten ließ. Die Sauberkeit freilich fehlte auch hier, aber der Hausrat war ganz, und selbst ein fast neues Sofa stand da, auf welches sich, so wie er in die Stube trat, der jüngere der beiden Männer lang hinstrckte. Es war der

würdige Sohn des faubern Baares, und er beachtete das Geleif der Frau gar nicht, die ihm wehren wollte, als er die schmutzigen Stiefel auf das Sofa legte.

Kathrin konnte kaum atmen vor Angst in der Umgebung, und sie sah durch das Fenster in banger Qual nach dem Himmel spähend, ob der sich nicht erhelle. Umsonst. Ringsum verhüllten dunkle Wolken das Blau da oben, der Regen goß in Strömen nieder, und Donner und Sturm tobten ununterbrochen. Bei jedem Blitz befreuzte sich Kathrin und schloß die Augen. Ihre erschütterliche Angst schien den jungen Uhl zu beflüchtigen, denn jedesmal, wenn sie im Schreck zusammenfuhr, lachte er laut auf.

Endlich ließ das Gewitter nach. Hagen rüstete sich zum Aufbruch, trotzdem der Regen noch heftig goß, und der Sturm die Bäume schier zur Erde bog.

Er legte ein Geldstück auf den Tisch und sagte: „Hier Uhl, nehmt zum Lohn für den trocknen Sitz in Eurer Stube, und Gott befohlen!“

Rasch eilten er und Kathrin hinaus. Das Weib

machte die Hausthür auf, die der Wind ihr aus der Hand riß und dröhnend gegen die Wand warf. Krachend flogen im selben Augenblick die Äste von den Bäumen, und ein starker Stamm brach dicht vor Kathrin über den Weg, auf dem sie flüchtigen Fußes bereits mehrere Schritte fortgeeilt war.

Hagen riß sie zurück. „Es geht nicht, Kind, wir können nicht weiter

ter! Ist es doch, als ob die Hölle ihre Schrecken gegen uns losließe,“ sagte der alte Mann, nun selbst erschreckt von der Gewalt der aufgeregten Natur. „Komm in das Haus zurück, der Abend ist schon angebrochen, wir können in dem Graus nicht die Nacht durchwandern.“

„Na, bleibt nur bei uns,“ ließ sich Uhl, der in die Hausthür getreten war, vernehmen. „Meine Alte soll Euch die Abendmahlzeit richten, und die Bodenkammer hier ist auch eine bessere Unterkunft als der Wald zur Nachtzeit.“

So blieben Hagen und Kathrin. Beide berührten kaum die ihnen vorgesezten Speisen, die aus derben Stücken kalten Wildfleisches, grobem Brot und Käse bestanden. Desto besser ließ es sich die Familie Uhl schmecken, die den ganzen ansehnlichen Vorrat der aufgesetzten Schwarzen vertilgte, und ein nicht geringes Quantum landesüblichen Weines dazu trank. Noch ehe die Sippchaft damit fertig war, verlangte Hagen mit seiner Begleiterin nach der verheißenen Bodenkammer unter dem Vorgeben großer Müdigkeit.

Die Frau führte ihre Gäste dorthin und ließ sie allein.

In dem ungewissen Dämmerlicht, welches durch eine enge Luke in den schmalen leeren Raum fiel, bemerkten sie in der hintersten Ecke eine Art Lager von aufgeschichtetem Heu.

„Lege dich da drauf, Kind,“ sagte Hagen, „und schlafe ruhig. Ich lege mich quer vor die Thüre und bleibe wach. Einschliefen können wir uns nicht, ich sehe weder Niegel noch Schloß an der Thüre, darum will ich selbst ein Niegel sein, der uns vor einem ungewünschten Besuch schützt. Morgen mit dem ersten Tagesgrauen wecke ich dich, und dann, mag es draußen weitem und toben wie es will, verlassen wir das Haus!“

Kathrin legte sich in ihren Kleidern, ohne nur die Schuhe auszuziehen, in das Heu, und fiel bald in eine Art Betäubung, in der sie mit geschlossenen Augen, ohne sich regen zu können, alles wahrnahm, was um sie her vorging.

Sie hörte unten im Hause die Stimmen der Bewohner, zuerst in lautem Gespräch, dann in immer leiserem Gemurmel, das zuletzt verstummte. Dann ward alles still, auch draußen in der Natur, der Sturm hörte auf, der Regen fiel nicht mehr, das Gewölk zerteilte sich. Die Nacht schritt vor, und nun zitterte ein blasser Mondstrahl durch die Fensterr Luke und zeichnete einen schmalen Lichtstreif auf die Dielen.

Hagen saß am Boden, mit dem Rücken gegen die Thüre gelehnt. Kathrin hörte jeden seiner Atemzüge, sie wurden immer lauter. Er war trotz seiner festen Absicht, wach zu bleiben, eingeschlafen.

Nun vernahm Kathrin leise Schritte auf der Treppe. Die Stufen knarnten, und die Schritte hielten zögernd an. Nicht lange — dann kamen sie näher. Jetzt tappte sie dicht an der Kammerthür. Kathrine wollte Hagen zurufen, vom Lager aufspringen und sich gleichfalls gegen die Thüre lehnen. Kein Ton rang sich aus ihrer Kehle, kein Glied vermochte sie zu bewegen, nicht die Wimpern zu heben. Bleischwer wie ein Starckampf lag ihr Körper, ihre Sinne aber waren wach und so geschärft, daß sie durch die geschlossenen Augenlider hindurch alles deutlich sah, was in dem halbdunkeln Raum nun vorging.

Die Thüre öffnete sich langsam. Hagen erwachte von dem dadurch verursachten Fortschieben seines Körpers. Er sprang auf und schwang den Stod, den er auch im Schlaf nicht losgelassen hatte, drohend über seinem Kopf, gegen eine sich rasch hereindrängende Gestalt, hinter der eine zweite sich vorbeischoob, dem Hau-

sierer in den Rücken sprang, und ihn, ehe er den Schlag, zu dem er ausgeholt hatte, führen konnte, niederriß. Ein gurgelnder Laut, ein heftiges Ringen und Stoßen folgte. Beide Eindringlinge, es waren die beiden Uhl, würgten den Hausierer, und traten, als der alte Mann, halberstickt noch einmal sich aufzurichten strebte, unbarmherzig auf seine Brust und sein Gesicht, bis er tot war.

Abermals öffnete sich die Thüre, das Weib kam mit einer Laterne herein, deren Licht sie nach der Richtung, wo Kathrin lag, verhielt. Sie leuchtete den Männern, die den Körper Hagens ergriffen und aus der Kammer schleppten, um draußen dem Toten den Gurt, in dem er seine Barschaft um den Leib geschnallt trug, abzunehmen. Nachdem das geschehen, schafften sie die Leiche die Treppe hinab.

Kathrin vermochte sich noch immer nicht zu regen.



Ein gurgelnder Laut, ein heftiges Ringen und Stoßen folgte.

Angst, Schreck und Todesgrauen raubten ihr völlig die Besinnung. Sie lag in einer tiefen Ohnmacht, in der sie nicht mehr wahrnahm, was um sie her geschah.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, als sie endlich wieder zu sich kam und die Augen öffnete. Es war heller Tag. Hatte sie geträumt, was von den Schrecken der Nacht allmählich in ihre Erinnerung trat?

Sie richtete sich auf und blickte verwirrt umher, in demselben Augenblick erschien die Frau in der Kammer. Nun wußte Kathrin, daß es kein Traum gewesen, was in der Nacht geschehen war, und ihr Herzschlag stockte. Was würde mit ihr geschehen? Wie konnte sie aus der Mörderhöhle fliehen?

„Endlich seid Ihr munter! Ihr habt wahrhaftig einen gesunden Schlaf. Na, Euer Begleiter, der Hausierer, sagte, ich solle Euch nicht wecken, sondern ruhig

auschlafen lassen. Ihr könntet ihm nachkommen, bis zum Abend wolle er auf Euch in der Stadt warten. Er hat auch für Euch alles bezahlt und noch oben drauf das Frühstück, das ihr einnehmen sollt, ehe ihr aufbrecht. Kommt nun hinunter und eßt, ehe Ihr geht, eure Morgensuppe!“

Ohne ein Wort erwidern zu können, folgte Kathrin dem widerlich grinsenden Weibe nach der untern Stube, wo eine dampfende Suppe auf dem Tisch stand. Von den Männern war nichts zu sehen. Kathrin begriff, daß sie nichts thun dürfe, was den Verdacht bei der Frau erregen könne, daß sie irgend etwas von den Vorgängen der Nacht bemerkt habe. Sie zwang sich deshalb zu einigen gleichgültigen Worten, aß auch die Suppe, obzwar sie an jedem Pöffel voll fast daran erstickte, und es gelang ihr, die sie scharf beobachtende

Frau zu täuschen. Unbefangenheit heuchelnd, verließ sie, nachdem sie gegessen, das Haus, mit einem Dank, und dem aus dem Herzen kommenden, doch in andern Sinn, als es scheinen sollte, ausgesprochenen Wort „Vergelt's Gott!“

Die Frau zeigte ihr den Fußweg, der zu der Landstraße zurückführte, und sah ihr scharf nach. Kathringing, solange sie im Gesichtskreise der Frau war, langsam ohne rechts, links oder rückwärts zu blicken weiter, und als der letzte Schimmer ihrer Gestalt verschwunden war, wandte sich jene in das Haus zurück, indem sie murmelte: „Die Dirne hat alles verschlafen; wenn sie den Alten in der Stadt nicht findet, wird sie denken, die Zeit sei ihm mit dem Warten zu lang geworden. Verdacht schöpft sie sicherlich nicht! Wär's anders gewesen, würde sie lebend das Haus nicht verlassen haben!“

Kathrin ging auf der bald erreichten Landstraße so schnell sie vermochte vorwärts. Angst, Aufregung und die Trauer um den Gemordeten, mit dem ihr die kaum

gewonnene Hilfe wieder genommen war, raubten ihr fast den Verstand. Sie mußte in der Stadt Anzeige von dem Mord machen, aber wer würde ihr ohne Beweise glauben? Sie hatte keine Papiere, ohne jeden Ausweis kam sie selbst wohl gar in schlimmen Verdacht. Wenn auch nicht klar in ihrer Unerfahrenheit darüber, mußte sie doch soviel von dem, was



Die Verbrecher wurden nach der Stadt gebracht, wohin auch Kathrin gehen mußte.

ihre dabei drohte, um sich zu fagen, daß in jedem Fall Leid und Glend aller Art über sie hereinbrechen würden. Dennoch aber war sie fest entschlossen von dem Mord Anzeige zu machen. Sie lief mehr als sie ging, bis auf einmal ein Mann hinter den Bäumen hervor auf die Straße trat und sich ihr in den Weg stellte.

Mit ausbreiteten Armen hielt er sie auf und rief mit rohem Lachen: „Steh Schätzchen! Ist dir der alte Liebhaber untreu geworden und hat dich verlassen, so gräme dich nicht; sollst bessern Ersatz in mir haben. Komm', es wird dich nicht reuen, bist grad so recht nach meinem Geschmack, wie ich mir schon lange einen Schatz gewünscht habe. Mit einem lauten Schrei taumelte Kathrin zurück. Sie hatte den jungen Uhl, den Mörder Hagens, erkannt.

„Was schreiest du denn wie toll?“ sagte der Bursche und packte sie an den Schultern. „Bin ich dir etwa nicht gut genug, hergelaufene Dirne? Hüte dich, mich böse zu machen, und thue gutwillig, wozu ich die Gewalt habe, dich zu zwingen, sonst vertriebe ich dir die

Müden auf schlimme Art!“ Verzweiflung und Angst gaben Kathrin Kräfte, sich den Händen des Strolchs zu entziehen. Er rang mit ihr, ohne sie bewältigen zu können, aber dennoch schien ihr Widerstand vergeblich, denn mit den Worten: „Wart' ich helfe dir die wilde Rage bändigen,“ sprang der alte Uhl hurtig seitwärts aus dem Walde.

Kathrin schrie laut nach Hilfe, ehe die schwierige Hand ihres zweiten Angreifers sich fest auf ihren Mund legte, nur für einen Moment, dann sank sie herab. Kolbenschläge saukten hagel dicht auf die Köpfe der beiden Vagabunden nieder und Kathrin war befreit.

Sie starrte auf ihre Retter, die rasch die Hände der Missethäter banden und sich anschickten, dieselben mit sich zu führen. Es waren drei Männer, der Förster des Reviers mit zwei Jägerburschen. Sie hatten schon lange ein scharfes Augenmerk auf die ihnen als Wilddiebe verdächtigen Gesellen, ohne sie auf der That fassen zu können, da sie Hasen und Rehe in Schlingen fangend, lautlos ihr Wesen im Walde trieben. An dem Morgen nun hatte

die der Förster und seine Gehilfen wieder in verdächtiger Weise einerschleichen sehen und war ihnen unvermerkt gefolgt. So kam es, daß Kathrin im letzten Moment von ihren Bedrängern befreit ward.

Die Verbrecher wurden nach der Stadt gebracht, wohin auch Kathrin gehen mußte, und ohne Schem die Gefangenen des

Mordes anklage. Sie erzählte dem Richter, der sie verhörte, in klarer einfacher Weise ihre Geschichte. Der Förster erbot sich, solange, bis die Wahrheit ihrer Aussage bewiesen sei, Kathrin in seinem Hause aufnehmen zu dürfen. Bei der angestellten Untersuchung im Hause der Mörder fand man in einem Schuppen die Leiche Hagens und außerdem noch andere Beweise von dem langjährigen verbrecherischen Treiben der dort Hausfenden. Das Weib ward zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, die beiden Männer zum Tode verurteilt.

Die Nachforschung in der Heimat Kathrins ergab die Wahrheit der über sich selbst von ihr gemachten Aussagen. Das Mitleid aller, die davon hörten, ward rege, und es fanden sich manche, die gern etwas für die so hart vom Schicksal Verfolgte thun wollten. Der Förster aber und seine Frau boten ihr eine Heimat, und sie blieb bei dem ältlichen kinderlosen Paar als treue anhängliche Dienerin. Dreißig Jahre sind seitdem verflossen, Kathrins Haar ist ergraut, der Förster und seine Frau sind begraben, und haben der Treuen

zum Dank ihr Hab und Gut vermacht. Es ist nicht viel, für Kathrin aber ein Vermögen. Jetzt ward es ihr möglich, die nie vergessene Heimat wieder aufzusuchen. Es hatte ihr nicht an Freiern gefehlt. Die hübsche junge Witwe, die vom Förster nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Tochter gehalten wurde, ward von mehr als einem braven Mann zum Weib begehrt. Sie hätte ihr Glück in einer zweiten Ehe machen können, aber sie sagte: „Mein Herz und meine Gedanken sind beim Heini, ob er auch tot ist, ich lieb' ihn noch immer wie im Leben, und eines andern Mannes Weib kann ich nimmer werden. Solange meine Wohlthäter der Förster und seine Frau leben, gehö' ich denen. Von ihnen geh' ich nicht fort.“

Die Försterin überlebte ihren Mann fast zwei Jahre, dann folgte sie ihm ins Grab, und wieder ein Jahr darnach zog Kathrin in ihr Häuschen in dem Ardenner Walddorf ein, das sie sich auf demselben Fleck, auf dem das einst niedergebrannte gestanden, neu erbauen ließ. Außen und innen glich es dem alten trauten Heim, in dem sie ihr kurzes Glück genossen hatte, und die Erinnerung daran, die durch ihr ganzes Leben in ihr frisch geblieben war, erfüllte sie mit stiller Seligkeit. Oft flüsterter ihre Lippen: „Nimmer und nirgends lebten zwei glücklichere Menschen als mein Heini und ich!“

Kathrins bescheidene Mittel lassen sie unter den armen Dorfleuten als eine wohlhabende Frau erscheinen. Sie wird als über den Verhältnissen der andern stehend mit scheuer Zurückhaltung von denen behandelt, deren Eltern sie einst gleich einer Verbrecherin aus ihrer Gemeinschaft austrieben und sie der Verzeihung preisgaben.

Den Kindern ist Kathrin eine immer freundliche Uebreiche Schützerin. Sie sammelt alle die kleinen Geschöpfe um sich, vom zartesten Alter bis zu denen, die der Kindheit zu entwachsenden beginnen. Knaben und Mädchen finden in ihr eine Lehrerin und Beraterin, und ihr Wort gilt bei allen, denn sie wissen, niemand meint es so gut wie sie, und niemand hat soviel erlebt wie die Kathrin, die weit draußen in der Welt Erfahrungen gesammelt wie kein anderes.

Auf meinen Wanderungen durch die Berge und Thäler des Ardennerlandes, fand ich das abgeschiedene einsame Dorf und darin die alte Frau mit den stillen friedlichen Zügen, in denen innere Glückseligkeit erglänzte. Ich sah sie mitten unter der Dorfjugend, gesellte mich dazu, und ließ mir von ihr erzählen, was sie erlebte. So wie ich's eben konnte, habe ich's denn für den Kalendermann aufgeschrieben, damit er es seinen Lesern mitteilen möge.

Die rechte Mitte.

Eine Wundergeschichte.

1. Wie 's Wüßlers sich über ihren Hausmann wandern und er über sie.

Der Wendel und die Christel hatten an Pfingsten Hochzeit gemacht, nur eine Käsewechzeit ohne Schmaus und Kuchen und niemand war dabei als ihr Hausmann, der Weberweit. Am selben Tag waren sie in das kleine Häuslein da hinten am Bach eingezogen und seit dem Tag sind die drei Leute im Haus nicht aus dem Verwundern übereinander herausgetommen. Das junge Ehepaar schüttelte beständig den Kopf über den alten Weber, konnte nicht begreifen, wie man so leben, so in den Tag hinein lampeln könnte, wie ihr Vettermann. Seinen Sitz hatte er für die Lebenszeit in dem Häuslein, für sein letztes Ruheplätzlein droben im Kirchhof hatte er seinen Webstuhl bestimmt und für einen Platz

im Himmel ließ er den lieben Herrgott sorgen; in diesen drei Punkten war also nichts zu verwundern, daß der Weberweit sich keine grauen Haare und dicke Schwielen wachsen ließ. Aber wie er auch so gar nichts erwerben mochte an Vermögen, an Vorrat für die Zukunft, an einem Sparpfennig für Alter und Krankheit, wie er so gar nichts sorgen wollte für den kommenden Morgen, das war verwunderlich anzusehen. Er hatte freilich weder Kind noch Regel, um für sie ein Erbe zusammenzubringen, er war nie krank gewesen, und schien auch nicht altersschwach zu werden. Er hatte es immer gehalten: kommt der Tag, bringt der Tag! Hatte er einmal mehr gebraucht, so hat er auch mehr gewebet. Sonst immer gerade soviel, daß es ihm langte. Mit der Zeit hatte er eins ums andere von seinen paar Ackerlein versilbert und war gerade am letzten; er dachte, das werde neben dem bißchen Webern noch gerade reichen für das bißchen Leben. So saß er denn den größten Teil des Tages vergnüglich vor dem Häuslein, schnupfte hie und da zur Abwechslung, hatte die Hände gefaltet und drehte den rechten Daumen um den linken und — wunderte sich über seine Hansleute.

Sie thaten so hungrig und knickerig vom ersten Tage an, als hätte ihnen unser Herrgott die Erhöhung der vierten Bitte für alle Menschekinder in Afford übergeben, und hatten doch nur für sich selber zu sorgen, zwei frische gesunde Leute mit jungen Armen und Beinen. Sie thaten so bettelarm, als wären sie eben blutt und bloß wie Adam und Eva aus dem Paradies gejagt worden, und doch wußte der Weberweit, daß sie beide ein ganz nettes Vermögele hatten, sie das Häuslein und eine Wiese und Grasgarten von Eltern her und er ein paar Ackerlein; auch hatten beide als Knecht und Magd sich eine Aussteuer und bar Geld erspart, wie es heutzutage selten mehr unter dem jungen Volke vorkommt, trotzdem die Löhne drei und viermal höher sind als in damaligen Zeiten. Ja, der Weberweit wußte aus eigener Erfahrung, daß sie Geld hatten, denn sie hatten ihm das vorlegte Ackerle abgekauft und aufs letzte konnte er Geld holen, wann er brauchte. Und endlich wußte der Weberweit auch, daß die jungen Leute vom Herrenjörg, der eben zum Bürgermeister gewählt worden, ein paar große Acker in Pacht genommen hatten und den Pachtzins gleich hatten bezahlen können, denn der Herrenjörg hatte viel Geld gebraucht bei der Bürgermeistereiwahl. Der Weberweit konnte gar nicht herauskriegen, wovon eigentlich die Hausleute lebten, denn er merkte niemals Rauch im Schlot, sah niemals Wendel ins Wirtshaus gehen oder die Gretel zum Metzger; nur Brot buken sie viel — und die Schweine wurden auch nicht recht fett, da es keine großen Abfallbrocken gab und die Hausleute die saure Milch und Molken selber genossen. Auch mußte der Weberweit den Kopf schütteln, wenn er einmal einen Blick warf ins Zimmer seiner Bettersleute. Er hatte sich's doch auch bequem gemacht und war Junggeselle dazu; aber wie's bei den Hausleuten aussah, das war ihm doch zu arg. Weder Fenster noch Läden waren gefegt, Hühner und Enten, Gänse und Zicklein, ja sogar die jungen Ferkel liefen in der Stube herum und Mücken gab es darinnen zehnmal mehr als die Schwalben hätten vertilgen können, die sich in dem leicht verzeihlichen Irrtum, als ob die Stube ein Stall wäre, in dieser selbst angebaut hatten und ungeschert durch die drei zerbrochenen Fensterscheiben aus- und einflogen. Der Hof war vollends verwahrlost und im Hausgarten blühte kein Blümlein oder Würzkräutlein, nur Gemüse und

Kraut, das die Christel Samstags in die Stadt trug auf den Wochenmarkt. Endlich wunderte sich der Weberweit auch darüber, daß die beiden Leutein fast gar nicht in die Kirche kamen; und er wußte doch, daß es ihnen nicht wie dem Bettelpack und Lumpenvolk ging, das keine Sonntagskleider hat, sondern sie hatten ganz däßtliche Tuchgewänder im Schrank hängen als Mottenfraß; er meinte auch, sie hätten das bißchen Kirchenschlaf wohl brauchen können oder wenigstens so einen halben Dufel, wie er selber ihn so gern hatte, wenn Orgelklang und Predigtton und Sträußerduft einen im Sommer so lieblich einschläfern; denn wenn die Bettersleute sonst schliefen, das hatte der Weberweit noch nicht herausbringen können, was auch eigentlich nicht verwunderlich war, denn er schlief selber sehr fest von neun bis sieben und sie zwischen elf und eins oder zwei.

So wunderte sich der Weberweit über seine Hausleute, wie sie über ihn. Und wenn er so recht lange dageseßen und sinnliert und den Kopf geschüttelt hatte, dann nahm er eine Biße und schloß seine Verwunderungen mit dem Wort: „s sind eben Wähler!“ „Wähler!“ so sagten auch die andern Leute, ohne daß sie's vom Weberweit gehört hatten, und ehe man sich's versah, war das der Ohnname, den die jungen Leute im Dorfe hatten.

Dem alten Weberweit scheint übrigens das viele Wundern schlecht bekommen zu sein; er konnte eben so stetes Denken nicht vertragen. Er wurde eines Tages fränklich, lag ein paar Tage im Bett, ohne daß es seine Bettersleute, die stets draußen im Felde waren, merkten und war nach einer Woche gestorben; nur die Totenfrau hatte sich um ihn gekümmert und die bekam auch seine übrigen Sachen. Der Weberweit hatte es

auch richtig herausdividiert, oder vielmehr er nicht, denn im Rechnen war er nicht groß, sondern vielmehr Gevatter Tod; der holte ihn gerade ab, als der letzte Gulden für das letzte Aderlein draufgegangen war. Und so ließ der alte Weberweit gar nichts übrig, nicht einmal ein Gerde in der Leute Mäulern, Lob oder Tadel, denn man hatte gar nichts über ihn zu sagen, weder Gutes noch Schlimmes. Das ist nun freilich gar ein armseliges Leben, in dem alles aufgeht, wie im Redenexempel, namentlich wenn's heißt, Null von Null. Aber etwas lernen kann man aus jedem Leben. Und so hätten auch Wendel und Christel etwas vom Better lernen können und annehmen; dann hätten sie es zur rechten Mitte gebracht.

2. Wie sich die Leute im Dorf über 's Herrenjörgen wundern.

Es wäre schlimm, wenn alle Leute „Wähler“ wären, die nur auf der Welt sind zum Schinden und Plagen und einen Acker an den andern zu reihen. Wo sollte das hinaus? Wo wollte unser Herrgott Erde genug hernehmen, um solche Erdwürmer zu sättigen? Und

was gäb' es da für einen Krieg ums Erdreich, wenn es nicht auch andere Leute gäbe, Leute, welche zufrieden sind mit dem, was sie haben, wie der Weberweit, oder die es auch dazu kommen lassen, etwas herzugeben von dem Jhrigen. Solche Leute gab es natürlich auch in Dingskirchen.

Da waren zum Exempel Wählers Nachbarn, 's Bürgermeisters oder 's Herrenjörgen, wie ihnen die Leute sagten. Vorne breit in der Straße stand ihr stattliches zweistöckiges Haus mit Spiegelfenstern und Vorhängen, im Garten sah's aus wie im Hofgarten, und drinnen im Haus war's blink und blanz wie in einem herrschaftlichen Schloß. Dafür hatte aber auch die Schulzin zwei Mägde neben dem Knecht. Sah's vorher schon sauber und nett aus beim Jörgen, so richtete die Frau, die von fremdher ins Dorf kam, es erst recht fürnehm und nobel ein, wie sie's in der Stadt haben, so daß ihnen der Name „Herrenjörgen“ gegeben wurde, was sie sich auch gern gefallen ließen.

Freilich schickte sich so eine städtische Haushaltung auch für's Schulzen. Denn sie waren gar angesehen bei den Herrenleuten in der Stadt. Zur Erntegans und Kirchweih kamen die vornehmsten Herrschaften zu ihnen und ließen sich's schmücken, so daß ganze Kälber und Schweine drauf gingen und die Schulzin dreihundert Kuchen und fünf-hundert Fladen zu backen hatte; denn jedes bekam sein Kirchweihbündel mit heim. Und an Bettlern fehlte es auch nicht, denn das Schulzenhaus hatte ein gutes Renomme. Auch der Gendarm erhielt regelmäßig, wenn er kam, seinen Kaffee und im Winter noch seinen Schnaps. Und was der Ortsdiener in Küche und Keller genoß, davon hatte sein feurriger Schnurr-



So sah er denn den größten Teil des Tages vergnüglich vor dem Hausein.

bart und seine noch röttere Nase etwas erzählen können. Ja die Leute lebten und ließen leben! Weit und breit wurde aber auch die Gastlichkeit und der Reichtum und die Vornehmheit des Schulzenhauses von Dingskirchen gepriesen. Der Schulz und besonders die Herrenjörgin konnten stolz darauf sein und sie waren's auch.

Auch die Leute im Dorf redeten viel darüber und wunderten sich noch viel mehr. Sie konnten nicht verstehen, wie das gut thun und so fortgehen könne; der Schulze arbeitete nichts auf dem Feld und kam nur dorthin mit der Jagdflinte; die Schulzin aber wurde allein nicht einmal zu Hause fertig mit ihrer Arbeit. Auch wurde ein Acker nach dem andern verlehnt an s' Nachbars, „die Wähler“, so daß der Ertrag des Gutes von Jahr zu Jahr kleiner wurde. Das Schulzenamt konnte doch nicht gar viel eintragen, besonders da der alte „Doktor“ Balbierer die Schreibgeschäfte fast alle besorgte und dafür sich sehr saftig köcheln und bädeln und büßten ließ; die Jagd mochte auch nicht gar einträglich sein, da die Stadtherren häufig dem Herrn Schulzen die Ehre der Jagdgesellschaft gönnten und fast alle Hasen als Andenken und Geschenke „für die lieben

Hausfrauen' mit heimmahmen, die Nehe aber von der Frau Schulzin, die als eine ausgezeichnete Köchin von ihnen gepriesen wurde, sich zurecht machen ließen und des Schulzen Wein dazu tranken. Dazu der Aufwand an Kleidern, den die Schulzin jeden Sonntag in ihrem Stuhle neben der Pfarrbank zur Schau trug und gegen die die Frau Pfarrerin nicht aufkommen konnte! Die einen behaupteten, die Schulzin müsse ungeheuer reich sein; die andern aber zuckten die Achseln und meinten, der Jörg könne es wohl vertragen.

So rechneten und wunderten die Leute über 's Herrenjörgen mehr als diese für sich selbst rechneten; und manche prophezeiten kein gutes Ende. Die Leute predigen ja am liebsten andern. Solche Predigten sind aber wie die der Spaten auf den Dächern immer unsonst, schon deshalb, weil diejenigen, die's angeht, sie nicht hören. Bei den meisten Menschen helfen auch Predigten überhaupt nichts, auch die besten in der Kirche; da muß Gott selbst vom Himmel herunter predigen, nicht mit Worten, sondern mit Schicksalen, die man nicht bloß hört, sondern auch fühlen muß.

3. Wie sich die Leute nicht mehr wundern.

's Herrenjörgen hatten zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, wahre Wunder von Geschicklichkeit und Schönheit, was nun freilich auch wieder kein Wunder gewesen ist. Denn war nicht der Bürgermeister der geschickteste Mann im Dorf — neben dem Herrn Pfarrer und Kantor — und von guter Gestalt dazu? und wurden nicht der Herrenjörgin sogar von den Stadtherren Komplimente gemacht von wegen ihrer Schönheit und Bildung? Daber war's nicht zu verwundern, daß 's Herrenjörgen Ferdinand immer der oberste saß in der Schule; freilich haben manche Mißgünstige gesagt, das käme nicht davon her, daß der Bub' so geistig und fleißig wäre, auch nicht davon, daß der Kantor sich soviel mit ihm abgab in besondern Stunden, im Gegenteil, der Ferdinand wär' ein rechter Faulpelz und Thunichtgut, sondern die Bürgermeisterin sorgte dafür, daß der Lehrer den lieben Ferdinand nicht zu sehr plage und doch obenauf brächte. Auch von 's Herrenjörgen Döchterlein — sie hatte auch einen vornehmen Namen, sie hieß Amalie — soll die Flickanne gesagt haben, sie hätte nimmer mit Pfarrers Kindern umgehen dürfen, weil sie so eitel und näschig wär'; aber die Flickanne gehörte zu 's Herrenjörgen Gegenpartei und der Schulzin ihre Anhänger haben gesagt, 's sei der pure Neid und Eiferucht von der Frau Pfarrerin, weil ihre Döchter nicht so hübsch und gepunkt wären und auch nicht so gute Bissle bekämen.

Schwohl sie Nachbarn und gleichalterig waren, so durften doch 's Herrenjörgen Kinder nicht mit 's Wählers ihren spielen. Kein Wunder, denn 's Wählers Kathrine und Christoph waren schmutzig und roh, haben eigentlich auch nie spielen dürfen, sondern arbeiten müssen, sozusagen gleich wie sie auf die Welt gekommen sind, waren auch gleich stark und grobknochig genug dazu. Die Kathrine hat kaum zweijährig den Christoph hüten müssen, dann beide die Gänse; und das Geziefer und Vieh haben sie besorgt, wie sie noch nicht in die Schule gegangen sind. Gelernt haben sie fast nichts. Denn daheim haben sie keine Zeit dazu gehabt und in der Schule haben sie meistens geschlafen aus Müdigkeit vom Grassholen, Schneiden und Dreschen.

Damals kam ein junger Lehrer in's Ort, der dem alten Kantor an die Hand gehen sollte, denn der war sehr gebrechlich und schwach. Dieser Un-

terlehrer machte nun der Bürgermeisterin vor, wie die höchste Bildung sei, Klavier spielen zu können, und wenn ihre Amalie gebildet werden wolle, müsse sie Klavier spielen lernen. An einem Abend war ein großes Aufsehen vor 's Herrenjörgen. Da hielt vor dem Haus ihr Wagen, der aus der Stadt gekommen war, und darauf war außer dem Bürgermeister und dem Herrn Lehrer ein großer gelber Kasten. Das wäre das Klaffzimbel, sagten die Leute. Von da an gab es zwei große Parteien im Dorf. Die einen standen abends vor dem Haus und horchten, wie der Herr Lehrer das Klaffzimbel schlug und den Lautenbacher und „Konstantz liegt am Bodensee“ spielte; die pffisen und -tanzen drunten. Die andern aber spotteten und meinten, die Amalie sollte lieber am Backtrog und Waschzuber runtfingern, sonst heiße es noch: Lustige Musik und hungrige Musikanten!

Zu dieser Zeit war der Ferdinand schon einige Zeit in der Stadt und sollte Kaufmann lernen. Eines Tags muß etwas vorgefallen sein; da fuhr der Bürgermeister plötzlich in die Stadt und kehrte ganz verstört heim. Man munkelte davon, der Ferdinand hätte mehr gebraucht, als sein Vater dem verzogenen Buben hätte geben können, da hätte er einen Griff in den Geldkasten gethan und sei von seinem Meister davon gejagt worden. Der rote Klaus, der Ortsdiener, aber ließ verlauten, es hätte dem Ferdinand die Kaufmannschaft nicht gefallen und da sei er fort und wegen seiner großen Geschicklichkeit sei er in die französische Ehrenlegion aufgenommen worden; da wär' er gleich Korporal geworden und wäre nächstem General oder Feldmarschall. Der Bürgermeisterin muß es aber doch hart angegangen sein, daß ihr liebes Söhnlein so weit weg war, drinnen in Afrika; denn sie fiel merkllich vom Fleisch und der Bürgermeister ging auch herum wie ein Schatten und man fürchtete sich beinahe, wenn man ihm draußen im Wald begegnete mit seiner Pike und seinem finstern Gesicht. Auch ließ das Gelaufe mit den Stadtherren eine Zeitlang nach. Doch dauerte das nicht lange. Die Herrenjörgin wendete doppelt soviel Stolz und Kosten auf ihre Amalie und that sie auf ein Jahr in die Stadt, damit sie hohen und Bildung lerne, und nebenbei auch einen reichen und vornehmen Mann fange.

Ein ganz ander Ansehen hatte es mit des Nachbars Kindern. Kathrine war nicht nur eine geborene Wählerin, sie schien Vater und Mutter noch übertreffen zu wollen. Keine Arbeit war ihr zu schwer oder zu viel; sie war früh die erste und abends die letzte; das schimmeligste Brot und die wasserfächtigsten Kartoffeln, die niemand wollte, waren ihr immer noch gut genug; die größten und verflüchteten Kleider trug sie am liebsten, ihr rauhes Haar bekam nie einen Tropfen Fett zu fühlen und die Stirne am Sonntag sich mit Butter zu reiben, wie die andern Mädchen thaten, wäre ihr als eine gottlose Verschwendung vorgekommen. Mit Christoph war es nicht anders, er plagte sich dreimal ärger wie der geschundenste Knecht, aber am Sonntag einen Schoppen oder gar am Festtag einen Tanz mochte er sich nie gönnen; er raderte sich redlich ab und sparte um die Wette mit seinen Eltern, um ein Ackerlein nach dem andern sein nennen zu können; das tröstete ihn auch reichlich für die Verachtung und Spöttelei, die er von den Burschen im Dorfe leiden mußte. Nur eine kostspielige Leidenschaft hatte Christoph, die er aber vorläufig nicht befriedigen konnte und wollte: für Gäule. Um's Leben gern wäre er mit einem Paar

stolzen jungen Fuchsen gefahren, wie sie Bürgermeister's Knecht einspannte. Aber er mußte sich zuerst mit Kühen und dann mit langsamen Ochsen begnügen, bis er es endlich mit Rossen wirklich zu thun bekam.

Das geschah, als er Soldat werden mußte. Denn er wurde Dragoner, freilich zum großen Schrecken seiner Eltern; denn bei der Reiterei kostete's mehr als bei der Infanterie. Das bekamen sie nun auch reichlich zu fühlen. Zwar anfangs ging's noch. Aber allmählich kamen Briefe auf Briefe, alle voll Klagen um Geld. Da kostete das Wickszeug soviel, der weiße Thon war so teuer, und bald hatte der arme Christoph ein Sattelleisen verloren, bald einen Sporn, und er mußte alles bezahlen. Einmal hatte ihn ein Pferd geschlagen und er konnte die Wunde nicht anders heilen als durch die Salbe eines Wunderdoktors, die aber viel Geld kostete. Als er wieder gesund war, hieb er aus Born den Schläger; da wurde dieser unbrauchbar, mußte verkauft werden und der gute Christoph darauflegen, was das neue Pferd mehr kostete. Schließlich wurde der Unglücksmensch auch noch krank und als er zur Genesung kam und kräftige gute Kost, auch hie und da Wein bedurfte, hatte er das nicht, denn im Spital ging es gar schrecklich ärmlich und hungrig zu. So schrieb der arme Teufel an seine entlegten Eltern.

Da machte sich eines Sonntags früh morgens vor Tagesanbruch der Vater mit einer ordentlichen Tracht Schwars: Schinken, Eier und Brot auf nach der Stadt zu seinem kranken Sohn. Es war ein langer Weg und Wendel hatte kurze Beine, eine Eisenbahn gab's nicht, wäre auch den Wähler zu teuer gewesen; so kam er erst nachmittags in der Stadt an. Aus einem Wirtshaus kam ein alter Jude heraus, der den beladenen Wendel aufmerksam ansah, so daß dieser sich ein Herz faßte und nach der Reiterkaserne fragte. Die wäre gleich dort, sagte der Jude, aber wenn er etwa zu seinem Sohn wolle, so treffe er ihn schwerlich drinnen, denn die Soldaten seien alle ausgegangen, sehr viele säßen in dem Wirtshaus nebendran, der goldnen Traube. Wendel war hungrig und durstig und matt aufs äußerste. Da dachte er, er wolle ins Wirtshaus gehen, ehe er seinem kranken Sohn unter die Augen träte und zwar war ihm die goldne Traube recht, denn wo die Soldaten hingehen, dachte er, muß es billig sein, vielleicht könne er auch über seinen Christoph etwas hören. Ging also in die goldene Traube, setzte sich in eine Ecke, bestellte ein Glas Bier, zog Brot und Käse aus der Tasche und

frug an sich zu erfrischen. Die Stube war mit Dragonern gefüllt, die lärmten und zechten und waren sehr lustig, so daß Wendel dachte, so gar schlimm mußte es denn doch nicht unter den Soldaten sein. Er sah, es waren die roten Dragoner, das Regiment seines Christoph, ja er meinte einmal sogar, dahinten ihn zu sehen; aber er mußte sich getäuscht haben, denn der Reiter war in seines Tuch gekleidet, wie's die Offiziere haben, wurde von seinen Kameraden geehrt und leben lassen und als er Wendelin bemerkte, stand er auf, ging zur hintern Thüre hinaus und kam nicht wieder. Endlich wagte Wendel einen Soldaten anzureden, ob er von der dritten Schwadron sei und einen aus Dingstirchen kenne, den und sei. „Ei freilich,“ lachte der Reiter, „wer kennt den nicht? Der ist's ja, der uns heute wieder traktiert, den ganzen

Zug, vom Wachtmeister bis zum Rekruten. Ein flotter Kerl, der stolze vom ganzen Regiment!“

Und freigebig, was draufsteht! Seid Ihr aus seinem Ort? Di könnt' Ihr auch mittrinken. Heda, Christoph! ein Landsmann! Wo ist er denn? Fort? Ei, er wird den Mädels nach sein, in den Lindengarten, 's ist heut dort Musik. Kommt, wir gehen ihm nach, wenn's Daß leer ist.“ Damit wandte sich der Soldat ab.

Wendel schwindelte es. Der redselige Soldat kam wieder und brachte ein volles Glas: „Da, trinkt, Alter, es kostet nichts, 's geht auf dem Christoph seines Alten Kerbholz; das ist ein steinreicher Hofbauer, der kann schon ein Schröpfen vertragen. Er schickt seinem Buben auch tapfer Geld und was davon nicht langt, das schafft der Jud auf's künftige Vermögen; der Jzig ist vorhin wieder mit ihm zusammenge-

steckt. So ist das Soldatenleben, lustig und durstig! Aber fehlt Euch was, Alter, Ihr seht ja so blaß und zittrig aus? Habt Euch wohl überlaufen in der Sonnenhitze! 's ist freilich weit von da hinten her, Ihr hättet Euch ein Supplein machen lassen sollen und Braten und einen Schoppen Noter dazu. Seid aber wohl ein armer Schlucker. Wenn der Christoph da wär' und wüßt', daß ein Landsmann hier ist, würde er's Euch bezahlen.“ Damit ging er wieder.

Wendel wollte hinaus, es war ihm, als läge der Himmel auf ihm, er mußte nach Luft schnappen. Er ging umher wie ein Irreer, er fragte in der Kaserne nach Christoph Werkmann in der dritten Schwadron, ob er nicht im Spital krank liege? Die Soldaten an der Wache lachten ihn aus; ja der und krank! sei's nie gewesen und wär's auch nicht, er habe heute wie-



„Da, trinkt, Alter, es kostet nichts, 's geht auf dem Christoph seines Alten Kerbholz.“

der Urlaub vom Wachtmeister — gutgeschmierten — und käme heut nimmer heim. Wendel ging in den Lindengarten auf den Tanzboden, fragte, spähte und sah sich die Augen aus; kein Christoph ließ sich sehen oder erfragen. Er ging offenbar seinem Vater aus dem Wege.

Es war spät nacht geworden. Wendel ging heim mit dem vollen Zwerschack auf der Achsel. Es war ein Gewitter losgebrochen nach dem schwülen Tag. Es donnerte und blizte, es schüttete und goß, Wendel spürte es nicht; es war stockfinster, aber er verirrete sich nicht, er war heute schon fünfzehn und sechzehn Stunden herumgelaufen, er mußte eigentlich todmüde sein, er spürte aber nichts; er hätte laut schreien und heulen mögen, er brachte aber keinen Laut heraus. Des andern Morgens kam er heim, die Leute wichen ihm aus, er sah aus wie ein Gespenst. Vor seiner Thürschwelle sank er um und wurde erst spät von seinen Leuten gefunden; er redete irr und war krank, ein hitziges Fieber warf ihn nieder.

Am Abend wußte das ganze Dorf die Geschichte vom Christoph und sprach darüber, aber nicht gerade mitleidig, im Gegenteil, jeder gönnte es den Wählern. Keiner wunderte sich, daß der brave „eingezogene“ Christoph sich so umgewandelt und ausgeschlagen habe, daß der Denhocker ein Prahlhans, der Knicker ein Verschwender, der Wähler ein Taugenichts geworden sei. Das hätte so kommen müssen, sagten die Leute, 's wäre gar nicht anders zu erwarten gewesen. Und der Gesellschaft und Nachbarschaft wegen wurde jetzt auch die Geschichte mit dem bösen Früchtlein, des Herrenjörgen Ferdinand, aufgewärmt und mit Wis und Bosheit gefalzen und gepfeffert. Und alle Reden wurden mit dem kräftigen Spruche geschlossen: Wenn's noch ärger käm' mit 's Herrenjörgen und Wählern, so würden sie sich gar nicht verwundern.

4. Wie sich die Leute am Ende doch wieder verwundern.

Und es ging wirklich, wie die Leute prophezeit hatten, noch schlimmer, wenigstens zunächst; hinterher kam es aber ganz anders, als sie sich eingebildet hatten und so mußten sie sich am Ende doch noch verwundern.

Nämlich der Christoph kam endlich vom Militär zurück und das war sehr nötig für 's Wählern. Denn der Alte wollte sich nur sehr langsam erholen und Arbeit gab es genug. Die aber schmeckte dem Christoph gar nicht mehr, und die Bauernkleider standen ihm gar nicht mehr an. Mit dem Heuwagen hielt er vor dem Goldenen Löwen und saß beim Bier, und beim Mistföhren rauchte er Cigarren. Morgens stand er spät auf und abends spät stand er am Zaun und liebschäftelte mit 's Herrenjörgen Amalie.

Ja, die Herrenjörgen Male, wie die Leute sagten, gab sich mit Wählern Christoph ab. Darauf hätte man sich wohl verwundern können; ist aber gar nicht nötig, sondern es ist sehr natürlich zugegangen. Die Male war nach einem Jahr wieder aus der Stadt gekommen und zwar allein, ob es gleich an ihr nicht gefehlt hätte, im Gegenteil. Aber trotzdem hat weder ein Pfalzgraf noch ein Oberamtman sich von ihrer Schönheit und Bildung bezaubern lassen, nicht einmal die Padenbieter oder Wirtsföhne haben angebissen, trotzdem sie den Reichtum ihres Vaters als recht dicken Köber herausschängen ließ. Und aufs Dorf ist ihr auch keiner nachgelaufen; nur einmal ein Schneider, der aber ist heimgeschickt worden und wie! Auch der Unterlehrer, der sie zuerst auf den Weg der Bildung gebracht hatte, wurde abgewiesen, obwohl es die Male

später bereut haben soll. Denn sie wurde allmählich ältlich und war nahe daran, überständig zu werden. Da kam denn der Christoph noch gerade recht. Er war ein stattlicher sauberer Bursch, jetzt stolz dazu und hatte auch etwas Bildung aus der Stadt mitgebracht. Auch war's allmählich der Male klar geworden, daß Wählerns Vermögen wie der zunehmende Mond sei und ihr eigenes wie der abnehmende; die Male aber wußte ganz gut zu rechnen.

So haben sich denn die Leute nicht gewundert, wie's hieß, 's Wählerns Christoph und 's Herrenjörgen Male seien Brautleute. Die Hochzeit wurde in der Stadt gefeiert, und dort blieben auch die jungen Leute; denn der Christoph mochte das ewige Jaunern seiner Eltern und Schwester und die ganze Wirtschaft in ihrem Haus nicht mehr aushalten und die Male schämte sich ein wenig vor ihren Landsleuten und hatte Gelüste nach dem städtischen Leben. So wurde Christoph mit Hilfe seiner guten Freunde in der Garnison Leibkutscher bei einem Prinzen oder einem Baron, man wußte es nicht recht.

So ging's bis zum Michelistag im folgenden Jahr. Das war ein merkwürdiger Tag in Dingskirchen. Es war Bürgermeistervahl und ein harter Kampf wogte hin und her zwischen den Herrenjörgen und der Gegenpartei, die allmählich und immer mächtiger herangewachsen war seit den 18 Jahren, daß der Herrenjörg Bürgermeister war. Mit Bittern und Bangen saß die Schulzin in ihrer Stube und wartete auf den Ausgang. Sie hatte das Argste zu fürchten, denn der Gegner war reich und der Herrenjörg konnte nicht Geld genug aufbringen, um ihn durch Freitinken zu überstechen. Sogar der Spießglas, der Ortsdiener, war abgefallen, trotzdem er tagüber im Haus ein und ausgegangen und soviel Gutes genossen hatte; vielleicht gerade deswegen, weil er dadurch wußte, wie's bei 's Herrenjörgen stand. Da kam der Briefträger und brachte einen Brief aus der Stadt; er war von der Male und meldete, daß ihr Mann aus dem Dienst gejagt sei und die Eltern möchten ihnen dazu helfen, daß sie nach Amerika auswandern könnten. Es wurde der Bürgermeisterin schwarz vor den Augen. In dem Augenblick stürzte ein Haufen Männer aus dem Rathaus und schrien: „Vivat der neue Bürgermeister! Vivat, der Heilinger soll leben!“ Das war zuviel für die unglückliche und starkbelebte Frau. Sie stürzte vom Schläge getroffen hin und als ihr Mann bleich herein wankte, fand er sie leblos am Boden, den Brief in der Hand.

Das war aber noch nicht alles Unglück an diesem Tage. Als Wendel in's Herrenjörgenhaus kam und unverhofft die tote Frau sah, — er konnte nämlich kein Totes sehen — und zugleich die Geschichte vom Christoph vernahm, bekam er einen neuen Anfall seiner Krankheit. So war also in beiden Nachbarhäusern Trauer und Jammer. Der Herrenjörg ging ganz verstört umher und wußte die Haushaltung nicht zusammenzubalten. Es drückte ihn eben zu viel: die verlorne Frau, das verlorne Bürgermeisterramt und das verwirtschaftete Vermögen. Er war anfangs ganz unfähig, sich aufzuraffen und anzugreifen. Und es läßt sich gar nicht sagen, wie es gegangen wäre, wenn nicht der Ludwig sich der Sache angenommen hätte.

Der Ludwig war das jüngste Kind von 's Herrenjörgs; er hatte nie eine Rolle gespielt in der Familie, er sah der Bürgermeisterin nicht hübsch und geschick genug aus, die Kindsmagd hatte ihn fallen lassen, daß er im Gesicht einen Riß bekam, der später ausfiel,

wie eine Naibe von einem Duell, und die Mutter behauptete, es g'he ihm auch am Verstande nach, daß er auf den Kopf gefallen sei. So wurde er zurückgesetzt, wurde nicht herbeigeholt, wenn vornehmer Besuch da war, wie die zwei ältesten Kinder, mit denen die Bürgermeisterin Staat machte, sondern er wurde immer verdeckt und verleugnet. So war er ein zurückgezoener Mensch geworden, der nicht viel auf sich hielt, aber sich desto mehr Mühe gab, daheim und in der Schule, seine angeborenen oder angefallenen Fehler zu verbessern. Die Dienstboten im Hause hatten ihn gern, die Leute konnten ihn besser leiden als den verzogenen Ferdinand und die hoffärtige Amalie, suchten ihn auch wohl aufzureizen gegen diese und seine Eltern; das gelang aber nicht. In der Schule war er der beste Schüler. Der Herrenjörg selbst hat in seinem Herzen seinen Ludwig gern gehabt und ihn vorgezogen aus Mitleid mit ihm und aus Widerspruch gegen die Zwangsherrschaft seiner Frau. Aber merken lassen durfte er das nicht. Ludwig durfte nur mit dem Vater in Bürgermeistereisachen zusammenstehen und schreiben, war auch bald so weit, daß er alle Geschäfte führen konnte, und

der Ratschreiber, der „Doktor“, der ihn auch eingeführt hatte, entbehrlich wurde. Der „Doktor“ hatte sich bei der Bürgermeistereiwahl am Wein übernommen, denn aus Unparteilichkeit hatte er abwechselnd mit der Herrenjörger- und der Heilingerpartei getrunken. Als er nun gestorben war und ein Ratschreiber nötig wurde, so setzten es die alten Anhänger vom Herrenjörgen, die im Gemeinderat noch am mächtigsten waren, durch, daß der Ludwig als Ratschreiber angenommen wurde, obgleich er noch so jung war, denn es gab keinen,

der die Stelle versehen konnte. Der neue Bürgermeister war es am Ende auch zufrieden, denn keiner hätte ihn so gut einführen können als der Ludwig, ja ohne ihn wär's gar nicht gegangen, und dabei ließ er den Bürgermeister nie den Widerpart merken. Auch war Ludwig, wie er's gewohnt war, äußerst fleißig und tüchtig im Haus und auf dem Felde und brachte seinen Vater dahin, daß er mit angriff und bald große Freude an der Landwirtschaft bekam, namentlich am Vieh, so daß er auch das Jägdeln sein ließ. Infolge dessen war der Vater auch weniger gedrückt als sonst, obgleich es ihn hie und da übermannte, wenn ihm seine zwei Kinder in der Fremde in den Sinn kamen und der drohende Zusammenbruch seines Wohlstandes, der sich doch nicht auf die Länge vertuschen ließ. Der war bisher noch immer bemäntelt worden, denn die Gläubiger oder vielmehr die Besitzer seines Gutes waren die Wähler und diese waren verschwiegene Leute; aber seit dem Übergang der Bürgermeisterei mußte der Stand seines Vermögens mehr und mehr offenbar werden.

In Wählers Hause ging es traurig zu. Der Vater lag noch immer bedenklich darnieder; sein ausgemergelter Körper konnte den wiederholten Angriffen von Freund Hein auf sein Leben wenig Widerstand leisten.

Er wurde immer schwächer und schwächer. Die beiden Weibsleute waren ganz außer sich vor Jammer und und Glend; was durch die lange Krankheit veräümt wurde, was der Doktor und Apotheker kostete, was an kostspieligem Essen und Trinken draufging: die Haare stiegen der Mutter und der Tochter zu Berg, wenn sie's überrechneten. Die Kathrine ließ ihren Zorn am Erdreich aus, und hatte sie vorher schon geschafft wie ein Feind, so schaffte sie jetzt wie ein Türke oder ein Teufel. Die Christel that auch noch knickeriger als vorher, brachte aber gar nichts mehr zuwege, so zerfahren und verwirrt war sie. Dabei war sie ein wahres Jammerbild, so verfallen war ihre robuste Gestalt, sie klagte ohne Aufhören über ihr Unglück und wollte zweifeln an Gott und der Welt. Das einzige Wesen im Hause, das man noch ansehen und anhören konnte, war die jüngste Tochter, das Meiele. Meiele war ein Spätling, kam ganz unerwartet in die Welt und wurde von Schwester und Bruder, ja sogar von der Mutter mit scheelen Augen angesehen, zumal, als sie sich als ein zärtliches Ding erwies, das Recht's nichts war zum Arbeiten. Dagegen war sie der Liebling des



Als ihr Mann hereinwankte, fand er sie leblos am Boden den Brief in der Hand.

Vaters, wie ja immer das Nestkegel von den Vätern besonders gehätschelt und vorgezogen wird, sogar von solchen, die gegen die ältern Kinder nichts weniger als zärtlich waren. So hing auch Meiele an dem Vater; sie hatte ihn bei der ersten Krankheit gepflegt, sie hatte es durchgesetzt, daß statt der alten Walburg, der Wunderdotorin, ein rechter Doktor gerufen wurde, sie hatte das obere Zimmer, in dem der Kranke lag, sauber und niedlich hergerichtet, hatte sogar Nägeln und Beigeln, Leuchtlojen und Rosmarin ans Fenster gestellt. Sie hat bei der Bürgermeisterei um Sippeln und Brätlein gebettelt, und selber dabei zugehoben und es abgeguckt, wie sie's machte, so daß Meiele es bei der zweiten Krankheit selber fertig brachte. Sie wendete ihre Sparkasse auf, um dem Vater etwas Gutes zu verschaffen, Wein oder Torte oder was er gerne aß, weil Mutter und Schwester das um Himmels willen nicht zugegeben hätten. So kam's, daß Wendel es eigentlich in seinem Leben nie so gut gehabt hatte als in seiner Krankheit; das erstemal hat er sich dagegen gewehrt, aber jetzt in der zweiten Krankheit ließ er sich's gefallen. Aber nicht bloß die Brühen und Kuchen und Braten, die Meiele ihm brachte, schmeckten ihm, sondern auch das ganze Schalten und Walten seines Töchterleins thaten ihm wohl; er fühlte sich unbefriedigbar wohl, so sanft gepflegt, so rücksichtsvoll und liebevoll behandelt zu sein. Er wurde ganz weich, er horchte mit inniger Freude auf das freundliche Geplander Meieles, es that ihm wohl, wenn sie an seinem Bette saß auf einem Schemel und er ihre glänzenden goldigen Haare streichelte; und er war gerührt und erbaut, wenn sie mit ihrer hellen weichen Stimme ihm aus dem Starlenbuche vorlas. Kurzum, er wurde ein ganz anderer Mensch; der Wähler war ganz abgestreift,

wie die raube braune Haut, die er im Bett verloren hatte. Und wer von unten von der schmutzigen düstern Stube mit den trüben Scheiben und noch trübem Besichtigen heraufkam in die Krankenstube mit dem blendendweißen Bett, den blühenden Blumen, dem freundlichen Meiele und dem Vater mit dem zufriedenen friedlichen Gesicht, der hätte geglaubt, er käme in eine ganz andere Welt, aus der Erde in den Himmel oder so. Ja, der sonst nie zufriedene und nie ruhende Wendel war zufrieden und ruhig geworden. Er jammerte nicht, daß er nicht mehr arbeiten könne, ja, er klagte nicht einmal, daß er sterben müsse. Diese schmerzlose Krankheit mit ihrer zunehmenden Schwäche, die Pflege, die ihm so sanft that, die Ruhe und Stille, die es ihm möglich machten, bei sich selbst einzusehen und an seine Seele und die Seligkeit, an Gott und den Himmel zu denken, das kam ihm vor wie ein Vorgehmac von der Sabbatsruhe im ewigen Leben; darum fürchtete er sich nicht vor dem Tod, sondern freute sich eher darauf.

Eines Sonntags schickte Wendel Meiele hinaus, ließ die Mutter kommen und lange waren die zwei miteinander allein. Die Mutter kam mit verweinten Augen heraus, der Vater aber lag friedlich und beinahe fröhlich da, als sei er seiner letzten Erdenflege losgeworden. Nach acht Tagen trugen sie ihn hinaus auf den Gottesacker. Die Mutter wurde jetzt still und ernst. Sie war von jetzt an auch wie umgewandelt. Sie hatte bisher nie ans Sterben gedacht, zum erstenmal war der Tod mahnend in ihr Haus getreten. Sie war furchtbar erschreckt. Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, daß auch für sie eine Stunde komme, wo sie nicht mehr arbeiten und erwerben könne, und wenn sie auf dem Acker oder im Garten grub, kam ihr immer ihr Grab vors Auge. Ihr Mann mußte an jenem letzten Sonntag sehr eindringlich auf sie geredet haben, und es mußte das einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht haben; denn nicht der Pfarrer redete so, wie es seine Art und sein Amt ist, sondern ihr Mann, derjenige, der bei gesunden Lebtagen gerade so gedacht und gehandelt hatte wie sie, und mit und neben ihr geschäft und geknickert hatte und er redete von der Kanzel, die man nicht alle Sonntage sieht, vom Totenbett herunter. So sahen die Leute mit Verwundern, wie bei 's Wühlers ein ganz ander Wesen anfing. Das Meiele besorgte die Haushaltung, hielt die Stube rein und freundlich, kochte, so daß die Wühlers sich an ein menschlich Essen gewöhnten und es ganz gut vertrugen. Der Schornstein rauchte, die Fenster blinkten und Blumen standen davor, der Garten bekam ein ganz anderes Ansehen. Am Sonntag gingen sie in die Kirche. Kurzum, die Wühlers lebten allmählich wie andere Leute.

Aber noch weiteres trug sich zu. Der Christoph bekam das Geld und damit die Möglichkeit, nach Amerika auszuwandern. Er war am Sterbebett seines Vaters gewesen und der Gedanke, daß er eigentlich den Nagel zu seinem Sarge geschmiebet hätte, drückte ihn schwer, dazu kam der Ernst und die Sorge, die das Familienleben mit sich brachte. Es schien, als ob er anders werden und drüben in der neuen Welt auch ein neues Leben anfangen wollte. Er war kaum ein Jahr fort, so wurden die Dingskircher durch ein neues Ereignis in Verwunderung gesetzt. 's Herrenjörgen Ludwig und 's Wühlers Meiele waren Bräutigam und Braut und so habe es Wendel auf seinem Totenbett seiner Frau eingebunden, denn er habe schon lange gemerkt, daß die zwei einander gern hatten. Dadurch blieben die beiderseitigen Güter, die ohnedies schon zueinander geschlossen waren, beisammen; der Altbürgermeister konnte in seinem Haus bleiben und alles würde ins alte Geleise eingereckt werden. Die jungen Leute zogen in das schöne große Herrenjörgenhaus, während



Sie stießen unter einander an darauf, daß sie alle zusammen gekommen seien und christlich arbeiten und leben gelernt hätten auf der rechten Mittelstraße.

die zwei andern Weibskinder in dem kleinen Häuslein hinterm Weg blieben. Am wenigsten zufrieden mit diesen Dingen schien anfangs die Kathrine und auch die alte Christel konnte sich manchmal nicht recht dareinfinden. Als aber ein Enkel und Nefse drüben ankam, da söhnte sich nicht nur die Großmutter, sondern auch die Ruhme Kathrine mit den neuen Verhältnissen aus; ein ganz neues Gefühl erwachte in ihr, eine Art mütterlicher oder muhnenhafter Neigung zu dem kleinen Wendelin und so wurden die beiden Frauen, die bisher nur aus Schaffen gewöhnt waren, mit ganz neuen Gedanken und Geschäften bekannt, die das weibliche Wesen

und Gemüt wohlthuend auch bei ihnen verrieten. Sechs Jahre nach dem Unglückstag war wieder Bürgermeistervahl in Dingskirchen, es war um die Osterzeit. Die Partei des damals gewählten Bürgermeisters war seitdem ziemlich klein und kleinlaut geworden, denn der Bürgermeister zeigte sich gar ungeschickt und hochfahrend dazu. Da brauchte es diesmal gar keines Freitritkes, der auch dem Ludwig zuwider und vom Amt aus streng verboten war. Es wurde diesmal fast einstimmig der bisherige Ratschreiber, 's Herrenjörgen Ludwig gekürt. Am andern Sonntag war bei ihm wieder Kindtaufe für seinen dritten Bubcn. Da kam ein kleines Päckchen mit fünf Siegeln aus Kalifornien. Das war vom Ferdinand, welcher für den kleinen Tausling als Pate geladen war. Der Ferdinand hatte nämlich den Feldzug des Napoleon in Mexiko mitgemacht, war von dort aus geflüchtet und hatte in Kalifornien sich ein Vermögen erworben und als solider Kaufmann niedergelassen. In dem Päcklein lag ein Duzend erb-

fengroße Goldföner, das sollten „kalifornische Oester-ier“ sein für den kleinen Paten. Außerdem war ein Bild darin von einem schönen jungen Mädchen, das sollte Ferdinands Braut sein, er bitte den Vater um seine Zustimmung und seinen Segen und lade alle zu seiner Hochzeit ein auf den Johannistag. Auch war ein schöner Gruß drinnen von Christoph und seiner Frau, die auch in Kalifornien waren und dort eine große Pferdezüchterei hielten auf einer Weide, die dreimal so groß sei als die ganze Dingskircher Gemarkung. Und das alles sei sein, und 235 Pferde dazu. Jedes von seinen sieben Kindern habe sein eigenes Reitpferd und seine Frau, die Amalie, zwei, sie sei aber ganz schaffig und haushälterisch geworden, denn Amerika und der Christoph habe sie's gelehrt. Da stieß die Taufgesellschaft an auf die Amerikaner und ließen sie leben. Ludwig aber nahm nachher ein Glas und ging mit seinem Vater, seiner Schwiegermutter und Schwägerin in die Kammer zu Meiele und stießen untereinander an darauf, daß sie alle zusammengekommen seien, Wühlers und Herrenjörgen und christlich arbeiten und leben gelernt hätten auf der rechten Mittelstraße und daß Gott am Ende alles so gut gemacht habe!



Die Geringsten.

Von
H. Willinger.

ie standen des Sonntags ganz hinten an der Kirchenthüre, der Besen-Jean auf der Männerseite, die Vieh-Marie auf der Frauenseite. Beide waren auch noch mit einem Gebrechen be-

haftet: die Vieh-Marie mit einem physischen, sie hatte einen krummen Rücken; und der Besen-Jean mit einem moralischen, er hatte im Zuchthaus gelesen. Bezeichnend für das weiche Gemüt des Mannes ist der Umstand, daß er nach seinen zwei Jahren Zuchthaus gleich wieder ins Vaterstädtchen zurückkehrte, wo man ihn nach reiflicher Überlegung, gerade als er nahe daran war, Hungers zu sterben, als Strafenlehrer anstellte. Nichtern war er gar nicht uneben, sogar ein bißchen flott mit seinem martialischen Schnurrbart. Hatte er jedoch getrunken, so war der ganze Kerl ein elender Jammerlappen.

Unbegreiflicherweise sehnte er sich stets nach diesem Zustande und es war einst geschehen, daß er um einiger Gläser Schnapfes willen einer Bande Diebe als Helfershelfer beigegeben hatte, wofür er auch richtig ins Zuchthaus kam. Die Vieh-Marie wohnte in der

„Krone“, in einem Verschlag neben dem Stall. Ihr Vater hatte als Knecht beim Kronenwirt gedient, und so lieb man sie in Gottesnamen im Haus. Sie führte im Sommer die Gänse des Städtchens auf die Weide und strickte dazu. Jetzt war sie dreißig Jahre alt, und in diesem Zeitraum hatte sie drei Ereignisse erlebt. Das erste bestand darin, daß sie einen Brief von ihrem Vater erhielt, der nach Amerika ausgewandert war. „Liebe Marie,“ lautete der Brief, „ich bring' mich durch, und wenn du dich auch durchbringst, so ist das die Hauptsach! Dein getreuer Vater.“

Die Vieh-Marie heftete sich den Brief über ihr Bett und las ihn alle Tage; es war ihre einzige Freude, und ihr einziges Glück, daß der Vater sich durchbrachte. Als er entschlossen war, nach Amerika zu ziehen, hatte er zu dem damals sechszehnjährigen Mädchen gesagt: „Weißt, Mariele, du bist halt so ein bißle krumm, da kann ich dich nicht gut mitnehmen, was würden sie drüben sagen?“ — Und da Vater und Tochter überzeugt waren, daß die ganze neue Welt mit weitausgerissenen Augen dastehen und sie begaffen würde, so waren natürlich beide von der Richtigkeit dieser Ansicht erfüllt.

Die Vieh-Marie vegetierte in ihrem Verschlag oder auf ihrer Wiese draußen gedankenlos weiter bis zum zweiten Ereignis ihres Lebens. Der Kronenwirt hatte ein Fäßchen Schnaps bekommen, und es stand im Hofe, bis der Knecht Zeit hatte, es in den Keller zu befördern. Aber das Fäßchen hatte durch die Kälte und durch unachtsames Abladen Schaden genommen, und so tränfelte der Schnaps langsam in die Gasse. Des Kronenwirts sechs Prachtgänse verlustigten sich über die Maßen an dem ungewohnten Getränke, und als die Vieh-Marie sie des Abends in den Stall locken wollte, lagen sie alle sechse auf dem Rücken und stredten die Beine steif und leblos in die Höhe. Das war nun ein Gezeter und Gejammer, und der Kronenwirt fluchte wie besessen. Die arme Vieh-Marie wurde gepufft und gescholten, aber sie wußte nichts zu sagen als immer nur: „Sie müssen verbert sein.“ — Man holte den „Balbierer“ und der kleine Mann klopfte und schüttelte und rieb die Gänse, aber keine mudste sich. Da sagte er: „Die haben Gift, laßt sie rupfen, Kronenwirt, morgen komm' ich und schneid' sie auf.“ Die Marie saß bis tief in die Nacht und rupfte die Gänse und legte die traurigen Gestalten sorgsam nebeneinander auf den Mist. Alsdann suchte sie ihr Lager auf. Plötzlich, sie mochte eine gute Weile geschlafen haben, erwachte sie an einem entsetzlichen Geschrei draußen im Hof. Gerad' als ob alle Gänse der Welt sich zusammengethan hätten, so lautete es. Die Vieh-Marie fuhr in ihren Rock und zur Thür hinaus in den Hof. Der Kronenwirt erschien am Fenster mit der Frau, an den Dachluten oben zeigten sich die verschlafenen Gesichter der Knechte und Mägde. Der Mond schien in heller Winterpracht, und die sechs nackten Gänse purzelten vom Mist herunter und stürzten zetermordio schreiend der Vieh-Marie entgegen. Da lachten die Zuschauer genau so laut als die Gänse schrien, so daß ob dem Lärm die ganze Nachbarschaft aus den Betten fuhr. Rings an den Fenstern der Hinterhäuser erschienen Lichter und gleich darauf eine Anzahl Zipfel- und andere Schlafkappen, und es wurde herüber gefragt und geschrien, was es gäbe.

Die Vieh-Marie aber hatte mit Thränen der Freude und des Erbarmens die schnatternde Schar in ihren kleinen Verschlag gelockt, den sie fortan mit ihnen

teilte, da das arme bloße Getier in der Kälte nicht bleiben konnte. Als das Frühjahr kam, da hatte sie ihre Schützlinge so gut gepflegt und gewartet, daß sie nun mit leichtem Flaum bedeckt und anhänglich wie ein paar Hunde der Vieh-Marie auf die Weide folgten. Die Geschichte hatte natürlich kein geringes Aufsehen erregt im Städtchen, und es geschah, daß, wenn die Ganshirtin mit ihrer Schar nach Haus zog, zuweilen die Doktorin oder die Domänenverwalterin oder die Apothekerin bei ihr stehen blieben, um zu fragen: „Sind das dem Kronenwirt seine?“ Und mit welchem Stolz deutete dann die Vieh-Marie auf ihre sechs leichtbefiederten Schützlinge, und wie wohl that ihr die Aufmerksamkeit, welche diese von so hohen Herrschaften genossen! Wenn sie draußen auf der Wiese saß, und in ihrer langsamen faulen Weise an ihrem Strumpf strickte, so strickte sie jetzt nicht mehr plan- und gedankenlos ins Blaue wie früher, sondern ihr Blick suchte Kräuterkuchen und sonstige Leckerbissen, die sie dann ihren Lieblingen mit der Stricknadel bezeichnete.

Indes die Gänse überlebten den gebabten Schrecken nur eine kurze Zeit, wahrscheinlich weil die körperliche Zunahme bei den Federlosen so erschützlich war, und sie wanderten in die Küche. Nach ihrem Tode vegetierte die Vieh-Marie wieder interesselos dahin, bis das dritte Ereignis ihres Lebens hereinbrach.

Der Krieg war zu Ende, und der Kronenwirt stand unter seiner Hansthür, noch einmal so breit als gewöhnlich, die Hände in den Taschen und rief jedem Vorübergehenden entgegen: „Poz Bliß, jetzt sind wir aber Kerle — das heißt man ein Jahr! Da schaut, die Tochter hat mir müssen die Jahreszahl 1870 auf die Zippelkapp' sticken!“ Und als die sechs jungen Krieger des Ortes in der Heimat einzogen, mußten sie ihr die „Krone“ einfehren, und der Wirt schenkte ihnen von seinem Besten, und so oft sie aufbrechen wollten, schrie er: „Poz Bliß, jetzt noch eine Halbe auf den Kaiser!“ — und sie tranken ihr Glas jubelnd leer. Da schenkte es der Kronenwirt wieder voll und schrie: „Der Landsvater, poz Bliß, Kinder, der Landsvater!“ — Und so ging's fort, und alle großen Herren mußten leben, bis die sechs Krieger alle nacheinander leblos unter den Tisch sanken und nun dalagen wie einstmals die Gänse draußen auf dem Mist.

Der Kronenwirt aber in seiner patriotischen Glückseligkeit hatte des Guten noch nicht genug gethan, sondern kutschierte in die Stadt und brachte von da dem ganzen Hause ein Angedenken an die große Zeit mit. Auch die Vieh-Marie wurde ins Wirtszimmer gerufen, und sie erhielt das erste Geschenk ihres Lebens: zwei Herzlebkuchen mit dem Bildnis des „Landsvaters“ und der „Landsmutter.“ Die Vieh-Marie hatte keine Idee von der Bedeutung der glorreichen Siege, die das deutsche Heer errungen. Niemand politisierte mit ihr, denn sie aß nicht am Tisch der Knechte und Mägde, sondern draußen in Gesellschaft ihrer Gänse; im Winter verpeiste sie ihren Teller Suppe in der ersten besten Ecke, und da hatte sie keine Zeit, aufzuhorchen, denn jeder schob ihr stets die Arbeit zu, die er nicht leiden mochte. Aber etwas von dem großen Zug, der durch alle Lande wehte, verfiel sich auch in dem einfältigen Gemüt der Magd, denn als sie die beiden Herzlebkuchen mit dem Fürstenpaar rechts und links vom Briefe ihres Vaters an die Wand genagelt hatte, faltete sie plötzlich die Hände und schaute die hohen Herrschaften ehrfurchtsvoll an mit den Worten: „Gellet, wir beten füreinander.“

Indes auch diese neue Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Die Vieh-Marie erwachte eines Morgens und fand ihre schönen Herzlebkuchen ringsum angebissen. Sie hatte es nicht gethan, das wußte sie ganz bestimmt, denn niemals hätte dies ihr Respekt für die hohen Herrschaften zugelassen. Es vergingen ein paar Nächte, und mit jedem Morgen erschienen die Lebkuchen kleiner. Die Vieh-Marie dachte: „Das sind Mäus“, und in der folgenden Nacht schlug sie, sobald sie im Bett lag, immerfort in die Hände, aber dann kam der Schlaf über die müde Kreatur, und so hatten die Mäuse wieder ein schönes Fest. Jetzt aber fürchtete die Vieh-Marie ernstlich für ihre Bilder, und als sie wieder zu Bett ging, legte sie ihre Herzlebkuchen unter das Kopfkissen. Am andern Morgen waren die Herrschaften auf dem weichgedrückten Kuchenschiff nicht mehr zu erkennen, und die Vieh-Marie starrte wie vom Blitz getroffen auf den Schaden hin. Als sie nach einer Weile zu einiger Fassung kam, brach sie in Thränen aus und aß dann in Gottesnamen alles auf samt dem Papier. „So“, tröstete sie sich, „sind sie am besten aufgehoben.“

Nach diesem letzten Ereignis plagte die Vieh-Marie eine unbestimmte, stille Sehnsucht. Sie sagte nicht: „O, du schöner, lieber Frühling“, als sie nach langer harter Winterszeit zum erstenmal wieder mit ihrer schnatternden Schar auf die Weide hinauszog, aber ihre blauen Augen schauten plötzlich jung und fröhlich wie Kinderaugen ins Leben, und als sie zum Besen-Jean, den sie jeden Morgen am Anfang der Hauptstraße, wo er sein Tagewerk begann, zu begegnen pflegte, als sie „Grüß Gott“ zu ihm sagte, wurde der ganz eigentümlich davon berührt. Er schaute sich jetzt in der Welt um und bemerkte den Sonnenschein; die blauen Heimatberge umschlossen die beiden so lieb und so traulich, und der Amfelschlag tönte durchs Thal. „Schau“, sagte der Besen-Jean halb im Scherz und halb im Ernst, „ich thät' dich gleich nehmen, aber wir sind zu arm.“ Die dicken gemunden Backen der Vieh-Marie wurden noch röter, als sie schon waren, und sie hatte es plötzlich mit der Eile, wogegen ihre Gänse, die das nicht gewohnt waren, stark aufbegehreten. Der Besen-Jean schaute dem Mädchen nach, lächelte verächtlich über dessen verwachsenen Rücken und dachte nicht mehr an das, was er gesagt. Anders die Vieh-Marie; sie saß auf ihrer Weide an die Bretterwand gelehnt, hinter der sich der kleine Friedhof des Städtchens befand. Sie saß und ihre Phantasie begann sich langsam wie ein ungeschmiertes Rad in Thätigkeit zu setzen. „Schon zwölfe“, sagte sie, als die alte Kirchenglocke ihre blechernen Töne über das Städtchen sandte. Ebenso schnell verging ihr der Nachmittag. Am andern Morgen sagte das Mädchen wieder sein „Grüß Gott“ zum Straßenkehrer, ging aber nicht gleich weiter, sondern fragte mit einer leisen Angstlichkeit in der Stimme: „Wieviel braucht's zur Hochzeit?“ Der Besen-Jean hörte zu kehren auf. Er war halb belustigt, halb fühlte er sich geschmeichelt. Demnach kratzte er sich hinter den Ohren, hütete, machte sich wichtig und kam endlich damit heraus: „So an die zwanzig Gilden.“ Die Vieh-Marie langte in die Tasche und brachte ein kleines Päckchen hervor: „Das sind drei Gilden“, sagte sie, „wir werden's schon zusammenbringen mit der Zeit!“ Und sie drückte ihm das Geld in die Hand und ging. Der Besen-Jean schaute ihr nach; er empfand ganz das Rührende ihres Vertrauens, und deshalb erschien ihm auch der Rücken des armen Mädchens etwas weniger

schief. Er steckte das Geld in die Tasche und war gefonnen, es treulich aufzuheben. Nur als er des Abends an dem kleinen Wirtshaus draußen vor der Stadt vorüberging, überkam's ihn: „Dummes, ich hab' drei Gulden im Sack.“ Aber er überwand die Aufsehung und ging weiter. Nach einer Weile blieb er stehen: „Dem Altwirt sein Gesicht möcht' ich sehen, wenn ich so einen Gulden hinlegen thät!“ Und er kehrte um, nicht des Schnapses wegen, sondern aus Interesse für des Altwirts Gesicht. Der sah ihn denn auch so erstaunt wie möglich an, als der Besen-Jean sein Gläschen Schnaps mit einem Gulden bezahlte und dabei bemerkte, er habe kein kleines Geld. Das Gesicht des Altwirts, das alle Erwartungen übertraf, und das plötzlich höfliche Benehmen des sonst so groben Mannes erfüllte den Besen-Jean mit solcher Genugthuung, daß er sich noch ein Gläschen gönnte, und dann noch eines und so fort.

Spät in der Nacht taumelte er schluchzend nach Hause; er wohnte beim Totengräber in der Miete, dem er auszuhelfen pflegte, wenn einmal in einer Woche zwei Beerdigungen stattfanden, denn dann verlor der Totengräber gewöhnlich den Kopf. Der Besen-Jean kam in dieser Nacht sein schmales Treppchen nicht hinauf, sondern blieb unten liegen. Kaum daß er sich getraute, der Vieh-Marie am andern Morgen ins strahlende Antlitz zu sehen. Aber als der Abend kam, hatte er wieder eine unbezwingliche Sehnsucht nach des Altwirts erstauntem Gesicht, und dieses Gesicht war sein Unglück, denn das ihm anvertraute Geld ging vollständig dafür auf.

Der Verkehr der beiden beschränkte sich fortwährend auf die paar Worte, die sie des Morgens in der Frühe in aller Schnelligkeit miteinander wechselten. Denn im Grunde schämte jedes eigentlich jedes ein bißchen des andern. Der Besen-Jean war freilich im Zucht-hause gewesen, aber er hatt gerade Glieder und spielte unter keinesgleichen beim Altwirt draußen mit dem Gelde der armen Gänsemagd den Flotten.

Von Natur ein Prahlhans, band er den Bauern allerlei Stüchchen auf, und so war er zu dem Ruf gekommen, als warte in jeder Gasse ein Schatz auf ihn. Sein Verhältnis mit der Vieh-Marie hätte ihn daher wenig Ehre eingetragen, denn nichts verzeiht man schwerer auf dem Lande, als ein körperliches Gebrechen. Die Vieh-Marie dagegen hatte nicht sobald begriffen, daß das Auge hoch über dem Altar der Pfarrkirche, das so scharf aus den dreizadigen Strahlen herauschaute, das allwissende Auge Gottes sei, als sie auch ihr ganzes Leben so einrichtete, um diesem Auge kein böses Schauspiel zu geben. Da nun aber Gott und die Welt selbstverständlich des Besen-Jeans verbrecherische Vergangenheit kannten, so war das für die Vieh-Marie kein geringer Schmerz, und sie suchte, wenn auch nicht vor Gott, so doch vor den Leuten ihre Bekanntschaft geheimzuhalten.

So wurde es Winter und wiederum Frühling. Der Besen-Jean fuhr fort, die lauererparten Kreuzer des armen Mädchens zu vertrinken und wurde dabei immer verkommener und elender. Branntwein und Gewissensbiß schwächten ihn gleichzeitig, und es gab bald gar keinen andern Zustand mehr für ihn als den der Trunkenheit oder der Zerknirschung. Ganz anders die Vieh-Marie; sie verdiente doppelt soviel als früher, denn sie strickte jetzt dreimal so rasch, als es sonst der Fall gewesen. Auch stand sie früher auf und tummelte sich, sodas ihre dicken Backen mehr und mehr dem freundlichen Augenpaar Platz machten, das

immer entschiedener und freier ins Leben zu blicken begann. Wie glücklich war sie, wenn sie dem Besen-Jean des Montags ihren ganzen Lohn einhändigen konnte, wobei sie nie zu fragen unterließ: „Ist's auch bald g'nug?“ Er schaute dann zur Erde, steckte das Geld ein und meinte seufzend: „Noch nit ganz!“ Kaum daß er ihr Gebrechen noch bemerkte, wenn er ihr nachschaute, nur ihr gutes, vertrauendes Auge verfolgte ihn und machte ihn elend, bis er trank und sich vergaß. — Als nun aber die Vieh-Marie wieder einmal auf ihrer Wiese saß und strickte, da kam ein Notfehlchenpaar mit seinen Jungen über die Kirchhofumzäunung geflogen, und alsbald begannen die Alten die kaum flüggen Vögelchen zu füttern. Die Vieh-Marie hatte das oft gesehen, aber nie beachtet. Nun hörte sie auf zu stricken und schaute sich das liebevolle Treiben an. „O, liebs Herrgötte!“ seufzte sie plötzlich auf, „wenn wir auch einmal eins haben!“ Am andern Morgen sagte sie zum Besen-Jean im Vorbeigehen: „Und ist's ein Büble, so heißt's Jean, gelle?“ Der zukünftige Vater spuckte in die Hand und schlug ein paar Mal in die Luft mit den Worten: „Parieren muß er.“ Die Vieh-Marie trollte sich. Wie war die einsame Wiese nun so belebt für sie! Das arme, kleine Büble! Das Herz floß ihr über in Bedauern, daß er Schläge haben sollte. Nein, sie ließ es nicht zu, sie stellte sich dazwischen, und wenn er schrie, so sang sie ihm vor all ihre schönen Kirchenlieder. Sie begann zu singen und sang nun alle Tage; ihre Stimme, die sonst nur in der Kirche erschallt war, tönte jetzt weit über die stille Weide hin. Dabei sah sie ihr Büble wachsen und wachsen und groß und brav werden. So ging sie umher wie im Traum und that alles mit Freude, und wendete ihre alten Kleider und sticte sie aus, um ja jeden Kreuzer dem Jean bringen zu können. Das Glück lag über ihr wie ein Heiligenschein, und je mehr sie wuchs unter dieser sonnengleichen Gewalt, desto kleiner, miserabler und elender wurde der Mann, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt. Und was die Vieh-Marie in ihrem Leben nie für sich gethan, das that sie nun für das Büble. Das allgegenwärtige Auge Gottes verlor sich etwas aus dem Horizont ihrer Gedankenwelt, die sich nun ganz um das Kind drehte. Sie begann die Strümpfe, die sie für andere Leute strickte, etwas kleiner zu verfertigen, als es der Brauch war. Niemand merkte das, und von den übrigen Wollenresten, die alle Farben der Welt hatten, strickte sie die ersten winzigen Kinderstrümpfchen. Nur in der Nacht geschah's, wenn der Mond in ihren Verschlag schien, wenn alles im Haus schlief und nichts sich rührte weit und breit. In solchen Nächten dachte sie allen Ernstes, sie hätten ihr droben angezündet, und daraus erkannte sie, daß Gottvater ein Einsehen hatte. Indes nach ihrer Berechnung konnte sie sich eines Tages mit Recht sagen, daß die Summe von zwanzig Gulden endlich vollständig sein mußte, auch wenn der Besen-Jean nichts dazu beigesteuert hätte. Als sie daher am folgenden Morgen sich am alten Platz begegneten, blieb sie stehen mit den Worten: „Aber jetzt wird's g'nug sein?“ Der Besen-Jean schrak zusammen, ein leises: „Jo, jo, freilich,“ kam über seine Lippen. Da nickte sie ihm selig zu: „In Gottesnamen, am Sonntag, gelle?“ — „Am Sonntag,“ wiederholte er dumpf.

Er konnte nichts anderes denken, während er weiter segte. „'s ist ein verdammts Leben, ein verdammts Leben,“ seufzte er zum Himmel auf, that seine Pflicht

und Schuldigkeit, und kaufte sich, als der Abend kam, von seinem letzten Kreuzer einen Bogen Schreibpapier. Über zwei Stunden saß er darauf in seiner Kammer und zwang die vom Trinken zitterigen Finger zum Schreiben. Alsdann ging er aus und nahm den gewöhnlichen Weg zum Altwirt. „Altwirt,“ sagte er, „heut' müßt Ihr mich antreiben.“ — „Warum nit!“ rief der Mann, denn der Besen-Jean war die Zeit über ziemlich pünktlich im Bezahlen gewesen. Nun saß er und trank ein paar Stunden lang, sah mit einem vergnügten Grinsen dem Altwirt zu, wie dieser einen Kreidestrich um den andern auf die schwarze Tafel an die Thüre machte — und dies war des Besen-Jeans letzte Freude. In der Nacht taumelte er zum Haus hinaus.

„Tausend,“ dachte der Totengräber, als er am Morgen seine Stubenthür öffnete, „heut' liegt er ja nit auf der Trepp.“ Als er den Besen-Jean den ganzen Tag nicht zu sehen bekam, meinte er: „Nun bleibt er vollends auf der Landstraß' liegen.“ So ging

der Samstag hin, und am Sonntag in der Früh ging der Totengräber doch endlich in des Besen-Jeans Kammer, und da lag ein Brief auf dem Tisch mit der zitterigen Aufschrift: „An die Vieh-Marie auf den Sonntag!“

Sonntag war's, und so ging der Totengräber noch vor der Kirche in die „Krone“ und rief die Vieh-Marie heraus. „Auf den Sonntag,“ sagte er, „da steht's.“

Der Vieh-Marie klopfte das Herz, es wurde ihr zu eng im Verschlag, und die Mägde hatten gesehen, daß sie einen Brief erhalten und thaten gar wunderthätig. Es war ja wohl die Heiratsgeschichte, denn da gab's immer Geschriebenes. „O, liebs Herrgöttle,“ stammelte die Vieh-Marie, steckte ihren Brief ins Brusttuch und eilte zur Kirche, denn es hatte geläutet. Und wie sang, wie betete sie an diesem Morgen! „Gellet, du hörst mich,“ sagte sie zum strahlenden Gottvater und schrie sich fast die Lunge aus. Nach der Kirche lief sie hinaus auf die Weide, setzte sich auf ihren alten Platz und buchstabierte im Schweisse ihres Angesichtes folgendes zusammen:

„Geliebte Vieh-Marie!

Als ich habe gesehen, daß ich alles hinausgebuzet habe dein ganzes Geld habe ich bemerkt daß ich ein großer Schuft bin und kann ich dir nicht mehr schauen in die blauen Auglein und so habe ich beschloffen dieses traurige Eiland welches heißet das Leben zu

verlassen und wenn du diesen Brief hast gelesen so bin ich ersoffen im Mühlbach

Dein ewig getreuer Besen-Jean und Liebhaber.“

Aber nachdem die Vieh-Marie auch die Worte herausbuchstabiert hatte, den Sinn verstand sie doch noch nicht. Erst nachdem sie den Brief dreimal gelesen, dämmerte ihr die Wahrheit, und beim vierten Mal wurde sie ihr klar. Und nun kannte ihr Schmerz keine Grenzen; das erste war, daß sie ihre bunt gestrickten Kinderstrümpfchen, die sie immer bei sich trug, aus der Tasche zog, und dann schrie und schluchzte sie so lang und herzzerbrechend, daß es zum Erbarmen war. Als sie endlich den Kopf von den Knien erhob, schaute sie noch leise aufschluchzend zum Himmel empor und in ihrem Blick lag eine stumme, vorwurfsvolle Frage. Noch lange saß sie und starrte ins Blaue, von ihren Lippen löste sich manchmal der jammernde Ruf: „Mutter, o, Mutter!“ Sie hatte sie nie gekannt, aber an wen sonst hätte sie sich wenden sollen in ihrer Trostbedürftigkeit?

Es war nun wieder still auf der weiten Weide und einsam und öde. Sie hatten den Besen-Jean nicht an der Bretterwand des Kirchhofes eingesenkt, und niemand lag an seiner Seite. Die Vieh-Marie saß weitab vom Kirchhof unter ihren Gänzen, wieder langsam und freudlos strickend wie ehedem. Sie sah nie nach dem Grabe, denn sie schämte



Und wer vorüberging, der mußte sich freuen über das Getreibe der kleinen Schar, die im Kreise tanzte.

sich des Selbstmörders; sie wollte nichts mit einem zu thun gehabt haben, der nicht in den Himmel kam. Es sah so ganz verworren in ihr aus, wie nie in ihrem Leben. Sie mochte nicht aufsehen von ihrer Arbeit, denn ach, wenn sie es that, war's nicht, als ob der Himmel gerade jetzt seine schönsten Blümchen um die Verlassene sprossen ließe? Ja, alles, das Zwitschern der Vögel, das Ziehen der Wolken, die Sonnenstrahlen, die sich farbig glitzernd im Wiesenbach spiegelten, es war noch da, und sie mußte sich's wieder und wieder ausmalen, wie das Büble so freudig darüber in die Hände geschlagen hätte, wenn — ja, wenn's auf die Welt gekommen wäre.

Und eines Tages, da überkam sie der Schmerz und der Zorn über all die betrogenen Hoffnungen so gewaltig, daß sie aufsprang und zur Bretterwand des Friedhofes eilte, — aber als sie hinüberschaute, verstümmte sie. Denn da lag das Grab so einsam, so ungeschmückt und ungeweiht, ohne Kreuz, ohne Spruch und ohne Name. Da ging sie hin und weinte bitterlich und

grab die schönsten Wiesenblumen samt den Wurzeln aus der Erde und pflanzte sie auf des Besen-Jeans Grab. Allabendlich pflegte sie es, wenn die Dämmerung sich auf Feld und Fluren senkte, und der Friedhof im Schatten seiner alten Eichen lag, so daß es niemand sehen konnte.

Indes die Veränderung, welche sich im Laufe der Zeit an der früher so gedankenlos dahinlebenden Magd vollzogen hatte, blieb nicht ganz unbeachtet. Vor allen war es die Kronenwirtin, welche einiges Interesse an ihr zu nehmen begann, und die ab und zu, wenn sie der Vieh-Marie begegnete, meinte: „Du könnt'st auch was Besseres thun als Gänse hüten, ich will mich gern für dich umthun.“ Die Vieh-Marie hatte keine Sehnsucht nach einer andern Beschäftigung; nach dem, was sie erlebt, war ihr alles einerlei geworden. Als nun eines Tages eine Anzahl Bäuerinnen in der Wirtstube zur „Krone“ saßen, und der Wirtin ein langes und breites vorlamentierten über den plötzlichen Tod der alten Frau, welche die Kinder des Ortes bisher gehütet hatte, da meinte die Kronenwirtin: „Ich hätt' einen Vorschlag, ihr braucht nicht zu thun wie Matthat am letzten, ich weiß jemand, und das ist die Vieh-Marie; jung ist sie und kräftig und ebenso brav, und singen kann sie wie der Herr Pfarrer, das sag' ich, die Kronenwirtin.“

So, nachdem man sich genugsam besprochen, beraten, besonnen und gestritten hatte, saß die Vieh-Marie an einem schönen Sommertage wiederum auf ihrer Wiese, aber statt der Gänse spielten die Kinder des Ortes um sie herum. Für den Anfang machte der Wechsel noch wenig Eindruck auf ihr Gemüt. Es gab viel Arbeit, denn die Kinder waren anders geartet als die Gänse, und so hatte sie immerfort zu wehren, zu trösten und zu schlichten. Wohl oder übel mußte die Vieh-Marie zu ihren Pledern Zuflucht nehmen, denn die kleine Schar wollte immer unterhalten sein, und als das nicht ausreichte, so begann sie in Gottesnamen die Kleinen mit all den schönen Dingen bekannt zu machen, die sie einst um des Bibbles willen beachten gelernt. Bald hingen die Kinder mit leidenschaftlicher Züchtigkeit an ihrer neuen Wärterin, und wer vorüberging, der mußte sich freuen über das frohe Getreibe der kleinen Schar, die im Kreise tanzte, von der Vieh-Marie angeführt und gar lustig durcheinandersang, bald Kirchenlieder, bald Volkslieder, und alle Welt erbaute sich daran.

So trat denn bei der Vieh-Marie der Schmerz über das eigene Geschick immer mehr in den Hintergrund, und der Kinder Freud' und Leid nahm bald ihr ganzes Denken ein. Sie wurde im wahren Sinn des Wortes wie „eines unter ihnen“, denn auch der letzte Rest falscher Scham über ihre einstige Liebe schied aus ihrem Herzen. Und als die heilige Weihnacht ins Land kam und am frühen Nachmittag schon jeder seinen Teil zu sorgen und zu richten hatte, da schritt die Vieh-Marie mit zwei gepudgten Weihnachtsbäumchen am helllichten Tag zum Städtchen hinaus auf den Friedhof.

Da draußen pflanzte sie das große und das kleine Bäumchen dem Besen-Jean aufs Grab, weinte ein paar stille Thränen und schaute dann andächtig zu, wie die glühende Abendsonne langsam hinter den Heimatbergen verschwand. „So ist's recht,“ nickte sie ihr nach, „jetzt geht sie drüben auf, und die haben auch ihre Freud'.“

Und so in der Freude an anderer Freude hatte sie die ewige Freude gewonnen, die nimmer vergeht.

Pagenliebe,

eine Ballade von Schulte vom Brühl.

Hoch droben stand in alter Zeit
Ein Schloß mit stolzen Hallen,
Das sah vom Berg zum Thale weit;
Nun ist das Schloß verfallen.

Nur trugig noch raget ein mächtiger Turm,
Drin tönt es und rauscht es bei Wetter und Sturm
Von alten, verklungenen Sagen.

Einst schwelgte froher Rittertroß
Im festgeschmückten Saale,
Einst hallten durch das hohe Schloß
Die Klänge der Pokale.

Und herrlicher Ritter erschienen noch viel
Der Gräfin zu dienen, mit Sang und mit Spiel
Zu feiern die schönste der Frauen.

Wohl war ihr frohes Herz dahin,
Da sie in Jugendtagen
Des Grafen wilden, harten Sinn
Mit bitterer Pein ertragen.

Und als er gestorben und als sie frei,
Da höhnt' sie die Werber, die zogen herbei
Und spottet der männlichen Liebe.

Voll Hohn einst sprach die schöne Frau:

„Seht ihr den Turm dort ragen
Umspielt von Licht und Atherblau?
Wohlan, wer will es wagen

Zu steigen bis hoch in die Lüfte hinein
Von Lücke zu Lücke, von Stein zu Stein
Hinauf zu den ragenden Zinnen?

Dort oben steht gefüllt mit Wein
Der schönste der Pokale.

Dem Sieger soll der Becher sein,
Und hoch im hellsten Strahle

Da mag er ihn leeren vom Rande zum Grund
Und jauchzend verkünden weit hin in die Rund'
Den Namen der Herzensgeliebten.“

Jetzt trieb es wohl der Ebel viel
Um solchen Dank zu ringen,
Doch keinem Ritter will das Spiel,
Das lähne Spiel gelingen.

Wohl strebten sie eifrig die Mauern hinan,
Doch eh' noch die schwindelnde Höhe begann,
So stürzten sie kläglich zu Boden.

Zu enden droht' das Preisgefecht,
Schon läßt man ab vom Sturme,
Da tritt der Gräfin Edelknecht
Mit leichtem Schritt zum Turme.

Von Lücke zu Lücke, von Steine zu Stein
Schwingt kühn sich der Knab' in die Lüfte hinein
Bis hoch zu den ragenden Zinnen.

Entlastet hebt sich jede Brust
Tief unten in dem Grunde;
Er aber führt mit wilder Lust
Den Goldpokal zum Munde.

Frei steht er und kühn dort, umflossen vom Licht,
Und leert ihn, den Becher, und zittert nicht
Und jauchzt dann hinab in die Runde:

„Und sollt' ich meines Herzens Pein
Und meine Lieb' bekennen,
So muß ich dich, o Herrin mein,
Mit heißem Sehnen nennen!

Dich lieb' ich, — dich grüß' ich zum letzten Mal!“
So jauchzt er und ruft über Berge und Thal
Und stürzt sich vom Turm in die Klüfte.

Im Berge.



Da sitzen sie, tief in der Erde Schoß, die kleinen Wichte, und graben und pochen und schmelzen und voben und schaffen das Erz zutage. Die riesigen Bergkrystalle funkeln, Smaragde funkeln in grünem und Rubine in rotem Lichte, sie wühlen unermülich fort, die Zwerglein der Unterwelt, zu der Menschheit Wohl und — zu der Menschheit Verderben. Was wären wir ohne Eisen und Kohle, diese herrlichen Gaben der Unterirdischen. Wenn Eisen und Kohle plötzlich verschwänden, so wäre es aus mit unserer Kultur, und das stolze Menschengeschlecht würde jämmerlich verkümmern und verelenden. Bis jetzt freilich stehen uns diese beiden wichtigen Stoffe in reichlichster Fülle zur Verfügung. Ob aber für lange, unabsehbare Zeiten? Diese Frage hat den Gelehrten schon viel zu denken gegeben und sie sind heute noch nicht einig.

Leider, leider jedoch bringen uns die fleißigen Gnomen noch andere Gaben — Gold und Silber und an diesem hängt und nach diesem drängt heutzutage die ganze Menschenwelt, um diese beiden dreht sich alles, und was das eheliche Eisen Gutes geschaffen und was die schwarze Kohle in harter Arbeit Nützliches gewirkt, wird oft wieder durch das leidige Gold und gleisnerische Silber in Unfegen verwandelt. Drum, ihr Deutschen, merkt euch die Worte des alten Arndt:

Weg vom Silber denn, vom Golde,
 Hin, wohin die Weisen weisen,
 Trage, wie der Schmied es wollte,
 Trage mutig durch dein Eisen
 O du Segensglanz des Pfluges!
 Gold der Ähren, Gold der Reben,

O du Blitz des Degenzuges!
 Dem die Völkerzwinger beben!
 Lebenhalter, Ehrenhalter,
 Bestes Ding von allen Dingen,
 O, ich könnte tausend Pfalter,
 Voll mit deinen Ehren klingen. —

Für Geist und Herz.*)

Die Reichtümer sind auf dem Wege zur Tugend, was der Armer das Gepäck ist; sie verzögern den Marsch und verhindern nicht selten am Siege.

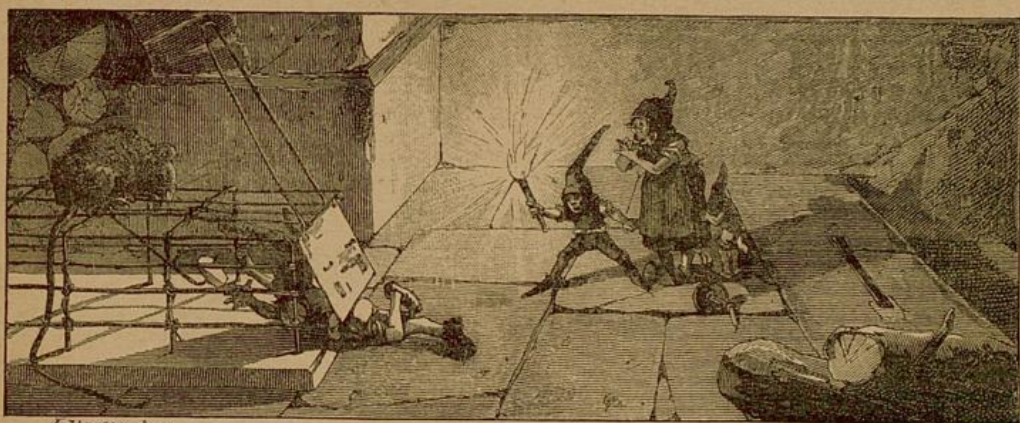
Die Koletterie ist eine aus übertriebener Gefallsucht hervorgehende Affektation; sie gefällt sich selbst und will gefallen; oder sie fühlt ihre Mängel und will durch forcierte Liebenswürdigkeit und erbeuchelte Natureigenschaften gefallen. Die Affektation aber ist immer mit Hochmut, dummem Stolz und Mangel an wahrer Bildung verbunden.

Eine Frau, die einen häuslichen Sinn und ein leiteres Gemüt hat, macht ihren Mann weit glücklicher als ein buchgelehrtes Ding, welche sieben Sprachen spricht, acht Instrumente spielt, und die neun Mäusen im Strickbeutel mit sich herumträgt.

Die Gewohnheit ist das Clement, in welchem die Seele lebt, wie der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft. Hütet euch, vergängliche Dinge zum Bedürfnis durch Gewohnheit zu machen, denn wenn das Vergängliche wegfällt, stürzen wir in das Unglück.

*) Aus „Ähren und Blüten. Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa.“ Verlag von Merig Schauenburg in Vahr.

Die Mausefalle.



Unger fecit

Alle, sogar die schlaunen, schlitzohrigen Heizelmänner gehen in die Mausefalle, sobald der rechte Köder aufgesteckt ist. Eine volle Börse, ein glänzender Orden, ein schönes Weib, ein berühmter Name — das sind so die rechten Speckbrocken, mit denen die dummen Menschenmäuse angelockt und gefangen werden. Das Schlimmste dabei aber ist, daß, wenn ein mal so eine einfältige Maus in der Falle sitzt, die andern zwar verblüfft und erschreckt drum 'rum stehen, im nächsten Momente jedoch selbst anbeißen. Was hilft dann die Pechfackel, mit der das Unglück von allen Seiten gründlich beleuchtet wird? Freilich denken die, welche noch nicht angebissen: „So dumm wie die, welche gerade in der Klappe sitzt, sind wir noch lange nicht.“ Sie halten sich für wunderflug und weise; wird aber der rechte Speck an den verräterischen Hacken gesteckt — schwupp! sitzt wieder eine drinnen.

Ach, nicht nur einzelne Menschen werden so leicht geschnappt; nein, ganze, große Kulturvölker, welche glauben, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben, beißen mit Gier an, wenn ein geschickter Fallsteller kommt und einen wohlberaiteten Köder aufsteckt, der ihren Kitzel erregt. Blindlings rennen sie ins Gitter und, wer einmal da drin steckt, kommt nicht leicht wieder 'raus.

Alt und jung, dumm und weise,
Locket nur die rechte Speise,

Beißen an; sie alle, alle
Gehen in die Mausefalle!

Für Geist und Herz.

Das Familienglück hängt wie das zarte Netz der Spinne an unzähligen feinen Fäden; verletzest du auch nur einen, so ist das ganze Gewebe unvollkommen und aus seiner rechten Richtung.

Menschen von guter Erziehung bebeißen sich einer unzerstörbaren Ruhe in allen ihren Handlungen und Gewohnheiten, während gemeines Volk weder einen Löffel in den Mund, noch eine Beleidigung einstecken kann, ohne einen widerwärtigen Lärm dabei zu machen.

Es ist ein großer Fehler, wenn man Kinder vor ihren Ohren rühmt, es geht dann mit der Unschuld und den Tugenden des Kindes wie dem Basilisken: sie müssen absterben, ehe sie sich selbst zu sehen bekommen.

Um ein angenehmer Gesellschafter zu werden, muß man sich vor allen Dingen gewöhnen, ein guter Zuhörer zu sein. Wer die Unterhaltung ausschließlich an sich reißt, wird andern lästig, so groß auch sein Kenntnisse sein mögen.

Gelchrksamkeit ist eine Banknote, sie kann nur da gebraucht werden, wo sie gilt. Klugheit aber ist bares Geld, das bei jeder Gelegenheit gebraucht werden kann.

Ist auch dein Kreis unscheinbar, eng und klein
Erfülle ihn mit deinem ganzen Wesen,
Bestrebe dich ein guter Mensch zu sein!
Gelingt dir dies, so bist du auserlesen.
Auf Größe muß der Mensch zumeist verzichten,
Die Güte aber ist der Kern der Pflichten.

Ein Stück Zeitung.

Von Wilhelm Fischer.

„Du sollst nicht töten!“ Alle Donner Sinais hallen um dies erste Wort, das in jeder menschlichen Brust ein Echo findet. Vor dem Morde schrickt selbst manch harter Verbrecher noch zurück. Wer aber, im Zorn oder mit Vorbedacht, das heilige Gebot dennoch gebrochen und seine Hand in Menschenblut getaucht hat, für den beginnt die Strafe sofort nach der That. Ekel, Schauer und Reue erfasst ihn. Sein Opfer, und ob er's versenke und vergrabe, schwebt ihm allzeit vor Augen. Unstät und flüchtig wird er, wie Cain, der erste Mörder. Das fallende Laub, der sich erhebende Wind erschreckt ihn; ein unschuldiger Blick, ein harmloses Wort jagt ihn auf, Gesellschaft und Einsamkeit, Lärm und Stille, alles ist ihm fürchterlich. Und wohl hat er Ursache zur steten Angst. Wir alle wissen, daß leider viel gestohlen wird, und viele Diebe nicht nur ungesungen und ungestraft, sondern sogar unerkannt herumlaufen. Aber der geneigte Leser denke einmal nach, wieviel unentdeckte Mordthaten er erlebt hat. Ich bin doch auch kein Jüngling mehr und besüßne mich nur auf eine einzige. Es kommt vor, ja, aber es ist selten. Gewöhnlich entflieht der Schuldige nicht der Gerechtigkeit. Der Hauptgrund hiervon liegt wohl in der lebhaften Entrüstung aller gegen den, der so frevelhaft die erste Pflicht verletzt hat, und in der eifrigen Verfolgung des gemeinsamen Feindes. Aber ohne abergläubig zu sein, möchte man doch fast sagen: Gegen den Mörder empört sich die ganze Natur. Himmel und Erde, Tiere und Dinge sind gegen ihn verschworen. Die Sonne bringt das Verbrechen an den Tag. Die sprachlosen Kraniche erheben die Klage. Sein Dolch, sein Gewehr, sein unbedachtes Wort oder sein Schweigen verrät ihn. Noch immer heißt es: „Deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde, die ihren Mund hat aufgethan und es von deinen Händen empfangen.“ — „Die Mordthat will heraus!“ sagen die Engländer. Auf die sonderbarste Weise, durch die geringfügigsten Umstände kommt sie oft, trotz aller Müß' und List, plötzlich ans Licht. Dafür liefert auch folgende einfache Geschichte, die mir der darin erwähnte Richter selbst erzählt hat, einen Beweis.

Auf einem Dorfe war in einer Herbstnacht der Nachtwächter erschossen worden. Sobald die Nachricht in der Stadt anlangte, begab sich ohne Säumen der Richter zur Untersuchung hinaus. Er stieg bei dem Ortsvorsteher ab, der eine Wirtschaft hielt, und ließ sich von ihm an den Ort der That führen. Es war hinter den Häusern und Stallungen auf offenem Felde, über das ein Nichtweg lief. Diesen pflegte der Unglückliche zu benutzen, wenn er seine Runde zum letztenmal gemacht hatte und rasch zu seiner am Ende des Dorfes gelegenen Wohnung zurückkehren wollte.

Der Richter sah an der Stelle nicht viel. Die Leiche lag noch da, von einem stämmigen Bauernburschen bewacht. Der Schuß mußte aus der Nähe abgefeuert worden sein und sofort den Tod herbeigeführt haben, das sah man der Wunde an; ein halberbranntes Stück Zeitungspapier, das wohl als Pfropfen gedient hatte, lag am Boden; der Richter, auch das geringste nicht verschmähend, steckte es unbemerkt ein. Auch aus den Bauern war wenig herauszubringen. Den Schuß wollte niemand gehört haben. Ein Raubmord lag nicht vor; der Ermordete hatte seine Uhr und seine paar bare Groschen noch in der Tasche. Es wäre denkbar gewesen, daß Diebe, von ihm überrascht, sich

seiner durch einen Schuß entledigt hätten, doch der Ort des Verbrechens, das freie Feld, sprach dagegen. Dort gab's nichts mehr zu stehlen, und in den Häusern ward nichts vermisst. Einen erbitterten persönlichen Feind aber hatte der arme Nachtwächter, soviel man wußte, nicht gehabt, der Ortsvorsteher rühmte ihn als einen gutmütigen Mann, der mit aller Welt in Frieden gelebt hatte. So war der Grund der That rätselhaft und die ganze Geschichte sehr unklar. Mißmutig kehrte der Richter ins Wirtshaus zurück, um das Protokoll abzufassen.

Aber als er sich gerade, um ungestört zu sein, im Hinterzimmer niedergesetzt und die stumpfe Feder, die ihm der Wirt dienstfertig gereicht, in das alte Dintenfaß getaucht hatte, fiel sein Blick auf die Wand. Dort hing ein altes Barometer, das längst kein Wetter mehr anzeigte, sondern unverändert auf „Viel Regen“ stand. Dort hingen in schwarzen Rahmen vier bunte erbauliche Bilder: die Geschichte vom verlorenen Sohn. Aber noch etwas anderes hing dort. Keine Büchse, aber eine Jagdtasche. Ein unschuldiges Ding, höchstens einem Hasen furchtbar, und der weiß nichts mehr davon, wenn er hineinkommt. Warum soll ein reicher Wirt und angesehener Ortsvorsteher nicht auch einmal auf die Jagd gehen wie andere ehrliche Leute? Warum darf er nicht wenigstens das Gerät dazu besitzen?

Aber das war doch ein Fall, wo die stummen Dinge plötzlich eine Sprache zu erlangen scheinen. „Unterluch' mich!“ schien die alte Tasche dem Richter zuzurufen. „Ich weiß was. Ich kann was erzählen. In meinem Netz soll er sich fangen. Unterluch' mich, unterluch' mich einmal!“ Und dazu war er auf der Stelle fest entschlossen, warum, das wußte er selber nicht; doch hätte er vorher gern den Zeugen aus der Stube geholt. „Herr Wirt,“ sprach er, die Feder niederlegend und einen kleinen Schluck aus dem Glase nehmend, „Ihr Bier ist mir zu kalt. Habt Ihr nicht ein gutes Tröpfchen Wein, das den Magen wärmt?“

„Das wird die rechte Sorte sein. Holt eine Flasche und bringt Euch auch ein Glas mit; ich möcht' auch einen Bissen dazu essen.“

Kaum hatte der Wirt das Zimmer verlassen, so stürzte der Richter auf die Jagdtasche zu. Mit zitternder Hand griff er hinein. Er zog eine kölnische Zeitung heraus. Hastig entfaltete er sie. Ein Stück fehlte, es war abgerissen. Er holte das auf dem Felde gefundene hervor und strich es glatt und legte es daran. Es paßte, nicht so ungefähr, sondern ganz genau, Silbe zu Silbe, Buchstabe zu Buchstabe. In diesem Augenblick trat der Wirt wieder ins Zimmer. Der Richter wandte sich um, legte ihm die Hand auf die Schultern und fragte ernst: „Warum habt Ihr den armen Nachtwächter umgebracht?“

Klirrend fielen Gläser und Flasche zu Boden, und erschüttert rief der Unselige: „Barmherzigkeit!“

Er wurde sofort in Gewahrsam genommen und versuchte kein weiteres Leugnen mehr. Aber den Grund seiner That verhehlte er hartnäckig. Nur einmal, als man sehr in ihn drang, äußerte er: „Ich hab' ihn stumm gemacht, und wär' ein Narr, wenn ich nun selbst schwächen wollte.“ Man schloß daraus, daß der Ermordete zufällig um eine recht schimpfliche Handlung des sonst so angeesehenen Mannes gewußt habe, und, um nichts zu veraten, von ihm aus dem Wege geräumt worden sei.